

Jahrbuch
für Westfälische
Kirchengeschichte

Band 111

2015

1 CD als Beil.



N12<529565738 021



UB Tübingen



Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Band 111

Herausgegeben

von

Christian Peters, Jürgen Kampmann, Albrecht Geck

Bielefeld 2015

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Band 111

Herausgegeben

von

Christian Peters, Jürgen Kampmann, Albrecht Geck

2015

LWL

Für die Menschen

in Westfalen-Lippe

Dank: Verlagsbuchhandlung Schmidt, Münster (Aach)

Bielefeld 2015

ISSN 0331-9886



Jahrbuch
für Westfälische Kirchengeschichte

Band III

Für alle Arbeiten sind nach Form und Inhalt die Verfasser selbst verantwortlich.

(Layout: Erdmute Härtel-Lindemann, Bielefeld)
(Aufbereitung des Bildmaterials: Thomas Ijewski, Freudenberg)

Das Jahrbuch kann über das Institut für Westfälische Kirchengeschichte,
Universitätsstraße 13-17, 48143 Münster,
bezogen werden.

2015

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Evangelischen Kirche
von Westfalen, der Lippischen Landeskirche und des
Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Druck: Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt (Aisch)



ISSN 0341-9886

Gh 4261-111

*Dr. Christof Windhorst
aus Anlass seines 75. Geburtstags
am 3. April 2015
gewidmet.*

(Layout: Edmar Hertel, Lindemann, Bielefeld)
(Aufbereitung des Bildmaterials: Thomas Bewick, Freudenberg)

Das Jahrbuch kam über das Institut für Westfälische Kirchengeschichte,
Universitätsstraße 13-17, 48143 Münster,
betragen werden.

2015

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Evangelischen Kirche
von Westfalen, der Lippischen Landeskirche und des
Landschaftverbandes Westfalen-Lippe.

LWL

für die Menschen
in Westfalen-Lippe

Druck: Verlagsdruckerei Schmidt, Nünning (Aachen)

ISSN 0341-9685



Gh 4361-117



Christof Windhorst

(Foto: Thomas Ijewski)

Inhalt

Editorial	17
Ulrich-Jürgen Scharmann	
Martin Stiewe zum Gedächtnis	19
Beiträge	
Sabine Arend	
Theologisches Gutachten und wirtschaftliche Überlegungen. Jakob Andreae, Conrad Horn und die Entstehung der lippischen Kirchenordnung von 1571	23
Johannes Burkardt	
„Anweisung“ – „Aanwyzing“ – „Unterricht“. Drei bislang nicht bekannte Frühformen von Gerhard Tersteegens „Anweisung zum rechten Verstand und nützlichen Gebrauch der Heiligen Schrift“ aus den Jahren 1731 bis 1734	57
Christian Peters	
Halle – Herrnhut – Mülheim? Ludwig Friedrich Graf zu Castell- Remlingen (1707–1772), ein Verwandter Zinzendorfs, erweckt Solingen und Elberfeld (1737) und mobilisiert die rheinisch- westfälischen Pietisten	79
Eckhard Möller	
Die Umgestaltung der alten Gütersloher Pfarrkirche in den Jahren 1892/1893	127
Ulrich Rottschäfer	
„Gott behüte unsre Lande, unsre Seelen vor der Schande“. Patriotische Briefseelsorge im Ersten Weltkrieg – ein Beispiel aus Minden-Ravensberg	149
Jochen-Christoph Kaiser	
Die Gründungsjahre der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster	163

Jürgen Kampmann

Kirchliche Arbeit und theologische (Fehl-)Orientierungen (nicht nur)
in Minden-Ravensberg im Kontext des Ersten Weltkriegs 183

Albrecht Geck

Die evangelische Kirche und der Erste Weltkrieg. Das
Reformationsjubiläum 1917 im Vest Recklinghausen 237

Bericht und Dokumentationen

Walter Gröne

Jahrestagung 2014 in Münster 279

Hans Nordsiek

Die Kirchenvisitation von 1650 im brandenburgischen Fürstentum
Minden und die Bedeutung der Visitationsprotokolle als historische
Quelle 283

Mechthild Black-Veldtrup/Jürgen Kampmann

Letztes Geleit für Wilhelm Kohl 295

Buchbesprechungen

Rolf Schönlau/Katja Schoene/Michael Bischoff, Gebaut in OWL. Ein
architekturgeschichtlicher Streifzug durch Ostwestfalen-Lippe (mit
Fotos von Stanislaus Kandula), Bonifatius Verlag, Paderborn 2014,
geb., 235 S., ca. 175 farbige Abb.
(Ulrich Althöfer) 301

Friedhelm Theiling/Jens Murken (Hgg.), Pfarrer Martin Waltemath.
Aus Morgen und Abend wird ein neuer Tag: 1943–1953 in russischer
Gefangenschaft, Schriften des Landeskirchlichen Archivs der Evange-
lischen Kirche von Westfalen 20, Luther-Verlag, Bielefeld 2014, geb.,
360 S.
(Dieter Beese) 302

Reimund Haas/Jürgen Bärsch (Hgg.), Christen an der Ruhr 5, Aschen-
dorff Verlag, Münster 2014, 286 S., 17 Abb., geb.
(Claudia Brack) 305

Stefan Sudmann, Geschichte der Alt-Katholischen Pfarrgemeinde St. Johannes Münster, Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum 1939–2014, Katholisches Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland, Bonn 2014, brosch., 150 S. (Günter Eßer)	306
Antje Grüter/Diana Klöpfer/Anne-Kathrin Koppetsch/Antje Röckemann/Heidemarie Wunsch (Hgg.), „Mein Gott, was haben wir viel gemacht“ – Geschichte der westfälischen Theologinnen von 1974 bis 2014, Luther-Verlag, Bielefeld 2014, brosch., 264 S. (Ute Gause)	307
Jürgen Büschenfeld/Bärbel Sunderbrink (Hgg.), Bielefeld und die Welt. Prägungen und Impulse, 17. Sonderveröffentlichung des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg e.V., Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2014, geb., 655 S., zahlr. Abb. (Wolfgang Günther)	310
Detlef Scheiding, Menschen unterwegs in dunkler Zeit. Ein biografisches Zeitdokument der Jahre 1936–1946 in Obernbeck, hg. von der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Obernbeck, Eigenverlag, Obernbeck 2014, 419 S., geb. (Wolfgang Günther)	312
Michael Fischer, Religion, Nation, Krieg. Der Lutherchoral „Ein feste Burg ist unser Gott“ zwischen Befreiungskriegen und Erstem Weltkrieg, Waxmann Verlag, Münster 2014, brosch., 350 S., 37 Abb. (Richard Janus)	314
Die Beratungen des Fürstenrates in Osnabrück. Teilband 7: Juli–September 1648, bearb. von Maria-Elisabeth Brunert, Aschendorff, Münster 2013, geb., 482 S. [Acta Pacis Westphalicae, Serie III (Protokolle, Verhandlungsakten, Diarien, Varia), Abt. A: Protokolle, Bd. 3)]. (Martin H. Jung)	315
Protokollbuch des Presbyteriums der reformierten Gemeinde Hamm (1611–1664), bearb. von Ingrid Buchhorn, Schriften des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen 17, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2014, geb., 389 S., 12 Abb. u. 1 hist. Karte (Dietrich Kluge)	317
Günter Brakelmann, Die Bochumer Synoden 1919–1933, Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft Bd. 22, hg. von Norbert Friedrich und Traugott Jähnichen, Verlag Hartmut Spenner, Kamen 2013, brosch., 396 S. (Rafael Kuhnert)	319
Norbert Aleweld, Der Beginn der Neugotik im Sakralbau Westfalens. Der Beitrag Westfalens zur Wiedererweckung der mittelalterlichen Sakralbaukunst im 19. Jahrhundert, Bonifatius Verlag, Paderborn 2014, 371 S. (Text) und 168 S. (319 s/w Abb.), geb. (Helmut Schütz)	322

Fritz Achelpöhler, Mädchen. Schule. Zeitgeschichte. Eine Zeitreise mit Bielefelder Schülerinnen in die Jahre 1828 bis 1996, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2014, geb. 270 S., zahlr. Abb. (Ingo Stucke)	325
Michael Häusler/Jürgen Kampmann (Hgg.), Protestantismus in Preußen, Lebensbilder aus seiner Geschichte, Bd. 3: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Hansisches Druck- und Verlagshaus, Frankfurt (Main) 2013, brosch., 366 S. (Frank Stückemann)	327
Ursula Krey/Hans-Walter Schmuhl (Hgg.), Von der inneren Mission in die Sozialindustrie? Gesellschaftliche Erfahrungsräume und dialektische Erwartungshorizonte im 19. und 20. Jahrhundert, Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 42, Luther-Verlag, Bielefeld 2014, brosch., 320 S. (Reinhard van Spankeren)	329
„Aus Gottes Wort und eigener Erfahrung gezeiget“. Erfahrung – Glaube, Erkennen und Handeln im Pietismus. Beiträge zum III. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2009, hg. von Christian Soboth und Udo Sträter in Verbindung mit Hartmut Lehmann, Thomas Müller Bahlke und Johannes Wallmann, Hallesche Forschungen 33/1 und 33/2, Harrassowitz, Halle 2012, brosch., 933 S., zahlr. Abb. (Christof Windhorst)	331
Walter Gödden/Peter Heßelmann/Frank Stückemann (Hgg.), „Er war ein Licht in Westphalen“. Johann Moritz Schwager (1738–1804). Ein westfälischer Aufklärer, Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 55, hg. von der Literaturkommission für Westfalen, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2013, brosch., 470 S., zahlr. Abb. u. Karten	
Walter Gödden/Peter Heßelmann/Frank Stückemann (Hgg.), Johann Moritz Schwager. Sämtliche Romane und eine Reisebeschreibung, Bd. 1: Leben und Schicksale des Martin Dickius (1775); Die Leiden des jungen Franken, eines Genies (1777); Stillbachs Leben. Ein Zauberroman (1781); Bd. 2: Friedrich Bickerkuhl. Ein Roman aus dem Leben und für dasselbe (1802); Leben, Thaten und Schicksale eines lüderlichen Landpredigers (1805); Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen (1804), Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen Bd. 54/1.2, Reihe Texte Bd. 24, hg. von der Literaturkommission für Westfalen, Aisthesis Verlag, brosch., Bielefeld 2013, 1259 S. (Christof Windhorst)	334

Die Autorinnen und Autoren

Dr. Ulrich Althöfer, Kunsthistoriker
Landeskirchenamt
Altstädter Kirchplatz 5, 33602 Bielefeld

Dr. Sabine Arend
Forschungsstelle Evangelische Kirchenordnungen
des XVI. Jahrhunderts
Karlstraße 5, 69117 Heidelberg

Landeskirchenrat Prof. Dr. Dieter Beese
Altstädter Kirchplatz 5, 33602 Bielefeld

Leitende Archivdirektorin Dr. Mechthild Black-Veldtrup
Hegerskamp 30c, 48155 Münster

Claudia Brack, Diplomarchivarin (FH)
Landeskirchliches Archiv
der Evangelischen Kirche von Westfalen
Bethelplatz 2, 33617 Bielefeld

Dr. Johannes Burkardt
Landesarchiv NRW Fachbereich Grundsätze
Grundsätze der Bestandserhaltung – Technisches Zentrum
An den Speichern 11, 48157 Münster

Prof. Dr. Günter Eßer
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Alt-Katholisches Seminar
Adenauerallee 33, 53113 Bonn

Prof. Dr. Ute Gause
Evangelisch-Theologische Fakultät
Ruhr-Universität Bochum
Universitätsstraße 150, 44780 Bochum

Prof. Dr. Albrecht Geck
Institut für Kirchliche Zeitgeschichte
Haus des Kirchenkreises
Limperstraße 15, 45657 Recklinghausen

Pfarrer i.R. Walter Gröne
Hohnekamp 10, 48317 Drensteinfurt

Landeskirchenarchivoberamtsrat Wolfgang Günther
Landeskirchliches Archiv
der Evangelischen Kirche von Westfalen
Bethelplatz 2, 33617 Bielefeld

Dr. Richard Janus
Universität Paderborn, Fakultät für Kulturwissenschaften
Institut für Evangelische Theologie
Warburger Straße 100, 33098 Paderborn

Prof. Dr. Martin H. Jung
Universität Osnabrück
Institut für Evangelische Theologie
Neuer Graben/Schloss, 49069 Osnabrück

Prof. i.R. Dr. Jochen-Christoph Kaiser
Steinatal 14, 34628 Willingshausen

Prof. Dr. Jürgen Kampmann
Diekweg 13, 32584 Löhne; St.-Luzen-Weg 5, 72379 Hechingen

Richter i.R. Dietrich Kluge
Paul-Engelhard-Weg 26, 48167 Münster

Rafael Kuhnert
Lerchenstraße 74, 49088 Osnabrück

Eckhard Möller
Roonstraße 7, 33330 Gütersloh

Kommunalarchivdirektor i.R. Dr. Hans Nordsiek
Rilkeweg 14, 32427 Minden

Prof. Dr. Christian Peters
Gronauweg 39A, 48161 Münster

Pfarrer Ulrich Rottschäfer,
Neuer Weg 5, 32120 Hiddenhausen

Landeskirchenrat i.R. Ulrich-Jürgen Scharmann
Schumannstraße 4, 33604 Bielefeld

Studiendirektor i.R. Dr. Helmut Schütz
Am Galgenberg 12, 45721 Haltern

Reinhard van Spankeren,
Leiter des Geschäftsbereichs Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe
Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe
Friesenring 32/34, 48147 Münster

Pfarrer Ingo Stucke
Boelkovenstraße 1, 33699 Bielefeld

Pfarrer Dr. Frank Stückemann
Kirchstraße 2, 59494 Soest-Meiningsen

Superintendent i.R. Dr. Christof Windhorst
Bergkirchener Straße 80, 32584 Löhne-Mennighüffen

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

nachdem der aktuelle Band unseres Jahrbuchs zum diesjährigen Tag der Westfälischen Kirchengeschichte in Freudenberg (11./12. September 2015) nicht mehr fertiggestellt werden konnte, freuen wir uns umso mehr, dass er jetzt rechtzeitig zum Weihnachtsfest ausgeliefert werden kann – gleichsam um ihn auf den Gabentisch zu legen.

Auch mit diesem Band liegt wieder eine große Zahl von Beiträgen vor, die ein breites Spektrum von Themen sowohl in zeitlicher als auch in sachlicher Hinsicht abdecken. Nach wie vor ist es erfreulich zu sehen, dass es an Autorinnen und Autoren nicht mangelt, die ihre Arbeiten gerne in unserem Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte veröffentlicht sehen. Dies ist ein Zeichen für das weiterhin vorhandene, wenn nicht wachsende Interesse an der Kirchengeschichte in der westfälischen Region, aber sicherlich auch ein Vertrauensbeweis für die Arbeit des Vereins, über das wir uns freuen. Auch in der Zukunft werden wir uns darum bemühen, einen wachsenden Stamm von Autorinnen und Autoren an unser Jahrbuch zu binden.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die hier zur Veröffentlichung kommenden Beiträge.

Sabine Arend hat sich intensiv mit der Entstehung der lippischen Kirchenordnung von 1571 befasst. Johannes Burkardt lässt die Leserschaft teilhaben an seiner spannenden Forschung zu bisher verschollen geglaubten Drucken der „Anweisung“ Gerhard Tersteegens „zum rechten Verstand und nützlichen Gebrauch der Heiligen Schrift“ aus den Jahren 1731 bis 1734. Christian Peters eröffnet einen detailreichen Einblick auf die Geschehnisse des Jahres 1737 in Solingen und Elberfeld, als dort Ludwig Friedrich Graf zu Castell-Remlingen auftrat und eine Mobilisierung der rheinisch-westfälischen Pietisten bewirkte. Und Eckhard Möller stellt die fast ganz in Vergessenheit geratene Umgestaltung der alten Gütersloher Pfarrkirche in den Jahren 1892/1893 vor.

Neben diesen einzelnen Untersuchungen bilden Beiträge zum 100. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges einen Schwerpunkt des Bandes. Es handelt sich um (zum Teil deutlich erweiterte) Vorträge, die auf dem letztjährigen Tag der Westfälischen Kirchengeschichte in Münster am 24./25. Oktober 2014 gehalten wurden.

Jochen-Christoph Kaiser beleuchtet (aus Anlass des 100-jährigen Bestehens im Jahr 2014) die „Die Gründungsjahre der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster“. Ulrich Rottschäfer gibt einen konzentrierten Überblick über die Briefseelsorge, die der in Oetinghausen (Kreis Herford) wirkende Pfarrer Johannes Meyersieck unter unverkennbar patriotischen Vorzeichen mit großem Engagement gehalten hat. Jürgen Kampmann charakterisiert die im Kontext des Ersten Weltkriegs geleistete kirchliche Arbeit in Minden-Ravensberg und weist auf die dabei

oftmals leitend gewesenen theologischen (Fehl-)Orientierungen hin. Schließlich berichtet Albrecht Geck gestützt auf zwei Reden des späteren Recklinghauser Superintendenten Paul Kramm (1873–1947) sowie auf Recklinghauser Synodalprotokolle von der Indienstnahme der Luthermemoria 1917 für die Bewältigung der Kriegseinwirkungen sowohl in theologischer und seelsorgerlicher als auch in politischer Hinsicht.

Dokumentiert ist überdies Hans Nordsieks in Münster gehaltener Vortrag über die 1651 im Bereich des Fürstentums Minden durchgeführte Visitation und deren Ergebnisse. Und Walter Gröne berichtet über den 2014 gehaltenen Tag der Westfälischen Kirchengeschichte insgesamt.

Der Rezensionsteil ist mit 19 Buchbesprechungen wieder recht umfangreich ausgefallen. Das schließt nicht aus, dass der eine oder andere Leser die Vorstellung des einen oder anderen Buches vermissen wird. Hinweise auf wichtige Publikationen nehmen wir deshalb nach wie vor gerne entgegen. Zumal solche Bücher, die nicht in den großen regionalgeschichtlichen Verlagen erschienen sind, sonst allzu leicht der Aufmerksamkeit entgehen.

Der Band enthält schließlich eine von Ulrich-Jürgen Scharmann verfasste Würdigung unseres Ehrenmitglieds Oberkirchenrat i.R. Dr. Martin Stiewe, das im Oktober 2014 im Alter von 84 Jahren verstarb. Den Lesern unseres Jahrbuchs ist Martin Stiewe im Laufe der Jahrzehnte als Autor zahlreicher Beiträge und Rezensionen bekannt geworden. Wir vermissen seine ruhige, ausgeglichene, gleichwohl kompetente und zielstrebige Art und werden ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren.

Das gilt auch für unser Ehrenmitglied Wilhelm Kohl. Er starb ebenfalls im Oktober des vergangenen Jahres im Alter von 100 Jahren. Die Dokumentation des Gottesdienstes zu seiner Bestattung möge noch einmal einen aufrichtigen Dank für das jahrzehntelange Engagement darstellen, das er nicht nur für die regionale westfälische Geschichtsforschung insgesamt, sondern auch und gerade für den Verein für Westfälische Kirchengeschichte unter Beweis gestellt hat.

Gewidmet ist dieser Band Herrn Superintendent i.R. Dr. Christof Windhorst aus Anlass seines 75. Geburtstages, den er im April 2015 begangen hat. Christof Windhorst hat die Arbeit unseres Vereins in den zurückliegenden Jahrzehnten durch seine Lebhaftigkeit wie durch seine Bodenständigkeit, seine Begeisterung für die Kirchengeschichte vor dem Hintergrund einer auch pastoral erfahrungsgesättigten wissenschaftlichen Wirksamkeit stark geprägt, und wir hoffen, dass Vorstand und Verein auch weiterhin mit seiner engagierten Mitarbeit rechnen dürfen!

Münster, am Reformationstag 2015

Albrecht Geck

Jürgen Kampmann

Christian Peters

Nachruf

Martin Stiewe zum Gedächtnis

Am 12. Oktober 2014 verstarb in Bielefeld Dr. theol. Martin Stiewe, langjähriges Mitglied der Kirchenleitung und des Landeskirchenamtes der Evangelischen Kirche von Westfalen, im vierundachtzigsten Lebensjahr.

Sein plötzlicher Tod überraschte Familie und Freunde gleichsam am Fuße der Aufzeichnungen über die Stationen seines Lebensweges, an denen er in den letzten Monaten seines Lebens intensiv und mit großer, innerer Freude gearbeitet und die er soeben vollendet hatte. Sie stellen jetzt eine kostbare Hinterlassenschaft dar, an der das Schrifttum zur westfälischen Kirchengeschichte der jüngsten Zeit manche Orientierung finden mag.

Martin Stiewe entstammte einem reformierten Pfarrhaus des Lipperlandes und war über die Generationen seiner Vorfahren mit der Geistes- und Kirchengeschichte dieser Landschaft verbunden. Da zu diesem Ahnenkreis auch der bekannte lippische „Visitor“ Mauritius Piderit gehört, zeigte sich Stiewe herzlich amüsiert, als er von einem Festredner gelegentlich als „Pideriti generis“ vereinnahmt wurde.

Immerhin war es – rebus sic stantibus – für ihn, wie er selbst bezeugt, bei seiner Ordination keine Beiläufigkeit, sondern eine auf „längeres Nachdenken“ gestützte Entscheidung, dass er seine Stellungnahme zu Schrift und Bekenntnis gegenüber der Kirchenleitung statt auf die reformierten auf die lutherischen Bekenntnisschriften ablegte. Dem Gedächtnis seines Vaters und dessen pfarramtlichen Dienstes in kirchlich und moralisch schwerer Zeit hat er eine liebevolle Schrift gewidmet.

Stiewe begann seinen theologischen Berufsweg zunächst als Studentenfarrer und als Studieninspektor am Predigerseminar Soest, ehe er sich – dem Rat des von ihm verehrten Ephorus Dr. Werner Danielsmeyer folgend – zur Intensivierung der Arbeit an seiner systematisch-theologischen Dissertation vom Dienst beurlauben ließ. Seine Dissertation hatte einen bedeutsamen Hintergrund; sie galt einem Thema aus dem Zusammenhang der Einführung der Union in Preußen 1817 und dem diesbezüglichen Einfluss Friedrich Schleiermachers. Die Stiewe eigene Freude an selbständiger, schöpferischer Arbeit führte das Projekt und die Promotion zügig zum erwünschten Ziel.

Entgegen seiner ursprünglichen Vorstellung nahm der nunmehr Ordinierte, Promovierte und jung Vermählte seinen Dienst nicht in der Pfarrstelle einer „Industrie-“Gemeinde des Ruhrgebiets auf, sondern trat an der Seite seines Freundes Herbert Demmer, des nachmaligen theologischen Vizepräsidenten der EKvW, in die weitgefächerte Arbeit des Volksmissionarischen Amtes ein, die im Kern auf die neuen Herausforderungen an den Dienst der Kirche angesichts stetig wachsender gesellschaftlicher Veränderungen in Freizeit-, Wohn- und Arbeitswelt gerichtet war. In dieser, ihn inhaltlich sehr beanspruchenden Arbeit erreichte ihn die Berufung zum

theologischen Landeskirchenrat in die geistliche Oberbehörde der westfälischen Kirche, das Landeskirchenamt in Bielefeld, der er zum 1. Februar 1973 folgte. Nach mehrjähriger Tätigkeit in dem aus Theologen und Juristen bestehenden Kollegium erweiterte sich sein Verantwortungsbereich durch seinen Eintritt als Oberkirchenrat in die westfälische Kirchenleitung, in die Stiewe 1977 durch die Landessynode gewählt wurde.

Von diesen beiden Positionen aus entfaltete er in der Folgezeit bis zu seiner Pensionierung seinen vielseitigen und fruchtbaren Dienst in unterschiedlichen Dezernaten, in deren Mittelpunkt der Gesamtbereich der theologischen Ausbildung unter Einschluss des landeskirchlichen Prüfungswesens stand. In alle Bereiche seines Wirkens brachte er den Fleiß und die Gründlichkeit, seine Bildungsbreite und die stets einsichtsvolle Menschlichkeit ein, die sein Wesen ausmachten.

Seine Dezernate legten den ständigen Kontakt mit der theologischen Wissenschaft nahe. Die prüfungsamtliche Praxis bedingte seine besondere Verantwortung bei Auswahl und Berufung der am Verfahren zu beteiligenden Hochschullehrer.

Stiewes besondere Nähe zur Kirchlichen Hochschule (Bethel) kam auf vielfache Weise zum Ausdruck. Bis zum Ende seiner Dienstzeit gehörte er dem Kuratorium der Hochschule an und bekleidete das Amt des stellvertretenden Kuratoriumsvorsitzenden. Die laufende Geschäftsführung der Hochschulverwaltung hat er über die Jahre als geschäftsführender Kurator mitverwaltet. Doch auch in den wissenschaftlichen Lehrbetrieb brachte er sich ein, indem er sich – bereits im Ruhestande – auf Bitten seines Freundes Prof. Dr. Dr. h.c. François Vouga an dessen Lehrveranstaltungen beteiligte, Vorlesungen hielt und als systematisch-theologischer Gesprächspartner für einen interdisziplinären Dialog den Studierenden zur Verfügung stand.

Einen ganz besonderen, nicht unmittelbar aus seinem Amte sich ergebenden Bereich, in dem er aber seine Leitungserfahrung zur Geltung bringen konnte, stellte der Vorsitz im Verwaltungsrat des Evangelischen Johannes-Werkes in Bielefeld dar, der ihm 1984 übertragen wurde. Das Werk, eine der größten diakonischen Einrichtungen in Deutschland mit mehr als 70 zugehörigen Betriebsstätten in Westfalen und rund 6.000 mitarbeitenden Menschen auferlegte dem Verwaltungsrat und seinem Vorsitzenden, indem ihm die Kontrolle des Vorstandes oblag, eine große Verantwortung. Bis in die Jahre des Ruhestandes verantwortete Stiewe diese ehrenamtliche Arbeit, die er nach seinen eigenen Worten als „Auszeichnung“ empfand.

Die Freunde der westfälischen Kirchengeschichte, denen dieses Jahrbuch zugeht, haben besonderen Anlass, das Andenken an den Verstorbenen mit großer Dankbarkeit wachzuhalten. Martin Stiewe war der Kirchengeschichte und deren Darstellung mit vornehmlichem Interesse verbunden. Der verständnisvolle Sensus für das geschichtlich Gewordene, auch und gerade in der Kirche, der ihm eigen war, entsprach den Anliegen und Zielen unseres Vereins und führte ihn früh zur Mitgliedschaft. Eine Fülle von Beiträgen und Rezensionen in der Abfolge unserer Jahrbücher trägt

seinen Namen. Noch in dem letzten, allerdings erst kurz nach seinem Tode erschienenen Jahrbuch beteiligte er sich mit aktuellen Buchbesprechungen, die – wie gewohnt – durch die Fülle, um nicht zu sagen Vollständigkeit der in Betracht kommenden Aspekte beeindruckten. Nach einem akademischen Workshop, an dem wir aus besonderem Anlass gemeinsam teilgenommen hatten und welcher Entwicklungen in Darstellung und Deutung kirchengeschichtlicher Zusammenhänge analysierte, erlebte ich ihn mit geradezu jugendlichem Elan, die aufgezeigten Positionen im Gespräch nachzuvollziehen und abzuwägen. – 2011 hat der Verein Stiewes Engagement für die Sache der Kirchengeschichte durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft gewürdigt.

Als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, fand seine Frau die erwähnten, eigenbiographischen Manuskripte wohlgeordnet und abgeschlossen vor, so dass sie unverändert in die Hände der von ihm Bedachten weiter gelangen konnten. Wir machen uns den Zusatz zu eigen, mit dem sie dieses letzte Opus versehen hat:

„Martin begegnet uns in ihnen, wie er war: mit der tiefen inneren Zufriedenheit, Besonnenheit und Ausgeglichenheit, die sein Leben bestimmten.“

R.I.P.

Ulrich-Jürgen Scharmann

Das nicht mehr nach Concilio Augustano. Die Reformation in Lippa. Ausschließung des Nordrhein-Westfälischen Bistumsarchivs Detmold in Verbindung mit der ultimativen Klause der Lippischen Landeskirche. Veranschaulichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen (13). Detmold 1988. 3. Aufl. (bei dem Passus 10.1) (Hrsg.). Reformations - wörterbuch - online und seine ergänzende Bibliografie in Lippa Detmold 2003, S. 32-34; Bernold Klause, Altona 1909, S. 17. Eine kirchengeschichtliche Studie zur Überwindung alttestamentlicher Typologien der Frühhilfzeit zur reformierten Lehraussage der Persepe. In: Der Christenfall Lippa Wuppertal 2005, S. 41-60; Friedrich Witzmann, Das Zeitalter der Reformations in Volkes Wehrmann (Hrsg.). Die Lippische Landeskirche 1884-1964. Ihre Geschichte in Darstellungen, Bildern und Dokumenten. Detmold 1964, S. 12-14. Kap. 2.10.11.

Theologisches Gutachten und wirtschaftliche Überlegungen Jakob Andreae, Conrad Horn und die Entstehung der lippischen Kirchenordnung von 1571

In der Grafschaft Lippe wurde 1538 die Reformation eingeführt. Zur Durchsetzung der hiermit verbundenen Neuerungen wurde – wie auch in anderen Territorien üblich – im gleichen Jahr eine Kirchenordnung erlassen, der bis zum Interim Mitte des 16. Jahrhunderts weitere Regelwerke folgten. Diese ersten Dokumente der evangelischen Kirche in Lippe kursierten unter den Pfarrern ausschließlich in handschriftlicher Form. Erst 1571 wurde eine neue Kirchenordnung erlassen, die gedruckt Verbreitung fand und forthin das einschlägige Regelwerk des lippischen Kirchenwesens darstellte.

Der Titel dieser Ordnung, die sämtliche früheren Regelungen zusammenfasste, lässt bereits auf ihren umfangreichen Inhalt schließen: „Kirchenordnung, Wie es mit der Reinen Lehre Göttliches Worts Und Austheilung der Hochwürdigen Sacrament, Auch allerley Christlichen Ceremonien und zum Heiligen Predigamt notwendigen sachen in den Graffschafften Lippe, Spiegelberg und Pymont sol eindrechtlich gehalten werden“. Im Einzelnen enthält die Ordnung Regelungen zum Abendmahlsgottesdienst sowie zu den Sonn-, Fest- und Wochentagspredigten in Städten und Dörfern, Agenden zu Taufe und Nottaufe, Eheeinsegnung, Krankenbesuch und Begräbnis, organisatorische Bestimmungen, wie die kirchlichen Ämter besetzt sowie Visitationen und Synoden durchgeführt werden sollen, zur Arbeitsweise des Kirchenrats, zum Unterhalt der kirchlichen Amtsträger sowie zum Schul-, Kloster- und Armenwesen.¹

Die lippische Kirchenordnung von 1571 ist damit ein bedeutendes Zeugnis nicht nur für den Regelungswillen eines frühneuzeitlichen Landesherrn, sondern auch für dessen Selbstbewusstsein, denn mit mehr als 300 Druckseiten stellt die Ordnung nicht nur für die kleine Grafschaft

¹ Zum Inhalt siehe auch *Confessio Augustana. Die Reformation in Lippe*. Ausstellung des Nordrhein-Westfälischen Staatsarchivs Detmold in Verbindung mit der lutherischen Klasse der Lippischen Landeskirche (Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen D 13), Detmold 1980, S. 60f.; Bartold Haase [u.a.] (Hgg.), *Reformieren – streiten – bekennen. 400 Jahre reformiertes Bekenntnis in Lippe*, Detmold 2005, S. 32-34; Bartold Haase, „Allerhand Erneuerung ...“. Eine kirchengeschichtliche Studie zum Übergang deutscher Territorien der Frühneuzeit zur reformierten Lehre aus der Perspektive der Grafschaft Lippe, *Wuppertal* 2005, S. 41-50; Friedrich Wiehmann, *Das Zeitalter der Reformation*, in: Volker Wehrmann (Hg.), *Die Lippische Landeskirche 1684–1984. Ihre Geschichte in Darstellungen, Bildern und Dokumenten*, Detmold 1984, S. 15-94, hier S. 66-68.

Lippe, sondern auch im Vergleich mit den Kirchenordnungen anderer Territorien ein ausgesprochen umfangreiches Regelwerk dar. Sie gehört gemeinsam mit der Großen württembergischen Kirchenordnung von 1559² oder der hessischen von 1566³ zu den Regelwerken, die eine seit Jahrzehnten entwickelte Rechtspraxis zusammenfassten und kodifizierten.

Aufgrund mangelnder Quellen kann die Entstehung von Kirchenordnungen nur selten nachgezeichnet werden. Im Falle der lippischen Kirchenordnung von 1571 lassen jedoch zwölf Briefe verschiedener Aussteller und Adressaten aus der Zeit von Ende 1568 bis Anfang 1571 Einblicke in die Genese der Ordnung zu. Dieser Briefwechsel, der von Friedrich Wiehmann und Bartold Haase im Zusammenhang mit der lippischen Reformationgeschichte zwar bereits herangezogen,⁴ in seiner Gesamtheit bislang jedoch weder dokumentiert noch ausgewertet worden ist, soll im Folgenden nicht nur ediert, sondern auch in den historischen Kontext eingeordnet werden. Hierfür wird zunächst ein Blick auf die lippischen Kirchenordnungen bis 1559 geworfen und anschließend die Entstehung der Kirchenordnung von 1571 aus den erhaltenen Briefen nachgezeichnet. Hierauf folgt ein Vergleich dieser Ordnung mit gleichartigen Texten anderer Landesherrschaften. Abschließend wird der Briefwechsel kritisch ediert und kommentiert.

1. Die lippischen Kirchenordnungen zwischen 1538 und 1559

Unter Graf Simon V. zur Lippe (1470–1536), der zeitlebens altgläubig blieb, konnte sich die reformatorische Bewegung zunächst lediglich in der zur Grafschaft Lippe gehörenden Stadt Lemgo durchsetzen.⁵ Die Hansestadt hatte die reformatorische Lehre Anfang der 1530er Jahre angenommen und mit Hilfe Landgraf Philipps von Hessen eingeführt. 1533 nahm man die von Johannes Bugenhagen verfasste Braunschweiger Kirchen-

² Abdruck in: Emil Sehling, Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts [EKO], Bd. I-V, Leipzig 1902–1913; Bd. VI-XXIV, Tübingen 1955–2016, hier Bd. XVI, S. 344–419; XVII/1, S. 515–592.

³ Abdruck in: Sehling, EKO VIII (wie Anm. 2), S. 187–337.

⁴ Haase, Erneuerung (wie Anm. 1), S. 38–41; Wiehmann, Zeitalter (wie Anm. 1), S. 64f.

⁵ Heinz Schilling, Konfessionskonflikt und Staatsbildung. Eine Fallstudie über das Verhältnis von religiösem und sozialem Wandel in der Frühneuzeit am Beispiel der Grafschaft Lippe (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 48), Gütersloh 1981, S. 119–121; Klaus Fitzner, 1538 – Entscheidungsjahr der Reformation in Lippe. Vorgänge, Ereignisse, Nachwirkungen, maschinenschriftlich Blomberg 1988, S. 17–20.

ordnung⁶ von 1528 an, die vier Jahre später durch eine speziell auf die Lemgoer Verhältnisse zugeschnittene Ordnung⁷ ergänzt wurde.

Während Lemgo schon früh eine evangelische Landstadt innerhalb des altgläubigen Territoriums war, konnte sich die reformatorische Lehre in der Grafschaft Lippe erst 1536 nach dem Tod Simons V. unter dessen Sohn Bernhard VIII. (1527–1563) verbreiten. Da dieser bei seinem Amtsantritt noch minderjährig war, wurde zunächst eine Vormundschaftsregierung eingesetzt.⁸ Unter dem Einfluss Landgraf Philipps von Hessen, einem der Lehnsherrn⁹ der Grafen zur Lippe, entschlossen sich die Vormünder zur Einführung der Reformation mittels einer Kirchenordnung.¹⁰ Mit der Ausarbeitung des Textes beauftragte man die auswärtigen Prediger Adrian Buxshot (um 1493–1561)¹¹ aus Hoya und Johann Timann (um 1500–1557)¹² aus Bremen. Im Sommer 1538 legten sie einen Entwurf vor, den der Landtag akzeptierte.¹³ Eine Regierungskommission lehnte ihn hingegen ebenso ab wie der Steinheimer Archidiakon Rembert von Kerssenbrock, die Mitglieder der lippischen Ritterschaft sowie einige Detmolder Pfarrer.¹⁴

⁶ Abdruck in: Sehling, EKO VI/1 (wie Anm. 2), S. 348-455. Vgl. Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 99, 113.

⁷ Abdruck in: Sehling, EKO XXI (wie Anm. 2) (im Druck).

⁸ Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 121.

⁹ Seit 1517 stand die Grafschaft unter der Lehnsherrschaft der Bischöfe von Paderborn und der Landgrafen von Hessen, Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 55; vgl. Robert Stupperich, Hessens Anteil an der Reformation in Westfalen, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 18 (1968), S. 146-159, hier S. 149; Regula Wolf, Der Einfluß des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen auf die Einführung der Reformation in den westfälischen Grafschaften, in: JVKWG 51/52 (1958/1959), S. 27-149, hier S. 59f.; Hans Kiewning, Lippische Geschichte, hg. von Adolf Gregorius, Detmold 1942 (Sonderveröffentlichung des Naturwissenschaftlichen Vereins für das Land Lippe 7), S. 146f.

¹⁰ Wolf, Einfluß (wie Anm. 9), S. 77-83; Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 123-130.

¹¹ Vgl. Anneliese Sprengler-Ruppenthal, Joannes Amsterdamus Bremensis als Kirchenrechtler. Studien zu seinen kirchenordnenden Schriften, insbesondere der Lipper Kirchenordnung von 1538, in: Anneliese Sprengler-Ruppenthal, Gesammelte Aufsätze zu den Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts (Jus Ecclesiasticum 74), Tübingen 2004, S. 448-512, hier S. 473-476; Sehling, EKO VI/2 (wie Anm. 2), S. 1122f.

¹² Vgl. Sprengler-Ruppenthal, Amsterdamus (wie Anm. 11), S. 455-473, 476-481; Johann Friedrich Iken, Die Bremische Kirchenordnung von 1534, in: Bremisches Jahrbuch 2. Ser. 2 (1891), S. XIII-XXIII; Fitzner, Entscheidungsjahr (wie Anm. 5), S. 43.

¹³ Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 129; Sprengler-Ruppenthal, Amsterdamus (wie Anm. 11), S. 451; Nicolas Rügge, Kirchenordnung und Konfessionalisierung in Lippe und Paderborn, in: Lippische Mitteilungen 63 (1994), S. 9-26, hier S. 14-16; Haase, Reformieren (wie Anm. 1), S. 23; Fitzner, Entscheidungsjahr (wie Anm. 5), S. 29.

¹⁴ Sprengler-Ruppenthal, Amsterdamus (wie Anm. 11), S. 451-453; Jutta Prieur, Im Auftrag des hessischen Landgrafen. Antonius Corvinus und die Reformation in Lippe, in: JVKWG 97 (2002), S. 33-53, hier S. 41; Fitzner, Entscheidungsjahr (wie Anm. 5), S. 45; Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 131f.; Kiewning, Geschichte (wie Anm. 9), S. 152.

Vor dem Hintergrund dieser Widerstände bemühte man sich um Approbation des Textes und sandte den Entwurf 1539 an Martin Luther nach Wittenberg.¹⁵ Philipp Melanchthon, der ihn ebenfalls durchsah, brachte einige Korrekturen sowie Ergänzungen an¹⁶ und schickte ihn am 8. November 1539 nach Detmold zurück.¹⁷ In dem beiliegenden Schreiben, das von Luther, Melanchthon, Justus Jonas und Johannes Bugenhagen unterzeichnet worden war, erklärten sich die Theologen mit der Ordnung einverstanden. Das Wittenberger Gutachten wurde der endgültigen Fassung der Kirchenordnung – gewissermaßen als „Gütesiegel“ – vorangestellt.¹⁸

Die Ausarbeitung der lippischen Kirchenordnung geht vorwiegend auf Johann Timann zurück, der 1529 bereits die Kirchenordnungen für Ostfriesland¹⁹ und 1534 für Bremen²⁰ entworfen hatte und der vor allem aus der Bremer Ordnung einiges in den lippischen Text einfließen ließ.²¹ Inhalte, Kapitelgliederung und die Verwendung der niederdeutschen Sprache der lippischen Ordnung gehen zwar vorwiegend auf die Bremer Vorlage zurück, die Formulierungen der einzelnen Passagen sind jedoch eigenständig, und auch der Umfang der lippischen Ordnung fällt wesentlich geringer als der ihres Vorbilds aus.

Die einzelnen Regelungen zeigen ein weites inhaltliches Spektrum: Neben theologischen Reflektionen zu Gesetz, Evangelium, freiem Willen,

¹⁵ Sprengler-Ruppenthal, Amsterdamus (wie Anm. 11), S. 451; Kiewning, Geschichte (wie Anm. 9), S. 149; Confessio Augustana (wie Anm. 1), S. 59; Fitzner, Entscheidungsjahr (wie Anm. 5), S. 29.

¹⁶ Abdruck in Robert Stupperich, Melanchthoniana inedita III. Ungedruckte kirchenrechtliche Gutachten, in: Archiv für Reformationsgeschichte 52 (1961), S. 91-93.

¹⁷ Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, 11 Bde. Regesten, bisher 15 Bde. Texte, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977ff., Nr. 2300; vgl. Wolf, Einfluß (wie Anm. 9), S. 86 Anm. 192; Andreas Biermann, Melanchthon und Lippe. Zwei wiederentdeckte Briefe des Wittenberger Reformators, in: JWKG 85 (1991), S. 136-148, hier S. 136; Robert Stupperich: Bugenhagen und Westfalen, in: Westfalen 42 (1964), S. 378-393, hier S. 387.

¹⁸ Abdruck der lippischen Kirchenordnung von 1538 in: Sehling, EKO XXI (wie Anm. 2) (im Druck).

¹⁹ Abdruck in: Sehling, EKO VII/1 (wie Anm. 2), S. 360-372.

²⁰ Abdruck in: Anneliese Sprengler-Ruppenthal, Die Bremer Kirchenordnung von 1534, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 113 Kanonistische Abteilung 82 (1996), S. 107-269. Vgl. Anneliese Sprengler-Ruppenthal, Untersuchungen zur Bremer Kirchenordnung von 1534, in: Anneliese Sprengler-Ruppenthal, Gesammelte Aufsätze (wie Anm. 11), S. 374-447; Friedrich Seven, Die Bremer Reformation im Spiegel der Kirchenordnungen, in: NSJ 56 (1984), S. 59-72; Friedrich Seven, Der Aufstand der 104 Männer und die Bremer Kirchenordnung von 1534, in: Bremisches Jahrbuch 64 (1986), S. 15-31, hier S. 28f.; Friedrich Seven, Die Bremer Kirchenordnung von 1534 – ihre reformatorische Bedeutung und kirchenrechtliche Tragweite, in: Hospitium Ecclesiae 21 (1986), S. 25-72; Iken, Kirchenordnung (wie Anm. 12), S. 1-116.

²¹ Wolf, Einfluß (wie Anm. 9), S. 86; Prieur, Auftrag (wie Anm. 14), S. 41; Sprengler-Ruppenthal, Amsterdamus (wie Anm. 11), S. 448, 463f.; Sprengler-Ruppenthal, Bremer Kirchenordnung (wie Anm. 20), S. 114f.

rechtem Glauben, guten Werken, Fegefeuer, Kreuz und Leiden sowie christlicher Freiheit finden sich pragmatische Anweisungen zu Taufe, Abendmahl, Krankenbesuch, Begräbnis, Bann, Beichte, Buße, Gebet, Heiligenverehrung, Festtagen, Ehesachen, Klosterleben, Armenwesen sowie Schule und Katechismusunterricht. Daneben gibt die Ordnung Richtlinien für die Amts- und Lebensführung der kirchlichen Amtsträger.

Der Kirchenordnung von 1538 wurden in den folgenden Jahren weitere Regelungen an die Seite gestellt: Im Frühjahr 1542 führte Antonius Corvinus im Auftrag des Grafen eine Visitation der lippischen Pfarreien durch, für die er mit der *Ordinantz* eine Gottesdienststafel verfasste, die eng an die von ihm erarbeitete Kirchenordnung für das Fürstentum Calenberg-Göttingen²² von 1542 angelehnt war, jedoch wesentlich kürzer als diese ausfiel. Des weiteren entwarf Corvinus für Lippe eine Zeremonienordnung, eine Ordinationsordnung und eine Zuchtordnung.²³

Infolge des Augsburger Interims (1548–1552) mussten die reformatorischen Neuerungen auch in der Grafschaft Lippe rückgängig gemacht werden. Erst nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555 konnte Graf Bernhard VIII. die Reformation in seinem Land fortsetzen, indem er die Kirchenordnung von 1538 wieder in Geltung brachte²⁴ und sie 1559 in überarbeiteter Form erneut erließ.²⁵ Fünf Jahre später dachte er an eine weitere Revision sämtlicher bisheriger Regelungen. Die Planung geriet jedoch ins Stocken, bis Graf Bernhard VIII. schließlich 1563 darüber starb, nicht jedoch, ohne die künftige Arbeit an dem kirchlichen Ordnungswerk in seinem Testament²⁶ festgeschrieben zu haben. Die zu diesem Zeitpunkt vorliegenden Konzepte sollten von den lippischen Pfarrern Moritz Piderit,²⁷ Hermann Hamelmann²⁸ und Johann von Exter²⁹ geprüft und für die Neuausgabe vorbereitet werden. Zur Ausführung dieses Plans kam es

²² Abdruck in: Sehling, EKO VI/2 (wie Anm. 2), S. 708-843.

²³ Sehling, EKO XXI (wie Anm. 2) (im Druck).

²⁴ Sprengler-Ruppenthal, Amsterdamus (wie Anm. 11), S. 453; Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 134f.; Rügge, Kirchenordnung (wie Anm. 13), S. 14; Prieur, Auftrag (wie Anm. 14), S. 52; Haase, Reformieren (wie Anm. 1), S. 28f.; Kiewning, Geschichte (wie Anm. 9), S. 162-168.

²⁵ Hierfür konzipierten die führenden lippischen Prediger im Auftrag der Grafen Bernhard VIII. zur Lippe und Hermann Simon von Spiegelberg-Pyrmont ein Ausschreiben, das an „alle pfarheren und frommen christen“ in der Grafschaft Lippe, Spiegelberg und Pyrmont gerichtet war, Sehling, EKO XXI (wie Anm. 2) (im Druck).

²⁶ LAV NRW OWL Detmold L 1, 12, vom 12. Februar 1563.

²⁷ Zu Moritz Piderit (1497–1576) siehe unten, Anm. 86.

²⁸ Hermann Hamelmann (1525–1595) war von 1555 bis 1568 Pfarrer an der Lemgoer Marienkirche, s. August Falkmann, Hermann Hamelmann in Lemgo, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1883, S. 88-113; Erich Kittel, Hamelmann als lippischer Profanhistoriker, in: Mitteilungen zur Lippischen Geschichte 27 (1958), S. 5-52; Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 53 Anm. 109; Wilhelm Butterweck, Die Geschichte der Lippischen Landeskirche, Schötmar 1926, S. 476f.

²⁹ Zu Johann von Exter siehe unten, Anm. 88.

jedoch nicht, denn Ende 1564 stellte man bereits Überlegungen zu einer vollkommen neuartigen Kirchenordnung an.

2. Die Entstehung der lippischen Kirchenordnung von 1571

Nach Bernhards VIII. Tod gelangte 1563 dessen Sohn Simon (1554–1613)³⁰ in die Regierungsverantwortung. Für den Elfjährigen wurde jedoch zunächst eine Vormundschaftsregierung eingesetzt, die aus verschiedenen Landesherrn sowie lippischen Bürgermeistern bestand, unter denen Graf Hermann Simon von Spiegelberg-Pyrmont bis zu Simons VI. selbständiger Regierungsübernahme 1579 eine Führungsposition einnahm.³¹

Ende 1564 hatten die Vormünder die Erarbeitung einer neuen Kirchenordnung für Lippe beschlossen und beauftragten hiermit ein Gremium, das aus den beiden Pfarrern Moritz Piderit und Johann von Exter, dem Landdrosten Anton von Donop³² und dem Lemgoer Bürgermeister Ernst Wippermann bestand,³³ allesamt Persönlichkeiten, die in früheren Jahren auch als Visitatoren der Grafschaft tätig und bereits an den Beratungen für die Überarbeitung der älteren lippischen Kirchenordnungen beteiligt gewesen waren. In diesem Kreis nahm Johann von Exter, der 1566 zum lippischen Superintendenten ernannt werden sollte, die führende Rolle ein.³⁴ Von Exter war es auch, der den jungen Grafen Simon während seiner ersten Lebensjahre unterrichtete, bis dieser seine standesgemäße Erziehung an prominenten Lehranstalten und einflussreichen Fürstenhöfen fortsetzte. Die Kontakte des Detmolder Hofes zu anderen Lan-

³⁰ Zu Simon VI. siehe Haase, Erneuerung (wie Anm. 1), S. 62-69; Hanns-Peter Fink, *Exercitia Latina. Vom Unterricht lippischer Junggrafen zur Zeit der Spätrenaissance* (Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland 1), Marburg 1991, S. 10-22; Michael Bischoff, *Graf Simon VI. zur Lippe. Ein europäischer Renaissanceherrscher*, Lemgo 2010, S. 7-99; August von Cölln, *Urkundliche Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Lippe'schen Kirchenordnung von 1684*, Erlangen 1863, S. 4-14; Detlev Hellfaier, *Geistiges und kulturelles Leben am Hofe Simons VI. zur Lippe*, Detmold 1986; Gerhard Schormann, *Simon VI. und seine Bibliothek. Ein Beitrag zur Zweiten Reformation in Lippe*, in: *JWKG* 70 (1977), S. 63-98.

³¹ Weitere Vormünder waren Wilhelm von Kleve, Philipp von Hessen und dessen Sohn Wilhelm, Otto von Schaumburg, Johann I. von Waldeck-Landau, Albrecht II. von Hoya sowie die Bürgermeister von Lippstadt und Lemgo, s. Haase, *Erneuerung* (wie Anm. 1), S. 39.

³² Zu Anton von Donop († 1574) siehe unten, Anm. 89.

³³ Zu Ernst von der Wipper (Wippermann) siehe unten, Anm. 87.

³⁴ Bartold Haase, *Der Übergang Lippes zum reformierten Bekenntnis: Ein kirchenhistorischer Zugang zur Herausbildung der zweikonfessionellen Struktur der lippischen Kirche zu Beginn des 17. Jahrhunderts*, in: *Lippische Mitteilungen* 74 (2005), S. 11-24, S. 14; Haase, *Reformieren* (wie Anm. 1), S. 30; Haase, *Erneuerung* (wie Anm. 1), S. 38f.; Butterweck, *Geschichte* (wie Anm. 28), S. 140f.

desherren sollten auch für die Entstehung der lippischen Kirchenordnung von Bedeutung sein.

Anfang November 1567 brach der 13-jährige Simon zur Akademie nach Straßburg auf.³⁵ Dort hielt er sich zusammen mit seinen Präzeptoren Nikolaus Thodenus³⁶ und Christoph von Donop³⁷ jedoch nur sieben Monate auf. Schon Anfang Juni 1568 reisten sie zunächst nach Köln, Ende August schließlich zurück nach Detmold. Im Jahr darauf ging der junge Graf erneut auf Reisen, von Ende 1569 bis Februar 1572 lebte er mit seinen Begleitern am Hof Herzog Julius' von Braunschweig-Wolfenbüttel.³⁸

Während Simon VI. seine Bildung am Wolfenbütteler Hof verfeinerte, bemühte man sich in Detmold um die Ausarbeitung der neuen Kirchenordnung. Wie das lippische Regelwerk im Einzelnen entstand, welche redaktionellen Schritte es durchlief und welcher Anteil an der Entstehung den einzelnen Mitgliedern des Gremiums beigemessen werden kann, geht aus den überlieferten Quellen nicht hervor. Fest steht aber, dass im Oktober 1568, also vier Jahre nachdem der Beschluss für die neue Ordnung getroffen worden war, ein erster Entwurf des Textes vorlag. Die Vormünder ließen über die Befehlshaber in Detmold einige Korrekturwünsche anbringen, im Einzelnen monierten sie die Ausführungen zu den Superintendenten und den Kommenden (Text Nr. 1). Diese beiden Punkte sollten auch auf dem für den 3. November 1568 nach Cappel einberufenen Landtag verhandelt werden. In ihrer Antwort vom 17. Dezember 1568 legten Johann von Exter und die übrigen Verfasser dar, wie die beanstandeten Abschnitte zu verstehen seien (Nr. 2). Außerdem gingen sie auf den in der Zwischenzeit abgehaltenen Landtag ein, auf dem diskutiert worden war, ob die Kirchenordnung gedruckt werden solle. Die Verfasser waren beauftragt worden, ihre diesbezüglichen „bedenkenn und wolmeinunge ynn schriftlicher antwortunge anzuzeigenn“. Sie sprachen sich dafür aus, den Druck zunächst zurückzustellen, bis die Visitationsergebnisse aus den der lippischen Pfarreien vorlägen. Eine Visitation war bereits am 20. April 1566 angeordnet worden,³⁹ stand aber 1568 noch immer aus.⁴⁰ Den Pfarrern sollte die Ordnung zunächst in

³⁵ Fink, *Exercitia* (wie Anm. 30), S. 12-15; Hellfaier, *Leben* (wie Anm. 30), S. 9; Haase, *Erneuerung* (wie Anm. 1), S. 64; Schormann, *Simon VI.* (wie Anm. 30), S. 71; Bischoff, *Simon VI.* (wie Anm. 30), S. 12.

³⁶ Zu Nikolaus Thodenus siehe unten, Anm. 132.

³⁷ Zu Christoph von Donop siehe unten, Anm. 185.

³⁸ Bischoff, *Simon VI.* (wie Anm. 30), S. 16-18; Haase, *Erneuerung* (wie Anm. 1), S. 66f. Nachdem Graf Simon im Frühjahr 1572 aus Wolfenbüttel zurückgekehrt war, ging er zur weiteren Ausbildung an den Hof Landgraf Wilhelms IV. nach Kassel.

³⁹ Sehling, *EKO XXI* (wie Anm. 2) (im Druck). Vgl. Haase, *Erneuerung* (wie Anm. 1), S. 39f.; Haase, *Übergang* (wie Anm. 34), S. 30; Butterweck, *Geschichte* (wie Anm. 28), S. 140.

⁴⁰ Demgegenüber geht Haase, *Reformieren* (wie Anm. 1), S. 30, davon aus, dass seit 1566 „parallel zur Arbeit an der neuen Ordnung“ Visitationen in den lippischen Gemeinden durchgeführt wurden. Dass sich die Visitationstätigkeit in der kleinen

handschriftlicher Form übergeben werden, um im täglichen Gebrauch festzustellen, welche Korrekturen und Ergänzungen noch erforderlich seien. Erst nach diesem Praxistest sollte die Ordnung zum Druck kommen. Die Vormünder gingen vermutlich auf diese Vorschläge ein, denn in dem erst Anfang 1570 wieder einsetzenden Schriftwechsel ist immer noch von dem Entwurf der Ordnung die Rede, den das Verfasserergremium zur weiteren Beratung am 18. Januar 1570 nach Detmold mitbringen sollte (Nr. 3).⁴¹

In den folgenden Monaten ging die Arbeit an der Kirchenordnung jedoch rasch voran, womit ein weiteres Anliegen der Vormünder ins Blickfeld rückte, nämlich die Begutachtung des Textes durch einen namhaften Theologen, wie man sie auch für die Kirchenordnung von 1538 in Wittenberg angestrengt hatte. Am 18. Mai 1570 schrieb Graf Hermann Simon von Spiegelberg-Pyrmont an den Hof nach Wolfenbüttel, wo sich Jakob Andreae aufhielt, und bat Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, Andreae für die Durchsicht der lippischen Kirchenordnung freizustellen (Nr. 4). Falls dieser nicht nach Lippe kommen könne, bot Hermann Simon an, ihm den Text zu schicken, damit dieser ihn „zum wenigsten obiter durchlaufen“ könne.⁴² Ein ähnlich formuliertes Gesuch sandte die Vormundschaftsregierung auch an Jakob Andreae selbst (Nr. 5). Dessen Meinung zur lippischen Kirchenordnung blieb jedoch unbekannt, denn er kam weder persönlich nach Lippe, noch ließ er sich die Ordnung zusenden. Im Juli 1570 sollte ihm Johann von Exter das Regelwerk nach Wolfenbüttel bringen, wie der lippische Landdrost Adolf Schwartz⁴³ berichtete (Nr. 6). Doch auch dieser Versuch, das Urteil des Theologen über die Kirchenordnung in Erfahrung zu bringen, scheiterte, denn unterdessen hatte Graf Simon aus Wolfenbüttel nach Detmold geschrieben, dass Andreae momentan keine Zeit für ein Treffen mit von Ex-

Grafschaft Lippe über einen so langen Zeitraum hingezogen haben sollte, erscheint jedoch unwahrscheinlich.

⁴¹ Das Schreiben ist nicht adressiert. Es ist jedoch erwähnt, dass alle Visitatoren ein gleichlautendes Schriftstück erhalten hätten, vgl. Haase, Erneuerung (wie Anm. 1), S. 40.

⁴² Vgl. Haase, Übergang (wie Anm. 34), S. 14; Haase, Reformieren (wie Anm. 1), S. 32. Jacob Andreae (1528–1590) hatte in Tübingen Theologie studiert. Unter Herzog Christoph von Württemberg wurde er Superintendent in Göppingen und Generalsuperintendent in Adelberg. Neben Johannes Brenz war er in Württemberg auch mit gesamt-kirchlichen Aufgaben betraut. 1561 wurde er Kanzler der Universität Tübingen und Professor der Theologie. Von 1568 bis 1570 führte er im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel die Reformation ein. 1576/1577 war er maßgeblich an der Ausarbeitung der Konkordienformel beteiligt, siehe Martin Brecht, [Art.] Andreae, in: TRE 2 (1978), S. 672–680; Martin Brecht, [Art.] Andreae, in: RGG⁴ 1 (1998), Sp. 470–472.

⁴³ Zu Adolf von Schwartz, Landdrost, siehe August Falkmann, Beiträge zur Geschichte des Fürstentums Lippe aus archivalischen Quellen, Bd. 3, Lemgo/Detmold 1869, S. 124f.; Bd. 4, Lemgo/Detmold 1882, S. 185f.; Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 155; Kiewning, Geschichte (wie Anm. 9), S. 191, 193, 232.

ter habe, jedoch anbiete, bei seiner baldigen Reise zu Landgraf Wilhelm IV. an den Kasseler Hof einen Abstecher nach Lippe zu machen.⁴⁴

Andreaes Besuch in Detmold ließ jedoch noch einige Wochen auf sich warten, denn erst am 10. September 1570 rechnete die lippische Vormundschaftsregierung mit seiner Ankunft.⁴⁵ Wann genau das Treffen stattfand und welchen Gang es nahm, ist zwar nicht bekannt, Andreae muss sein Urteil jedoch im Oktober abgegeben haben. Wie dieses im Einzelnen aussah, ist ebenfalls nicht überliefert, es fiel aber offenbar so positiv aus, dass man keine größeren Änderungen an der Kirchenordnung mehr für nötig hielt und noch im gleichen Monat an die Drucklegung ging.

Nikolaus Thodenus, der sich als Präzeptor des Junggrafen ebenfalls in Wolfenbüttel aufhielt, war damit beauftragt worden, Kontakt zu dem dortigen Drucker Conrad Horn⁴⁶ aufzunehmen. Horn stammte aus Einbeck, wo er 1558 als erstes nachgewiesenes Werk die Hofgerichtsordnung⁴⁷ Herzog Heinrichs IX. von Braunschweig-Wolfenbüttel druckte. Im Januar 1565 erhielt er die Erlaubnis, in der neuen (Heinrich-)Stadt beim Schloss Wolfenbüttel eine Druckerei zu betreiben, und 1569 druckte er hier die Braunschweig-Wolfenbütteler Kirchenordnung.⁴⁸

Die Detmolder Befehlshaber beabsichtigten „eine kirchenordnunge van dreissigk bogenn, und der soll nicht mehr als funfhundert sein“, in Auftrag zu geben. Auf Thodenus' Anfrage antwortete Conrad Horn am 15. Oktober 1570 mit einer ganzen Reihe wirtschaftlicher Überlegungen (Nr. 7): Er bemängelte, dass eine derart geringe Auflage für ihn nicht rentabel sei, und gab zu verstehen, dass er ungern weniger als 800 Bögen von einer Form drucke, es sei denn, der Auftraggeber entschädige ihn angemessen. So habe auch Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der von seiner Klosterordnung 1569 in Magdeburg⁴⁹ 300 Exemplare drucken ließ, einen höheren Preis zahlen müssen. Horn bot den Detmoldern aber an, ihrem Wunsch gegen Zahlung von 80 Goldgulden nachzukommen. In diesem Betrag sei der Druck des lippischen Wappens jedoch nicht enthalten. Wolle man dieses in die Ordnung aufnehmen,

⁴⁴ Vgl. Haase, Übergang (wie Anm. 34), S. 14; Haase, Erneuerung (wie Anm. 1), S. 40; Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 160.

⁴⁵ Erwähnt bei Haase, Erneuerung (wie Anm. 1), S. 41.

⁴⁶ Christoph Reske, Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 51), Wiesbaden 2007, S. 1016f.

⁴⁷ VD16 B 7293.

⁴⁸ Abdruck in: Sehling, EKO VI/1 (wie Anm. 2), S. 83-280. 1571 druckte Horn auch die Ordnung für das herzogliche Hofgericht, VD16 B 7328.

⁴⁹ Abdruck in: Sehling, EKO VI/1 (wie Anm. 2), S. 281-335. Vgl. Reske, Buchdrucker (wie Anm. 46), S. 582.

müsse der Graf die Druckform auf eigene Kosten schneiden lassen.⁵⁰ Falls sich die Detmolder mit diesen Bedingungen einverstanden erklärten, könne er kurz nach Weihnachten mit der Arbeit beginnen, so dass die Auflage zu Fastnacht oder spätestens zu Ostern 1571 fertiggestellt wäre.

Nikolaus Thodenus leitete Horns Brief am 28. Oktober 1570 nach Detmold weiter (Nr. 8) und kümmerte sich anschließend noch um den weiteren Auftrag der Vormundschaftsregierung, ein Gutachten von Nikolaus Selnecker⁵¹ (1530–1592), dem Hofprediger, Generalsuperintendenten und Kirchenrat Herzog Julius' von Braunschweig-Wolfenbüttel, einzuholen. Am 6. November 1570 sollte Selnecker in Gandersheim mit Johann von Exter zusammentreffen und die Ordnung innerhalb von höchstens zwei Tagen durchsehen, woraufhin von Exter nach Wolfenbüttel weiterreisen sollte, um den Druck bei Conrad Horn in Auftrag zu geben.⁵²

Am 2. November wandten sich die Detmolder Befehlshaber an Graf Hermann Simon, von dem sie noch keine Weisung erhalten hatten, wie sie in Anbetracht der von Horn geäußerten Bedingungen mit dem Druckauftrag verfahren sollten (Nr. 9). Am 6. November 1570 schrieben sie an Nikolaus Thodenus,⁵³ dass das geplante Treffen Selneckers mit Johann von Exter in Gandersheim nicht stattgefunden habe, da von Exter die Reise „ungewitters und wassers halber“ nicht habe antreten können (Nr. 10). Das Treffen kam auch zu einem späteren Zeitpunkt nicht zustande, und zwar einerseits, weil Selnecker in seinem Amt als Generalsuperintendent am Wolfenbütteler Hof überaus beschäftigt zu sein schien, sowie andererseits, weil man es in Detmold mit dem Druck der Ordnung inzwischen eilig hatte, denn allen bis Ende November getroffenen Vorbereitungen zum Trotz wurde die Ordnung nicht in der Offizin

⁵⁰ Zu den von Horn gedruckten Schmuckseiten, unter denen sich auch Wappen finden, siehe Eduard Flehsig, Beiträge zur Geschichte des Wolfenbütteler Holzschnittes im 16. Jahrhundert, in: Festschrift für Paul Zimmermann zur Vollendung seines 60. Lebensjahres (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 6), Wolfenbüttel 1914, S. 264–268.

⁵¹ Nikolaus Selnecker studierte 1550 in Wittenberg. 1557 wurde er als Hofprediger und Prinzenzieher nach Dresden berufen. 1565 erhielt er eine Professur für Theologie in Jena, 1568 wechselte er auf einen Lehrstuhl in Leipzig. 1570 wurde er Generalsuperintendent in Braunschweig-Wolfenbüttel, und 1573 verfasste er gemeinsam mit Hermann Hamelmann die Oldenburger Kirchenordnung. Im Jahr darauf erhielt er die Pfarrstelle an der Thomaskirche in Leipzig. Hier wurde er 1576 auch Superintendent und Ordinarius der Theologischen Fakultät. Nachdem er sich 1590 in Hildesheim aufgehalten hatte, kehrte er 1591 an den sächsischen Hof nach Dresden zurück, wo er bald darauf starb, Wolfdietrich von Kloeden, [Art.] Selnecker, in: BBKL 9 (1995), Sp. 1376–1379.

⁵² Vgl. Wiehmann, Zeitalter (wie Anm. 1), S. 64; Haase, Erneuerung (wie Anm. 1), S. 41.

⁵³ Dem Brief ist ein „Auszug auß unsers gnedigen hern, grafe Herman Simon, schreiben“ angefügt, in dem Hermann Simon mitteilt, dass er mit dem Druck der Ordnung in Wolfenbüttel einverstanden sei und dass Magister Johann Exter bevollmächtigt werden solle, den Druck bei Conrad Horn in Auftrag zu geben.

des Conrad Horn in Wolfenbüttel gedruckt, sondern „zu Lemgo bei Frantzen Grothen seliger erben“.

Diese Entscheidung beruhte zum einen auf wirtschaftlichen Überlegungen, denn im Gegensatz zu Conrad Horn schien Franz Grothe keine Bedenken bezüglich der kleinen Auflage zu haben. Der lippische Landdrost Adolf Schwartz, der in dieser Sache um Rat gefragt worden war, hatte sich mit der Begründung, „uncosten zu verhuten“, für den Druck an einem heimischen Ort ausgesprochen (Nr. 11). Zum anderen mussten keine beschwerlichen und kostspieligen Reisen in das rund 100 Kilometer entfernte Wolfenbüttel mehr unternommen werden. Und schließlich war es für die lippische Regierung auch „rühmlicher“, eine einheimische Offizin mit dem Druck zu beauftragen.

Im Januar 1571 sollten „die auß den steten unnd einer [oder] drey von der ritterschaft“ schließlich zu einer letzten Besprechung der Kirchenordnung in die lippische Residenzstadt Lemgo kommen, „damit ihnen die alte unnd neue ordnung, ehe sie gedrucket werde, muge vorgelesen werden“ (Nr. 12). Mit der Einberufung dieser Sitzung auf den 15. Januar wurde der Kanzler Heinrich Kirchmann⁵⁴ beauftragt.⁵⁵ Wie diese Beratung verlief und welches Ergebnis sie zeitigte, bleibt unbekannt, da der Schriftwechsel mit der Sitzungseinladung abbricht. Auch die erwähnten handschriftlichen Fassungen der „alten unnd newen ordnung“ sind nicht überliefert. Größere Auseinandersetzungen um die Ordnung, die weitere Verzögerungen hervorgerufen hätten, scheint es jedoch nicht gegeben zu haben, denn mit Datum des 20. April 1571 wurde die lippische Kirchenordnung schließlich in Lemgo gedruckt.

3. Ergebnisse und Vergleich

Der Schriftwechsel aus der Zeit von Ende 1568 bis Anfang 1571 befasst sich vorwiegend mit zwei für die Entstehungsgeschichte der lippischen Kirchenordnung wichtigen Punkten. Zum einen versuchte man, das Gutachten eines prominenten Theologen einzuholen, zum anderen, die Ordnung drucken zu lassen. Mit der Überlegung, die Kirchenordnung durch ein theologisches Urteil zu approbieren, stand die lippische Vormundschaftsregierung nicht allein, dieses Vorgehen ist auch für die Göttinger Kirchenordnung von 1531 sowie die Herforder von 1532, die Soester von 1532 und die Bremer von 1534 belegt. Die Ordnungen dieser vier Hansestädte waren von lokal oder regional agierenden Predigern verfasst wor-

⁵⁴ Zu Heinrich Kirchmann siehe unten, Anm. 91.

⁵⁵ Vgl. Haase, *Erneuerung* (wie Anm. 1), S. 41; Wiehmann, *Zeitalter* (wie Anm. 1), S. 62-66.

den. Um den Rechtstexten größere Autorität zu verschaffen, ließ man sie von namhaften Theologen autorisieren.

Die Göttinger Kirchenordnung wurde von den städtischen Predigern Justus Winther und Heinrich Winkel ausgearbeitet. Als Vorlagen dienten ihnen Luthers Leisniger Kastenordnung von 1523 und Bugenhagens Kirchenordnung für die Stadt Braunschweig von 1528. Die Ordnung wurde von Martin Luther begutachtet, und dessen Schreiben dem 1531 in Wittenberg veranstalteten Druck als Vorrede beigelegt.⁵⁶

Mit der Ausarbeitung der Herforder Kirchenordnung betraute der städtische Rat den Theologen Johann Dreyer, einen Sohn der Stadt. Als Vorlage griff dieser ebenfalls auf die Kirchenordnung für Braunschweig von 1528 sowie auf diejenigen für Hamburg von 1529 und Lübeck von 1531 zurück,⁵⁷ die allesamt von Johannes Bugenhagen stammten. Dreyers Regelwerk wurde 1532 in Herford eingeführt, aber erst zwei Jahre später gedruckt, nachdem der Magistrat Johannes Bugenhagen um ein Gutachten gebeten hatte, das dem Druck der Ordnung vorangestellt ist.

Für die Soester Kirchenordnung berief man Anfang Januar 1531 den Lippstädter Prediger Gert Oemeken, der wenige Monate darauf eine Ordnung vorlegte. Diese wurde bei Johann Balhorn in Lübeck gedruckt, vor der Drucklegung am 12. Juni 1532 jedoch noch ein Gutachten von Urbanus Rhegius eingeholt, das der Kirchenordnung inseriert ist.⁵⁸

Ebenso wie die lippische Kirchenordnung von 1538 war auch die Bremer von 1534 von Johannes Timann unter Mitarbeit von Jakob Propst verfasst worden, wobei auch Timann auf Bugenhagens Ordnungen für Braunschweig, Hamburg und Lübeck zurückgriff. Nach Fertigstellung reiste Johannes Timann nach Wittenberg, um die Ordnung von Luther und Bugenhagen prüfen zu lassen. Bugenhagen verfasste daraufhin eine ausführliche Vorrede, die dem Druck der Ordnung beigegeben wurde.⁵⁹

⁵⁶ Abdruck in: Sehling, EKO VI/2 (wie Anm. 2), S. 906-915, vgl. a.a.O., S. 902.

⁵⁷ Vgl. Robert Stupperich, Die Eigenart der Herforder Reformation, in: JWKG 75 (1982), S. 129-143, hier S. 135; Ludwig Hölscher, Reformationsgeschichte der Stadt Herford, Gütersloh 1888, S. 28.

⁵⁸ Emil Knodt, Gerdt Oemeken. Eine reformationsgeschichtliche Skizze (Christliche Lebenszeugen aus und in Westfalen 1), Gütersloh 1898, S. 227f. Anm. 29; Hubertus Schwartz, Geschichte der Reformation in Soest, Soest 1932, S. 77-79; Maximilian Liebmann, Urbanus Rhegius und die Anfänge der Reformation. Beiträge zu seinem Leben, seiner Lehre und seinem Wirken bis zum Augsburger Reichstag von 1530 mit einer Bibliographie seiner Schriften (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 117), Münster 1980, S. 388 Nr. 92.

⁵⁹ Abdruck bei: Sprengler-Ruppenthal, Bremer Kirchenordnung (wie Anm. 20), S. 114-269. Vgl. Sprengler-Ruppenthal, Amsterdamus (wie Anm. 11), S. 455-473, 476-481; Iken, Kirchenordnung (wie Anm. 12), S. XIII-XXIII; Fitzner, Entscheidungsjahr (wie Anm. 5), S. 43; Sprengler-Ruppenthal, Bugenhagen und das protestantische Kirchenrecht, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 88 Kanonistische Abteilung 57 (1971), S. 204f.

Bei der Wahl der Gutachter griff man auf Personen zurück, mit denen die Auftraggeber oder Verfasser in Kontakt standen – wie Gerhard Oemenken in Soest, der mit Urbanus Rhegius befreundet war –, oder deren Ordnungen als Vorlagen gedient hatten – wie bei der Herforder und der Bremer Ordnung, die auf Bugenhagen zurückgingen und auch von diesem durchgesehen wurden.

Die Entstehung der lippischen Kirchenordnungen von 1538 und 1571 reiht sich in dieses „Schema“ von Verfasser und Gutachter ein. Dass 1571 die Wahl auf Andreae fiel, hing zunächst naheliegenderweise damit zusammen, dass sich der junge Graf Simon zur Lippe ebenso wie Jakob Andreae am Wolfenbütteler Hof aufhielt. Mit Andreae hatte die lippische Vormundschaftsregierung zudem einen Gutachter gewählt, der in Sachen Kirchenordnungen größte Kompetenz besaß, da er im Herzogtum Pfalz-Neuburg, in der Markgrafschaft Baden-Pforzheim und in der Grafschaft Oettingen-Oettingen bereits an der Einführung der Reformation beteiligt gewesen war.⁶⁰

Schließlich hing die Entscheidung für den einen oder anderen Gutachter auch mit der innerevangelischen Ausrichtung von Auftraggeber und Gutachter zusammen. Die Wahl Andreaes und der Versuch, auch das Urteil Nikolaus Selneckers zu gewinnen, wirft somit auch ein Licht auf den konfessionellen Standpunkt der lippischen Vormundschaftsregierung. Selnecker war seit 1570 in Braunschweig-Wolfenbütteler Diensten und betrieb gemeinsam mit Andreae die Einführung der Reformation im Herzogtum. Andreae und Selnecker waren Vertreter der „Wittenberger Theologie“, die gemeinsam mit Martin Chemnitz, der seit 1568 ebenfalls am Wolfenbütteler Hof tätig war, maßgeblich am rund zehnjährigen Entstehungsprozess der Konkordienformel von 1577 beteiligt waren.⁶¹ Während man sich für das Urteil von Andreae und Selnecker sehr interessierte, wurde Chemnitz aus unbekanntem Gründen nicht um seine Meinung gefragt. Die Möglichkeit, alle drei Theologen als Gruppe um ein

⁶⁰ Sabine Arend, Die Entstehung des württembergischen Kirchenrats und sein Export in andere Territorien während des 16. Jahrhunderts, in: Johannes Wischmeyer (Hg.), Zwischen Ekklesiologie und Administration. Modelle territorialer Kirchenleitung und Religionsverwaltung im Jahrhundert der europäischen Reformationen (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte B 100), Göttingen 2013, S. 125-153, hier S. 135-140.

⁶¹ Mehrfach sind Passagen aus Luthers Deutscher Messe von 1526 und aus dem Kleinen Katechismus eingeflochten. Auch auf Schriften von Melancthon und Bugenhagen wird verwiesen. Die lippische Kirchenordnung von 1571 hatte ihrerseits Einfluss auf die Oldenburger Kirchenordnung von 1573, die von Nikolaus Selnecker und Hermann Hamelmann verfasst wurde, Abdruck in: Selhing, EKO VII/2 (wie Anm. 2), S. 986-1162; vgl. Anneliese Sprengler-Ruppenthal, Zur reformatorischen Kirchenrechtsbildung, in: Anneliese Sprengler-Ruppenthal, Gesammelte Aufsätze (wie Anm. 11), S. 153-176, hier S. 169, 171; Sprengler-Ruppenthal, Amsterdams (wie Anm. 11), S. 453f.

Gutachten zu bitten, wie es 1538 bei den Wittenberger Theologen der Fall gewesen war, zog man offenbar nicht in Betracht.⁶²

Das zweite Thema, das die Briefe durchzieht, ist das Bemühen um den Druck der Kirchenordnung. Der Briefwechsel ist auch deshalb von besonderem Reiz, weil er ein Licht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse einer Druckoffizin des 16. Jahrhunderts wirft und einen Eindruck davon vermittelt, welche Bedeutung Kirchenordnungen für das Druckereigewerbe haben konnten.

Die Detmolder Befehlshaber wollten 500 Exemplare der Ordnung in Auftrag geben. Nach Aussage des Wolfenbütteler Druckers Conrad Horn blieben diese Zahlen jedoch unterhalb einer für ihn wirtschaftlich interessanten Größe. Zum Vergleich zog er die Braunschweig-Wolfenbütteler Klosterordnung von 1569 heran, von der ebenfalls nur 300 Stück gedruckt worden waren.

Die von Horn genannten Zahlen können zum Vergleich mit württembergischen Drucken in Beziehung gesetzt werden. Die Große württembergische Kirchenordnung von 1559 wurde in mindestens 700 Exemplaren gedruckt,⁶³ vom württembergischen Landrecht von 1567 druckte Georg Gruppenbach in Tübingen 1.000 Stück.⁶⁴ Auch ein herzogliches Mandat vom 16. Januar 1564 zur Bücherzensur sollte in einer Auflage von 100 Stück gedruckt werden, um es in jedem der rund 40 württembergischen Ämter bekanntzumachen.⁶⁵ Der steierische Adlige Hans Ungnad von Sonnegg⁶⁶, der in Urach eine Druckerei betrieb, gab die kroatische Übersetzung der württembergischen Kirchenordnung von 1553 in einer Auflage von rund 400 Stück heraus.

⁶² Allerdings orientierte sich die Lippische Kirchenordnung bei ihrem inhaltlichen Gerüst und einigen Kapitelüberschriften an der Braunschweig-Wolfenbütteler Kirchenordnung von 1569, die von Andreae und Chemnitz erarbeitet worden war, Abdruck in: Sehling, EKO VI/1 (wie Anm. 2), S. 83-280.

⁶³ Viktor Ernst (Hg.), Briefwechsel des Herzogs Christoph von Württemberg, 4 Bde., Stuttgart 1899-1907, hier Bd. 4, Nr. 566, S. 650 Anm. 1. Vgl. Sehling, EKO XVI (wie Anm. 2), S. 54.

⁶⁴ Klaus Schreiner, Württembergs Buch- und Bibliothekswesen unter Herzog Christoph (1550-1568), in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 31 (1972), S. 121-193, hier S. 140.

⁶⁵ Abdruck des Mandats in: Sehling, EKO XVI (wie Anm. 2), S. 442-443, vgl. a.a.O., S. 64f.; vgl. Gunther Franz, Bücherzensur und Irenik. Die theologische Zensur im Herzogtum Württemberg in der Konkurrenz von Universität und Regierung, in: Martin Brecht (Hg.), Theologen und Theologie an der Universität Tübingen (Contubernium 15), Tübingen 1977, S. 123-194, hier S. 129; Schreiner, Bibliothekswesen (wie Anm. 64), S. 133.

⁶⁶ Zu Hans von Ungnad (1493-1564) siehe Reske, Buchdrucker (wie Anm. 46), S. 474; Hermann Ehmer, Primus Truber und der südslawische Buchdruck in Urach, in: Rolf-Dieter Kluge (Hg.), Ein Leben zwischen Laibach und Tübingen. Primus Truber und seine Zeit. Intentionen, Verlauf und Folgen der Reformation in Württemberg und Innerösterreich (Sagners Slavistische Sammlung 24), München 1995, S. 438-451.

Neben Druckaufträgen mit hoher Auflagenzahl wurden auch große Mengen von Büchern angekauft: 1563 erwarb der württembergische Kirchenrat 1.000 Exemplare der lateinischen Bibel, die bei Gruppenbach in Tübingen gedruckt worden war und die an die Klosterschulen im Herzogtum gegeben werden sollten.⁶⁷ Im folgenden Jahr ließ Herzog Christoph 200 Exemplare der bei Sigmund Feyerabend in Frankfurt gedruckten deutschen Bibel ankaufen.⁶⁸

Die Zahlen zeigen, dass mitunter große Stückzahlen von Drucken vertrieben wurden. Wie Conrad Horn ausführte, waren die hohen Kosten eines Drucks vorwiegend durch den aufwendigen Satz und die Satzkorrektur bedingt. War dieser Arbeitsschritt getan, wurde der Druck im Verhältnis um so preiswerter, je höher die Auflage war. Deshalb scheint es auch beim Druck von Kirchenordnungen üblich gewesen zu sein, verhältnismäßig hohe Auflagen anfertigen zu lassen. Gemessen an einem so kleinen Land wie der Grafschaft Lippe mit ihren rund 30 Pfarreien ist die für die Kirchenordnung geplante Auflage von 500 Exemplaren eine erstaunlich große Menge, selbst wenn man in Betracht zieht, dass die Landesherren ihre Kirchenordnungen als „Prestigeobjekte“ an den oft großen Kreis ihnen dynastisch verbundener oder mit ihnen befreundeter Fürsten sandten.

Zu einem repräsentativen Geschenk wurden Kirchenordnungen auch durch darin enthaltene bildliche Darstellungen, allen voran durch herrschaftliche Wappen, die jedoch einen erheblichen Kostenpunkt darstellten, da die Herstellung der Druckstöcke aufwendig war. Conrad Horn hatte Erfahrung mit dem Druck von Schmuckseiten, denn auch die von ihm 1569 gedruckte Kirchenordnung Herzog Julius' von Braunschweig-Wolfenbüttel weist im Anschluss an das Titelblatt einen ganzseitigen Holzschnitt auf. Dargestellt ist ein Brustbild des Herzogs innerhalb eines hochovalen Rahmens, um den herum sein Wappen und Wahlspruch⁶⁹ abgebildet sowie Personifikationen und Titulierungen der drei christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung sowie der fünf klassischen Tugenden *Cognitio*, *Patientia*, *Iustitia*, *Prudentia* und *Fortitudo* angeordnet sind.⁷⁰

⁶⁷ Schreiner, Bibliothekswesen (wie Anm. 64), S. 134; Gustav Bossert, Zur Geschichte des Buchhandels in Stuttgart unter Herzog Christoph und in den ersten Jahren des Herzogs Ludwig, in: Württembergische Vierteljahrshefte 7 (1898), S. 246-252, hier S. 250.

⁶⁸ Schreiner, Bibliothekswesen (wie Anm. 64), S. 134-136; Bossert, Buchhandel (wie Anm. 67), S. 250.

⁶⁹ Der Wahlspruch „*Aliis inserviando consumidor*“ (= Andern dienend verzehr' ich mich) ist durch die Darstellung einer brennenden Kerze ins Bild gesetzt.

⁷⁰ Siehe <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10206676-8> [19.1.2015]. Ein ähnliches Wappen findet sich auch in der Klosterordnung aus dem gleichen Jahr 1569.

Das gräfliche Wappenblatt in der lippischen Kirchenordnung, das sich sowohl vor dem Titelblatt als auch am Schluss des Texts findet, ist äußerst prächtig gestaltet. Der Holzschnitt füllt die jeweilige Seite nahezu vollständig aus. Im Zentrum der Darstellung finden sich zwei Wappen nebeneinander: Heraldisch rechts dasjenige Hermann Simons zur Lippe-Spiegelberg-Pyrmont, das sich aus dem Wappen von Lippe-Schwalenberg und den Besitztümern Spiegelberg und Pyrmont auf geviertem Schild zusammensetzt⁷¹ und von drei Helmen bekrönt ist.⁷² Heraldisch links ist das Wappen Graf Simons VI. zur Lippe dargestellt, das ebenfalls einen gevierten Schild zeigt.⁷³ Beide Hoheitszeichen sind von einem kreisrunden Blätterkranz umgeben, der oben von einem Putto und unten von einer Grotteske geschlossen ist. Über dem unteren Abschluss findet sich in einem Schriftband die Jahreszahl 1571.⁷⁴

Eine ähnlich großformatige bildliche Darstellung des Herrscherwappens zeigt zwar auch die Kirchenordnung der Grafschaft Erbach von 1560, seitenfüllende Hoheitszeichen sind unter den Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts jedoch eher selten. In der Regel sind die Herrscherwappen auf den Titelblättern schlichter gehalten.⁷⁵ Dass man sich in Lippe für eine solch üppige Figuration entschied, unterstreicht das Selbstbewusstsein der kleinen Landesherrschaft.

Die Bedingungen, die Conrad Horn in Wolfenbüttel an den Druck der Kirchenordnung knüpfte, führten letztlich dazu, dass sich die Vormundschaftsregierung dazu entschloss, sie in der lippischen Residenzstadt Lemgo „bei Frantzen Grothen seliger erben“ drucken zu lassen. Auf dem Titelblatt der Kirchenordnung heißt es jedoch: „Gedruckt zu Lemgo Durch Bartholomeum Schlodt und Paulum Schmid“. Dieser vermeintliche Widerspruch erklärt sich daraus, dass Franz Grothe in Lemgo Eigen-

⁷¹ Feld 1 zeigt eine Rose, das Stammwappen der Grafen zur Lippe, Feld 2 den abgewandten Hirsch der Grafen von Spiegelberg, Feld 3 das Ankerkreuz der Grafschaft Pyrmont und Feld 4 einen achtstrahligen Stern, auf dem eine Schwalbe sitzt, als sprechendes Wappen der Grafschaft Schwalenberg, vgl. Peter Veddeler, Die Lippische Rose. Entstehung und Entwicklung des lippischen Wappens bis zur Gegenwart (Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen C 6), Detmold 1978, S. 23-33.

⁷² Helm 1 zeigt zwischen einem offenen Flug eine Rose, Helm 2 eine goldene Säule, die mit einem Pfauenstoß bedeckt ist, davor der Hirsch der Grafschaft Spiegelberg, und Helm 3 zeigt ebenfalls eine Säule mit Pfauenstoß, davor das Ankerkreuz der Grafschaft Pyrmont, vgl. Veddeler, Rose (wie Anm. 71), S. 43f.

⁷³ In Feld 1 und 4 ist die Rose als Stammwappen der Grafen zur Lippe dargestellt, in Feld 2 und 3 der achtstrahlige Stern mit der Schwalbe als Wappen der Grafschaft Schwalenberg. Der bekrönende Helm zeigt einen offenen Flug, in dessen Mitte die lippische Rose dargestellt ist, vgl. Veddeler, Rose (wie Anm. 71), S. 43f.

⁷⁴ Abgebildet bei Haase, Reformieren (wie Anm. 1), S. 34f.

⁷⁵ So etwa in folgenden gedruckten Ordnungen: Württembergische Kirchenordnung 1536, Eheordnung 1535/1536, Kastenordnung 1536 und Kirchenordnung 1559, abgebildet in: Martin Brecht/Hermann Ehmer, Südwestdeutsche Reformationsgeschichte, Stuttgart 1984, Abb. 22, 25, 26, 34.

tümer einer Offizin war, in der verschiedene Drucker nach Art einer Genossenschaft in eigenem Namen tätig waren.⁷⁶ Auch Bartholomäus Schlodt und Paul Schmidt arbeiteten hier. Von Schlodt lässt sich bereits 1566 ein eindeutig firmierter und datierter Druck nachweisen.⁷⁷ Paul Schmidt, der Geselle Johann Schuchens war, erscheint auf dem Titelblatt der lippischen Kirchenordnung von 1571 erstmals als Drucker.⁷⁸

Der erhaltene Briefwechsel zeigt nicht nur, wie im Falle der Lippischen Kirchenordnung von 1571 die Entstehung eines kirchlichen Landesgesetzes vonstatten ging, sondern auch, dass verschiedene Personengruppen unterschiedlichste Interessen daran besaßen. Während es den Druckern Conrad Horn, Bartholomäus Schlodt und Paul Schmidt um ihren wirtschaftlichen Vorteil zu tun war, musste die Detmolder Landesregierung darauf sehen, eine inhaltlich vollständige und theologisch unstrittige Kirchenordnung ins Werk zu setzen. In diesem Regelwerk – mit einem Umfang von mehr als 300 Druckseiten und der im Vergleich mit anderen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts ungewöhnlich großen Wappendarstellung – äußerte sich nicht zuletzt das große Selbstbewusstsein einer kleinen Landesherrschaft.

4. Edition des Schriftwechsels

Der Abdruck der handschriftlichen Briefe beruht auf den Originalen im Detmolder Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abteilung Ostwestfalen, Lippe L 65 Nr. 8. Die Textgestaltung folgt buchstabengetreu der Vorlage. Abweichend wird mit Ausnahme von Eigennamen und Satzanfängen Kleinschreibung verwendet. Kürzungen sind ohne Kennzeichnung aufgelöst mit Ausnahme allgemein gebräuchlicher und verständlicher Abkürzungen oder unsicher zu deutender Wörter. Offensichtliche Schreibfehler sind stillschweigend korrigiert. Die Buchstaben j und v werden konsonantisch, i und u vokalisch verwendet. Die Interpunktion folgt sinngemäß dem heutigen Gebrauch. Ergänzungen sind in eckige Klammern gesetzt, an einigen Stellen wurden zur Verdeutlichung Anführungszeichen hinzugefügt.

⁷⁶ Ernst Weißbrodt, Die Meyersche Buchhandlung in Lemgo und Detmold und ihre Vorläufer. Festschrift zum 250jährigen Bestehen der Firma am 12. Juni 1914, Detmold 1914, S. 8; Reske, Buchdrucker (wie Anm. 46), S. 547; Kiewning, Geschichte (wie Anm. 9), S. 231f.

⁷⁷ Zu Bartholomäus Schlodt siehe Reske, Buchdrucker (wie Anm. 46), S. 547.

⁷⁸ Zu Paul Schmidt siehe a.a.O., S. 548.

Nr. 1: Die Detmolder Befehlshaber an die Visitatoren⁷⁹**28. Oktober 1568**

Unsere freundliche dienst zuvor, wurdiger, erbar und vorsichtig, gunstige, guten freunde.

Das der wolgeborner und edler her, Herman Simon⁸⁰, grave und edler her zur Lippe, grave zue Spiegelberg und Pirmondt, unser g[nädiger] h[err], der hiebevot begrifner kirchenordnung ausserhalb eines punctes unter dem titulo „von den superintendenten“⁸¹, so viell anlangt, das ohne furwissen und bewilligung deroselbigen niemants solte zu einer pfarr oder geistlichem beneficio gestattet werden, das dehme eine masse geben werden muste, in erwengunge, das die collationes und ius patronatus einem jeden, die dazu befugt, frig⁸² sein und pleiben und niemants darinne abgebracht werden mochte, und nicht desto weniger ihnen, den superintendenten, das ius examinandi und was sonst ihnen geburen woll, nachgelassen wurde, durchaus sich gnedig gefallen lassenn.

Neben noch einem puncte unter dem titulo „von commenden und beneficien“⁸³ der da hat, was von geistlichen gutern, von den weltlichen underzogen, das die widderumb dahin gewiesen werden solten, das mahn auch daruber halten soll, auch, das s[eine] g[naden] sich des also mit gemeiner ritter- und lantschafft dieser graveschafft gnediglich entschlossen, dessen werdet ihr euch aus unserem gethanen berichte zu bedencken wissen und ferner, das zu dehm negstkunfftigen landtage neben den andern visitatoren vorschrieben werden solte, wolgedachtem unserem gnedigen hern, auch gemeiner ritter- und landtschafft euere bedencken zueroffenen. |14v|

Und was sonsten zu ferner vollenziehung dieses christlichen angefangen werckes die noturft thete erfordern und da nuhn diesen schierstkunfftigen mitwochen nach allerhilligen, ist der drite kunfftigs monats Novembris, zue Cappelde⁸⁴, das den morgen umb neun schlege⁸⁵ einzukommen, ein lantagk ausgeschrieben ist, als gesinnen wegen wolgedachts unsers gnedigen hern wir gunstiglich, begern vor unser personen freunt- und dienstlich, das ihr euch erledigen und gegen obgamelte zeit daselbst erscheinen und ankommen willen und entlich daruber schleissen helffen. Wir wollen die vorsehung thun, das ewer mitverordente unsern, was dahin auch vorschrieben worden, verner erkennen sollen, dadurch wirt Gottes ehr

⁷⁹ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 14.

⁸⁰ Hermann Simon von Spiegelberg-Pyrmont (1530–1576), Vormund Graf Simons VI. (regierend 1579–1613).

⁸¹ Vgl. Sehling, EKO XXI (wie Anm. 2) (im Druck).

⁸² Frei.

⁸³ Vgl. Sehling, EKO XXI (wie Anm. 2) (im Druck).

⁸⁴ Cappel bei Blomberg.

⁸⁵ Um 9 Uhr.

gefordert und vieler menschen saligkeit gesucht, und wir wollen uns zu euch, denn wir in alle wege zu freuntlichen diensten bereit und willig, gentslich verlassen.

Datum unter unser eins petschier am 28. Octobris anno etc. [15]68

Verordente bevelichaber zue Dethmolde.

An Piderith⁸⁶ und Wipperman⁸⁷, mutatis mutandis an M[agister] Johans Exters⁸⁸, Anthonius von Donop⁸⁹.

Nr. 2: Die Visitatoren an Graf Hermann Simon⁹⁰

17. Dezember 1568

Gottes genade unnd segenn zu zeitlicher unnd ewiger wolfart sampt unnsrem christlichem gebet mit underthenigem, verpflichtenn, gehorsamenn diennsten alzeit zuvor.

Wolgebornner und edler graff, genediger her. Was unnsere einfeltig bedenkenn unnd christliche meinunge gewesen unnd noch yst vonn denn zweynn puncten, in die ordinantz gesetzet, unter denn titulis „von superintendentenn“ unnd „commendenn“, das weis sich e[uer] g[naden] aus der relation des achtbarenn und hochgelartenn [h]ern canzlers⁹¹, so unns dieselbygenn zwo puncte vonn wegen unnd ann statt e. g. gutlich unnd beschedentlich furgelaltenn hatt, genedig zuerinnerenn, dann es yst mit dem erstenn punct, „vonn denn superintendenten“,⁹² nicht gemeinet, das dardurch der obrigkeit ihr ius patronatus, das yst gewaltt, kirchendiener zuberuffenn oder erwheleenn, solt genommenn unnd vergont werdenn, welchs sie aus vielenn ursachenn hoch achtenn unnd schetzenn sollenn,

⁸⁶ Moritz Piderit (1497–1576) stammte aus Lemgo, studierte 1516/1517 in Köln und war zwischen 1532 und 1548 sowie von 1551 bis zu seinem Tod Pfarrer an der Nikolaikirche in Lemgo. 1543 war er Visitator und 1556 Superintendent, Butterweck, Geschichte (wie Anm. 28), S. 487f.; Robert Stupperich, Der Lemgoer Streit um die Glaubensgerechtigkeit, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde 39 (1970), S. 33–85, hier S. 36; Confessio Augustana (wie Anm. 1), S. 47.

⁸⁷ Ernst von der Wipper (Wippermann), Bürgermeister in Lemgo, vgl. Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 96 Anm. 103, S. 97 Anm. 107, S. 135 Anm. 96.

⁸⁸ Magister Johann von Exter stammte aus Detmold, studierte 1555 in Wittenberg und wurde 1560 von dort in seine Vaterstadt berufen. 1566 wurde er zum lippischen Generalsuperintendenten ernannt, er starb 1599, Butterweck, Geschichte (wie Anm. 28), S. 265f.; Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 135 Anm. 96, S. 169 Anm. 96; Haase, Übergang (wie Anm. 34), S. 14; Fink, Exercitia Latina (wie Anm. 30), S. 12f.

⁸⁹ Anton von Donop († 1574), Landdrost, vgl. Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 135 Anm. 96, S. 162, 170.

⁹⁰ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 15r–18v.

⁹¹ Heinrich Kirchmann war lippischer Kanzler und von 1571 bis 1584 auch Vorsteher des Konsistoriums, s. Butterweck, Geschichte (wie Anm. 28), S. 255.

⁹² Siehe Sehling, EKO XXI (wie Anm. 2) (im Druck).

dieweill fursten, herrenn unnd andere weltliche obrigkeit sothane gewalt des beruffes, wer die wahlh vonn der kirchen wegenn tragenn unnd yhnenn lange nach dem concilio, zu Nicaea⁹³ gehalten, vonn der kirchenn (welcher eigenthumbliche gewalt war ius patronatus) umb vieler hohenn, wichtigenn ursachenn ubergeben, zugewandt unnd vertrauwet yst wordenn, sonder die meinunge hatts, das sie, die gemelte lehenherrnn der pfarrenn, solliche gewalt recht christlich verwaltenn unnd gebrauchenn, hirinnenn der kirchen | 16v | dienenn, Gotts ehr suchenn unnd das reiche Christi beforderenn helffenn. Das auch denn visitatorn oder superintendentenn ihr ius unnd ordentliche gewalt (so yhnenn durch etzlicher obrigkeit gunst, freuntschaft, geneigten willenn, geitz, geschenck, gabenn, kramerwerck oder anderenn unchristlichen simonien verruckt wirt, wie oft unnd viell geschicht) nicht verhindert oder gantz genomenn muge werdenn etc.

Was denn andernn punct unter dem titell „vonn commendenn“⁹⁴ belangt, yst der kirchenordnunge meinunge nicht, das denenn vom adell oder anderenn alten geschlechtenn ynn stettenn ihr ius, so sie habenn uber die beneficia unnd commendenn, entzogenn, verkurtzet unnd genomenn solle werdenn, sonderen das die commendatori unnd beneficiaten mugenn in der visitation sich praesentiren, vonn irenn beneficien rechnunge gebenn, wahn dieselbige kommenn, was sie dafur thuenn unnd wie sie ad pios usus (dahin unnsere lobliche, liebe elterenn unnd vorfarenn gegeben, gestiftet unnd legiret habenn) gewandt unnd angeleget werdenn. Denn menn hatt (leider) in der nehestenn inspection aller kirchenn befundenn unnd mit grossem schmerzenn, seufftzenn unnd weheklagenn erfharenn, wasserlege⁹⁵ gestalt viell kirchenn gutter, alß commendenn unnd beneficia oder lehne⁹⁶, durch etliche reiche mammons knechte⁹⁷ unnd viell harpias⁹⁸ unnd vultures⁹⁹ ynn stettenn unnd fleckenn zu sich gerissenn unnd finantz habenn, davonn sie malae fidei possessores seynn, habenn nomen honoris, non laboris, gebrauchenn nicht officia in kirchenn, | 17r | sonder beneficia zu fressenn unnd sauffenn, welche sie gar boßlich verzerenn, der kirchenn entweder abalieniren, gantz entwendenn und abhendig machenn oder (wie ann vielenn orterenn geschehenn yst unnd noch alle tage geschicht) verprangenn unnd verbrassenn zum grossenn

⁹³ Erstes Konzil von Nizäa 325, vgl. Josef Wohlmuth (Hg.), Dekrete der ökumenischen Konzilien, Bd. 1: Konzilien des ersten Jahrtausends, Paderborn [u.a.] 1998, S. 1-19.

⁹⁴ Siehe Sehling, EKO XXI (wie Anm. 2) (im Druck).

⁹⁵ Welcherlei.

⁹⁶ Lehen, kirchliche Pfründen.

⁹⁷ Menschen, die an zeitlichen Gütern hängen.

⁹⁸ In der griechischen Mythologie werden weibliche geflügelte Wesen bzw. menschenraubende Ungeheuer als Harpyia bezeichnet. Im übertragenen Sinne sind hiermit räuberische Menschen gemeint, Der kleine Pauly 5 (1998), Sp. 166.

⁹⁹ Gierige.

verderb unnd nachtheil ihrer seligkeit wider unnsere vorelteren me-
nung, geordneter fundation oder stiftunge der heiligen, gotlichenn
schrift unnd aller christlichenn, loblichen, wolgeordneter kirchenordnun-
gen entgegenn; derwegenn, weill dem also yst, genediger here, mugenn
wir e. g. demutige, underthenige unnd christliche bitte oder beger nicht
vorenthalten, e. g. welte zu erbauwunge der kirchenn und erhaltunge
vieler armenn schulmeisternn und custerenn hirinne mit helfenn, rathenn
unnd genedige aufsehent thun, weill herenn, fursten nach dem spruch
Esaiæ 49 [23] seynn nutrice ecclesiae, ernherer unnd pfleger der kirchenn
unnd kirchendiener.

Zum letztstenn, das e. g. sampt gemeiner ritter- unnd lantschaft genedig
begerenn, sinnen unnd forderenn, wie wyr ynn aller underthenigkheit zu
Cappelde¹⁰⁰ vernomenn habenn, unnsere bedenckenn unnd wolmeinunge
ynn schriftlicher antwortunge anzuzeigenn, wie es mit der begriffenn
kirchenordnunge hinfurder | 17v | gehalten solte werdenn, damit das-
selbige werck Gott zu ehren unnd der kirchenn zu nutz unnd frommenn
außgerichtet, befurdert unnd volfertigt wurde, demnach habenn wir,
genediger here, undertheniger meinunge e. g. nicht wollenn vorhaltenn,
wie das wir diese dinge, nemlich ob die ordinantz getrucket werdenn soll
oder nicht, in e. g. bedenckenn, genedigenn, freynn wilkör, willenn unnd
zuthun gestelt habenn. Doch were es unnsers bedenckens christlich notig,
nutzlich unnd gutt, das die kirchennordnunge (so fur der visitation ge-
macht yst, darinne viell unordnunge ynn abgottischenn, nerrischenn und
unnutzenn ceremonien, wie sollichs vleissig vertzeichnet, yst befundenn,
welcher die ordinantz nicht gedencket unnd auch nicht vermeltenn kann)
nach gehaltener execution der kirchenn besichtigunne ynn denn druck
verfertiget mechte werdenn, denn weil die kirchenn sollenn besichtigt
unnd widerumb visitirt werdenn, darinne mann viell notiges yn der lehr
unnd kirchennubungenn noch befinden, erkundigenn unnd ausfindig
machenn wirt, welcher gebreche, fehl unnd mengel die agenda oder kir-
chennordnunge nicht gedencket, demnach yss es besser, vermuge
unnsers geringenn ermessens, das obgemelte kkirchenagenda zu dru-
ckenn verbleibenn oder eyenn zeitlanck verzogenn unnd eyennem yederenn
eyne geschriebene ordinantz zugestalt unnd ubergebenn muge werdenn,
| 18r | damit mann erfare, wie dieselbige vonn gemelten pastoren gehal-
tenn, irenn kirchen oder gemeinen gemeß unnd bequemlich, was auch
darinne zu kurtzenn oder zulengenn seynn nach gelegenheit unnd not-
turft der stette, fleckenn unnd dorfferenn. Unnd muge alßdan nach gehal-
tener visitation unnd auch invention¹⁰¹ der kirchenn unnd geistlichenn
guterenn alle gelegenheit unnd notturft, was zum predigambt, lehr, le-
benn unnd beholener disciplin der pastoren unnd anderer kirchendie-

¹⁰⁰ Auf dem Landtag in Cappel am 3. November 1568, siehe oben, S. 40.

¹⁰¹ Inventierung, Einziehung.

ner yn gemein gehort, yn die ordinantz fassen unnd dieselbigenn nach genedigem rhait und bedencken e. g. ynn denn druck mit reiner, deutlicher, verstendiger sprache verfertigen unnd außgehenn lassen, der zuversicht unnd hoffnung, Gott, eyenn vatter aller gnadenn unnd segens, werde dieß christlich, wol angefangen werck durch solliche ordentliche unnd nutze mittell oder anstellung einmahl dahin schickenn, außbringen oder ordnenn, das es zu erbauwunge der rechtenn, warenn religion, der christlichenn kirchenn zu ewiger unnd zeitlicher wolfart unnd e. g. sambt gemeiner ritter- unnd lantschaft zum rhum unnd lobe reichen muge.

Dieß christlich bedenckenn unnd wolmeinunge habenn wir e. g. uff e. g. genedig ansuchent, sinnen unnd erforderenn nicht verhalten sollenn mit christlicher, undertheniger bytt, e. g. welle sodans¹⁰² christlich bedencken ynn aller genade auffnemenn unnd unns genedig zu gut haltenn. Befelenn hirmitt e. g. ynn denn schutz unnd schirm Gotts, des almechtigen.

Datum Dethmoldt, frigtages nach Luciae virginis anno etc. [15]68

E. g. underthenige und willig diener, verordente visitatoren der loblichenn grafschafften Lippe, Spiegelberg unnd Pymont.

Dem wolgebornnen und edlen heren, Herman Symon, gravenn unnd edlen heren zur Lippe, Spiegelberg und Pymont, unsern genedigen herrn, underthenig unnd dienstlich.

Nr. 3: Die Detmolder Befehlshaber an die Visitatoren¹⁰³

10. Januar 1570

Unnsere freundlich dienst zuvor, wirdiger, wolgelarter unnd achtbar, gunstiger, guter f[reund].

Demnach der wolgeborner und edler her, Herman Simon,¹⁰⁴ graven und edelhern zur Lippe, Spiegelbergk und Pymont, unser gnediger her, zum offermahl von uns gnedigk hat gesunnen¹⁰⁵, das wir bei euch und den andern visitatoren furdern solten, das ferner die beholen und angefangene geistliche visitatio ins werck gerichtet werden muchte, und wir dan auch selbst solchs eine notturft zu sein erachten, als begern wir, das ihr neben den andern visitoribus, die wir auch vorschrieben haben, diesen schirstkunfftigen mitwoch, welcher wirt sein der 18. laufentz monat [Januarii]¹⁰⁶ morgentz zu dero behuf alhir anhouse zu Dethmoldt ankommen wollen und mitbringen den theil der kirchenordnunge, so ihr

¹⁰² Solches.

¹⁰³ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 27.

¹⁰⁴ Siehe oben, Anm. 80.

¹⁰⁵ Mit dem Ansinnen an uns herangetreten ist.

¹⁰⁶ Papier zerstört.

zuvorfertigen angenommen haben. Darzu wollen wir uns verlassen und sein euch zu f[reundlichen] diensten willigk.

Datum unter unser eins petschier am 10. Januarii anno etc. [15]70

Verordente bevelchaber zu Dethmolde

Bernharten von Exter

Reinhardt Nagell

Johan Bock

Nr. 4: Graf Hermann Simon und die Detmolder Befehlshaber an Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel¹⁰⁷

18. Mai 1570

Durchlauchtiger, hoichgeborner furst, e[uer] f[fürstliche] g[naden] sein unsere gantz bereitwillige und underthainige dienste bestes vleyses zuvor, gnediger furst und her.

Demnach wir wissen, das uns furnemlich oblicht, in meinen, graven Herman Simons¹⁰⁸ und des wolgebornen heren Simons,¹⁰⁹ graven und edelhern zur Lippe, unsers freuntlichen, lieben vetters¹¹⁰ und gnedigen herrn, von Gott dem almechtigenn uns gegebenen und angeerbten graff- und herschafften zum vleysigstenn zubefurdern, das doselbst Gottes wordt lauter und rein gepflantz und gelernet werdenn muge. Unnd sol das geschehenn, das alstann allerlei unrichtigkeit und unordnung, so wir doselbst unter den geistlichenn personen und derselben gutern befindenn, ausgerottet und durch christliche, richtige ordnung abgeschafft und in einen bessern und christlichen standt gebracht werden,¹¹¹ und auch darumb solche ordnung bereitz durch etzliche unsere gelarte zusamentragen und ungevherlich volnziehen lassen, aber uns bedencklich furfellet, dieselbigen zu publicirn und in den truck zu bringen, ehe und zuvor das wir frommer, gottforchtiger, gelarter predigers rhait und bedenckenn deshalb gebetten und gepflogen habenn, und dan erfahren, das bei e. f. g. der erwürdiger, hoichgelarter und erbar, unser lieber, andechtiger her und guter freunt D[octor] Jacobus Andreae¹¹² sich erhalte und vielen reformationibus und auffgerichteden kirchenordnungen beigewhonet | 29v | habe, und darumb wunschen und gerne siehen, das bevorab derselbe angezogne unsere gestalte ordnung durchsiehenn, besseren und sein judicium daruber geben muchte, und das, soviel mug-

¹⁰⁷ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 29r-30r.

¹⁰⁸ Siehe oben, Anm. 80.

¹⁰⁹ Siehe oben, Anm. 30.

¹¹⁰ Gestrichen: pflegkindts.

¹¹¹ Gestrichen: müssen.

¹¹² Siehe oben, Anm. 42.

lich, zum forderlichstenn und sonderlich zu dero zeit, wen an andere und die uhrtere¹¹³, wie wir vormerken, das kurtzes weges geschehen kan, ehr sich zu begebenn furgesetzt hat, das ehr in seinem abtzuge unsere und wolgemelts unsers vetterenn und gnedigen hern graff- und herschafft ruhren wirt, und also leichtlich bei uns antreffen konndte.

So bitten e. f. g. wir gantz dienst- und undertenich, dieselbige woll unns so gnedig erscheinen¹¹⁴, das gemelter doctor in meine, grave Herman Simons, unnd wolgedachts unsers vetter¹¹⁵ und gnedigen hern graff- und herschafften sich erfugen oder je, soll solche ankunfft ime beschwerlich sein, das wir demselbigen gemelte unsere ordnung an einem gelegen orte zustellen und ehr dieselbigen zum weinigsten obiter durchlaufen und sehen woll, erhalten muchten, domit dieselbige folgentz in den truck gegeben und ins werck gerichtet werden muge. E. f. g. werde sich hirinne gnedigwillig ertzeigen, haben wir dienstliche und underthainige hoffnung, und sonderlich, weil dardurch Gottes ehr wirt gefurdert, sein heiliger nname ausgebreitet und vieler minschern heill und saligkeit gesucht. Darab wirt e. f. g. vonn dem almechtigen reichen lohn empfangenn, so seinn umb e. f. g. wirs auch mitt unnerenn | 30r | gantz bereitwilligenn unnd underthainigen diensten zuverdienenn willigk.

Datum am 18. Maii anno etc. [15]70

E. f. g. gantz bereitwilligere und underthanige Hermann Simon, graff unnd edlerher zur Lippe, Spiegelbergk und Pyrmonndt, und verordente bevelchaber zu Dethmolde.

Dem durchleuchtigenn, hochgebornnenn furstenn und heren, herenn Juliusen, hertzogenn zu Braunschweick und Leuneberg etc., unserem genedigen furstenn unnd herenn.

Nr. 5: Graf Hermann Simon und die Detmolder Befehlshaber an Jakob Andreae¹¹⁶

18. Mai 1570

Herman Simon¹¹⁷, graff und edlerher zur Lippe, Spiegelbergk und Pyrmond.

Unnerenn gunstigen unnd geneigtenn willen, auch freuntliche dienste zuvor, erwardiger, hoichgelarter unnd erbar, lieber, andechtiger, gunstiger her unnd guter freundt.

¹¹³ Den Ort.

¹¹⁴ Gestrichen: und gnedigk befurderren helffen.

¹¹⁵ Gestrichen: pflegekindts.

¹¹⁶ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 33r-34v.

¹¹⁷ Siehe oben, Anm. 80.

Demnach wir wissenn, das uns furnemlich obligt, in unseren unnd des wolgebornen heren, Simons¹¹⁸, graven unnd edelhern zur Lippe, unsers freuntlichen, lieben vettters, pflegekindts und gnedigenn heren, von Got dem almechtigen gegebenen unnd angeerbtenn graff- unnd herschafftenn zum vleysigstenn zubefurdern, das doselbst Gottes wordt lauter unnd reinn gepflantz unnd gelernet werden muge, unnd soll das geschehenn, das [alsd]ann¹¹⁹ allerlei unrichtigkeitt unnd unordnunge, so wir doselbst unter den geistlichenn personen unnd deroselbenn gutern befinden, ausgerotett unnd durch christliche, richtige ordnung abgeschafft unnd in einen bessern unnd christlichenn standt gebracht werdenn mussenn, unnd auch darumb solche ordnunge bereitz durch etzliche unnserre gelarte zusamentragenn und etzlicher massen volnziehenn lassen, aber unns bedencklich furfellet, dieselbigen zu publiciren und in den truck zu pringen, ehe unnd zuvor das wir frommer, gotforchtiger, gelarter prediger rhaidt | 33v | unnd bedenckenn deshalb gepflogenn unnd gebettenn haben, unnd dann erfharenn, das euere w[eisheit] vielenn reformatio-nibus und aufgerichtetenn kirchenordnungen beigewhonet habenn, unnd darumb wunschen unnd gerne siehen, das bevorab dieselbige angezoigene unnserre gestalte ordnung durchsiehen, besseren und deroselbenn iuditium daruber unns zukommen muchte unnd das, soviell muglich, zum forderlichstenn unnd sonderlich zu dero zeit, wen an andere unnd die uhrtere¹²⁰ (wie wir vormerkenn, das kurztes wegges geschehen kann) e. w. sich begebenn wirtt, das dieselbige in irem abziehen unsere unnd wolgemelts unnserers pflegekindts unnd gnedigen hern graff- unnd herschafftenn ungeverherlich ruhren wirtt unnd also leichtlich bei unns an-treffen kondte, so gesinnenn unnd begern wir [gne]digk¹²¹, freunt- unnd dienstlich, das zu dero zeit e. w. sein wegk in unnserre unnd wolgemelts unnserers freuntlichen, lieben vettters, pflegekindts unnd gnedigen hern graff- unnd herschafftenn machen woll; oder je, sol derselbenn solchs beschwerlich sein, gemelte unsere ordnung an einen gelegen ordt sich durch unns zuschickenn lassenn unnd dieselbigenn zum weingstenn obiter durchlauffenn, siehen und besseren woll, domit dieselbige folgendtz in den truck gegebenenn unnd ins werck gericht werden muge. E. w. werde sich hirinne gutwilligk ertzeigen, habenn wir gnedige unnd freuntliche zuvorsicht, unnd sonderlich, | 34r | weil dadurch Gottes ehr wirt gefurdert, sein heiliger nname außgebreitet unnd vieler minschen heil unnd saligkeitt gesucht, und auch e. w. hiebeforen jegen wolgemelten unserenn freuntlichen, lieben vetterren, pflegekindt und gnedigen hern sich deshalb gutwilligk hatt erbotten unnd vornhemen lassenn, daselbe sein wir, ohne

¹¹⁸ Siehe oben, Anm. 30.

¹¹⁹ Papier zerstört, ergänzt aus Nr. 4.

¹²⁰ Den Ort.

¹²¹ Papier zerstört.

das es der almechtiger reichlich wirtt belohnen, mit gnaden zuvorschulden und freuntlich zuvordienen gnedigs und freuntlichs erpietens.

Datum am 18. Maii anno etc. [15]70.

[Hermann Simon, graff unnd edlerher zur Lippe, Spiegelbergk und Pymonndt]¹²² und vorordente bevelchaber der graveschafft Lippe.

Dem erwürdigen, hochgelartenn unnd erbarenn unnd unnserm liebenn, andechtigen, günstigenn [...] ¹²³ unnd gutten freunde, Jacobo Andreae, heiliger gottlicher schriffdt doctori.

Nr. 6: Adolf Schwartz an Graf Hermann Simon (?)¹²⁴

23. Juli 1570

Auch gnediger her.

Vernhemem auß e[uer] g[naden] schreiben wir underthainig, das der magister Johannes Exter¹²⁵, sofehrn derselbe mit dem D[octo]r] Jacobo Andreae¹²⁶ die dinge mit der kirchenordnunge noch zur zeit nicht vorrichtet hette, sich in seinem abzuge gehn Wulffenbuttel, auch in der widderreise bei e. g. zu Pymondt¹²⁷ erfragen solte. Darauff sollen e. g. wir underthainigk nicht verhaltenn, obwol gemelter magister mit angereigter ordnung durchaus fertigg, auch sich gehn Wulffenbuttel zu gemeltem doctor zubegebenn und vorabschiedeter maßen zubereden furhabens gewesen, das dannach aus itzigem, des wolgebornen und edlen hern Simons¹²⁸, grafen und edelhern zur Lippe etc., e. g. freuntlichen, lieben veters und pflegekindts, unsers auch gnedigen herrn schreiben wir vermerckt haben, das viel gedachtem doctor zu Wulffenbuttel aus der ursache, das ehr doselbst dermaßen mit geschefften und schreiben uberaufft unnd beladen sey, das ime nicht muglich, doselbst mit gedachtem magister Exter der kirchenordnung halber zu reden und dieselbige sich fuzulegen laßen.

Er sei aber des erpietens, dieweil ehr hore, das wolgedachter unser gnediger junger her inwendig viertzehn tagen nach seiner gnad herschafft sich begeben werde, mit seiner g. heruber zuziehenn und doselbst das beger christliche werck vor die handt zunhemem und zuverrichten und

¹²² Diese Zeile fehlt, übernommen aus Nr. 4.

¹²³ Papier zerstört.

¹²⁴ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 35r. Der Adressat ist nicht genannt, das Schreiben eröffnet aber mit der gleichen Grußformel wie Nr. 11, so dass auch dieser Brief vermutlich an Graf Hermann Simon von Spiegelberg-Pyrmont gerichtet ist.

¹²⁵ Siehe oben, Anm. 88.

¹²⁶ Siehe oben, Anm. 42.

¹²⁷ Residenzort Graf Hermann Simons von Spiegelberg-Pyrmont, heute Bad Pyrmont, im niedersächsischen Landkreis Hameln-Pyrmont.

¹²⁸ Siehe oben, Anm. 30.

von dannen seine furhabende reise gehn Cassell nach unnerem gnedigen fursten unnd hern, dem lantgrafen zu Hessen¹²⁹, zu volnziehen, darauss dan e. g. gnedig zuermessen haben, das wir es dabei |35v| beruhen laßen müssen und der magister Exter auch seine reise einzustellen hatt und damit nicht furschridenn kan. Unnd folgents, weil viel wolgedachter unser gnediger her begertt, heruber zukommen und das ich, Adolf Schwartze¹³⁰, mich inwendig viertziehen tagen zu seiner gnad erfugen und von unserem gnedigen fursten und hern, dem hertzen zu Braunschwig¹³¹, seiner gnad erleubnuß erhalten unnd solchs e. g. gnedig erleiten kondten und darin kein bedenckens hetten, das durch mich oder durch jemantz anders, alles zu e. g. gnedigem gefallen, deren gnedige erclerunge ich auch underthainigk thue bitten, seine gnad heruber geholet werden muchte, damit also s. g. gewilfharet wurde und auch der doctor sich hieher begeben und erbottener maße doselbst die kirchenordnunge vor die handt nhemen, durchlauffen, endern und bessern, im fal der nodt, muchte.

Nr. 7: Conrad Horn an Nikolaus Thodenus¹³²

15. Oktober 1570

Meinen gantz willigen dienst zuvor, besonder gunstiger her und guter freundt.

Ich mach euch nicht vorhalten, wie das mich euers hern diener angesprochen hat, eines buchs halben zu drucken, alß eine kirchenordnunge van dreissigk bogenn, und der soll nicht mehr als funfhundert sein.

¹²⁹ Wilhelm IV. von Hessen-Kassel (regierend 1567–1592). Die hessischen Landgrafen waren Lehnsherren von Lippe. Am Hof Landgraf Wilhelms IV. hielt sich Simon VI. zur Lippe im Frühjahr 1572 zur Vervollkommnung seiner Ausbildung auf. Zu Wilhelm IV. siehe Gerhard Menk, Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel, Franz Hotman und die hessisch-französischen Beziehungen vor und nach der Bartholomäusnacht, in: Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte Neue Folge 88 (1980/81), S. 55–82.

¹³⁰ Siehe oben, Anm. 43.

¹³¹ Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (regierend 1568–1589).

¹³² LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 43. Nikolaus Thodenus stammte aus Dithmarschen und hatte seit 1553 in Wittenberg bei Philipp Melanchthon studiert. 1567 wurde er zur Erziehung Simons an den Detmolder Hof berufen. Nach 1574 erhielt Thodenus eine Professur für Griechisch an der Universität Wittenberg, war im Sommersemester 1584 Prorektor, und Ende 1592 nahm Graf Simon VI. zur Lippe seinen ehemaligen Lehrer selbst für fünf Jahre in Dienst als Erzieher seiner eigenen Kinder. Thodenus blieb mindestens bis 1601 in Lippe, Schormann, Simon VI. (wie Anm. 30), S. 72; Haase, Erneuerung (wie Anm. 1), S. 66 Anm. 168; Fink, Exercitia (wie Anm. 30), S. 12–21; Bischoff, Simon VI. (wie Anm. 30), S. 12–18; Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 171 Anm. 111.

Dasselbige aber ist sehr weinig auf einer forme¹³³ zu drucken, dan das setzen und corrigieren ist die meiste arbiedt.¹³⁴ Was mahn sonsten unter sechs hundert druckt, dar druckt einer seinen schaden anne, odder man muß das drucken soviell tewrer bezhalen. Darumb drucken die truckheren gerne auf einer forme zwei odder drei tausent bogen, uf das sie desto besser mit gesellenlohn, balledder¹³⁵ und ferniß¹³⁶ zukommen konnen.

Dieweill aber euer her dasselbe gerne bei mir trucken lassen, wolte ich das gerne doin, unnd werde itzunder einen balden¹³⁷ odder achte papir, das guit ist, bekommen, wan euer her auch wolte geben, was recht ist, und dar ich anderen buchfurem¹³⁸ etzlich dingk furdrucke, und drucke nicht gerne unter achtehundert.

Mein gnediger her, hertzogk Julius¹³⁹, ließ die klosterordnung¹⁴⁰ zu Magdeburg druckenn driehundert, und gab vor einen bogen drie scharff¹⁴¹ darumb, das seine g. der so weinig trucken ließ. | 43v | Wan nuhn euer her mir wolte geben fur die dreisig bogen lxxx gulden muntze, also ich den buchfurem gebe, so wolte ich sie euerem herren trucken. Aber wen euer her seiner g. wappen davor auch wolte gedruckt haben, das muss euer her auf seiner g. unkostunge schneiden lassen. Unnd wolte sie anfangen balte nach dem weinachten, das sie mechte fertig werden auf fastelavente odder je auf die kunfftige oistern, so etlich arbiert mit einfieler, meinem gnedigen hern und mir die helfte geldes auf die handt geben, wan ich das exemplar anfangen. Was euer her zuthuende gesinnet ist, das lasset ir mir wissen an ein korth, ehe ich was anders anfangen.

¹³³ Die vom Setzer angefertigte Druckform, die auf einen Bogen gedruckt wurde, Claus W. Gerhardt, Geschichte der Druckverfahren, Teil II: Der Buchdruck (Bibliothek des Buchwesens 3), Stuttgart 1975, S. 38f., 67f.

¹³⁴ Von der fertiggestellten Druckform wurde ein Andruck hergestellt, den der Setzer anschließend begutachtete. Fand er Fehler, musste er die Form wieder aufschließen, falsche oder fehlerhafte Typen herausholen und durch die richtigen ersetzen. Anschließend justierte und verschloss er die Form erneut, Gerhardt, Druckverfahren (wie Anm. 133), S. 68.

¹³⁵ Ballen aus Rosshaar mit einem Überzug aus Leder, mit dem die Farbe vom Farbstein oder Farbkasten genommen und auf die Druckform aufgetragen wurde, Gerhardt, Druckverfahren (wie Anm. 133), S. 44, 46, 70.

¹³⁶ Zur Herstellung der schwarzen Farbe wurden Ruß und eingekochter Leinölfirnis verwendet, Gerhardt, Druckverfahren (wie Anm. 133), S. 44.

¹³⁷ Der „Ballenpreis“ ist der Preis für eine größere Menge an Papier. Wieviele Bogen als Ballen galten, hing vom Gewicht der verschiedenen Qualitäten ab, Gerhardt, Druckverfahren (wie Anm. 133), S. 43f.

¹³⁸ Buchhändlern.

¹³⁹ Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (regierend 1568–1589).

¹⁴⁰ Braunschweig-Wolfenbütteler Klosterordnung von 1569, Abdruck in: Sehling: EKO VI/1 (wie Anm. 2), S. 281–335.

¹⁴¹ Scherf = kleine Münze, s. Friedrich von Schrötter, Wörterbuch der Münzkunde, Leipzig 1939, S. 594f.

Damit viel guter nachtt und Got dem hern gesundt bevholen.

Datum in der Henrichsstadt bei der vehstunge Wulffenbuttell am 15. Octobris anno etc. [MD]lxx.

E[uer] w[illiger] d[iener] Cunradt Horne, buchdrucker darselbst.

An M[agister] Nicolaum Thodenum¹⁴², paedagogum etc.

Cettell: Das ist das reiß¹⁴³ ein weinig mehr als iii gulden muntze, und wil darzu gut papir thun. [Datum] ut in literis, etc.

Nr. 8: Nikolaus Thodenus an die Detmolder Befehlshaber¹⁴⁴

28. Oktober 1570

Meinen freundtlichenn unnd gantz willigen dienst jederzeit zuvor, eren-
vheste, erbar, hoch- und wolgelarte, gunstige herren unnd guthenn
freund.

E[uer] e[rbar] gunste schreibent ahn mir habe ich zu Ganderßheim¹⁴⁵
entpfangen unnd auß demselbenn vernommen, das ihr zu befurderunge
gottlicher eher unnd zu einem christlichenn unnd wolbestaltenn stande
der kirchenn, der loblichenn graveschafft Lippe zu- unnd angehorigk, ein
sonderlich gewiß verlangent tragenn, damit die furgenommen unnd
nhunmer ins werck gesetzte ordenunge unnd verfertigte christliche kir-
chenordnunge ihm druck verfaßet unnd gepubliciret werden muchte.
Unnd ob ich mich woll weis zuberichten, das mir von e. e. g. von wegen
meines g[nädigen] h[errn]¹⁴⁶ ist aufferlegt, dieß werck bey unserm gnedi-
gen fursten unnd h.¹⁴⁷ zubefurderen, damit mhan des hern D[octo]r Sel-
neccers¹⁴⁸ unnd der truckerie muchte mechtigk sein, so ist doch allerley
hinderunge furgelauffen, das bißher diese befurderunge ist verpliepen,
dann sobalte m. g. h. widderumb zu Ganderßheim ist angekommen, ist
mein g. f. und h. nach Wulffenbuttell verreiset, unnd doctor Selnecker
balde darnach. Unnd dieweil ich zu Ganderßheim gepliebenn, habe ich
doch von wegenn der truckerie angehaltenn, das mhan deroselben khan
haben zu gebrauchenn, welcher gestalt aber, habet ihr auß des druckers
schreibenn an mir, welchs ich hiebey eingelecht¹⁴⁹, zuvernemen. Ich will
aber ahn ihm erster | 45v | bottschafft schreibenn, das mhan der drucke-

¹⁴² Siehe oben, Anm. 132.

¹⁴³ Das Ries bezeichnet eine bestimmte Menge an Papierbogen.

¹⁴⁴ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 45r-46v.

¹⁴⁵ Gandersheim im heute niedersächsischen Landkreis Northeim.

¹⁴⁶ Simon VI. zur Lippe (regierend 1579-1613), siehe oben, Anm. 30.

¹⁴⁷ Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (regierend 1568-1589).

¹⁴⁸ Nikolaus Selnecker (1530-1592), siehe oben, Anm. 51.

¹⁴⁹ Siehe Nr. 7.

rie ehe dan fur weihenachten muge mechtigk sein, so es immer geschehen khann.

Was aber den ernwirdigen herrn d. Selnecern betrifft, dieweill ihme noch die ordenunge umb aller erheblichen ursachen, so e. e. g. woll kan ermeßen, muß gezeiget werdenn, habe ich einen endtlichen abschied midt ihme genommen, das der her magister¹⁵⁰ den 6. Novembris zu Ganderßheim soll ankommen, so kan ehr einen dagk oder 2 die weill habenn, mitt dem hern magistro alle sachenn zuverrichten, sunst kan ehr im gantzenn viertell jhar unnd noch lenger umb der visitationn unnd consistorii willen die weill nicht habenn. Wellet derowegen bey dem magistro anhaltten, das ehr sich jegen die zeit allerdinges fertigk mache, das ehr denn 6. Novembris gewißlich zu Ganderßheim muge einkommen unnd darnach gen Wulffenbuttell verreisen unnd alles verfertigen, was ihn befurderunge dieses werckes unnd sonstenn in anderen sachen zuverrichtenn von mir kan weiter angewandt werdenn; soll e. e. g. mich von wegenn meines g. hern alleyn willigk unnd ehrbottigk befindenn unnd auch zugebrauchen habenn. [...]¹⁵¹

Hiemit Gott bevholen zu glucklicher regirunge.

Datum Ganderßheim anno etc. [15]70, die Simonis et Juda.

E. e. g. dienstwilliger Nicolaus Thodenus¹⁵².

Ahn die verordneten beviellchaber zu Dethmolde etc.

Nr. 9: Die Detmolder Befehlshaber an Graf Hermann Simon¹⁵³

2. November 1570

Wolgeborner und edler graf, e[uer] g[naden] sein unsere undertheinige, gantz bereitwillige dienste mit allem vleiß zuvor, gnediger her.

E. g. werden sich noch gnedig erinnern können, sollen wir uns undertheinig keinen zweifel machen, was der truck halber der kirchenordnung wir an e. g. underdheinig geschrieben¹⁵⁴, was nuhn auch ferner des auch wolgebornen und edlen hern Simons¹⁵⁵ g[raf] und e[dl]er z[ur] L[ippe], e. g. freuntlichen lieben vetters und pflegkindts, unsers auch gnedigen hern paedagogus M[agister] Nicolaus Thodenus¹⁵⁶ deshalb sich jegen uns

¹⁵⁰ Johann von Exter, siehe oben, Anm. 88.

¹⁵¹ Hier folgt noch ein Absatz, in dem Todenus kurz über den Landtag und den Speyerer Reichstag von 1570 sowie über einige nicht mit der Kirchenordnung in Zusammenhang stehende Ereignisse am Wolfenbütteler Hof berichtet.

¹⁵² Siehe oben, Anm. 132.

¹⁵³ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 47r.

¹⁵⁴ Liegt nicht vor.

¹⁵⁵ Siehe oben, Anm. 30.

¹⁵⁶ Siehe oben, Anm. 132.

schriftlich erclert, das werden e. g., hirbei vorwhart,¹⁵⁷ gnedig ersiehen. Wan wir nuhn von e. g. uf angeregts unser vorigs underthainigs schreiben noch zur zeit keine gnedige erclerunge bekommen haben und darumb undertheinikg noch nicht wißen können, wie wir uns deshalb und auf dis gemelds M. schreiben vorhalten sollen, so bitten wir undertheinikg, das von e. g. uns bei jegenwertigen gnedige erclerunge daruber zukommen muge.

E. g. zu underthanigen diensten erkennen wir uns schuldig.

Datum unter unser eins petschier am 2. Novembris anno [15]70.

e[uer] g[naden] u[nd] v[erordnete] b[efehlshaber] z[u] D[etmold]

**Nr. 10: Die Detmolder Befehlshaber an Nikolaus Thodenus¹⁵⁸
6. November 1570**

Unsere freuntliche dienst zuvor, erbar unnd wolgelarter, gunstiger, guter freundt.

Auß ewerm schreiben haben wir unter anderm vermerket, das ewer rathlich bedencken, das gegen den sechsten hinaus gehn Ganderschheim der M[agister] Exter¹⁵⁹ der drucke halber und den her d[octor] Selneccerum¹⁶⁰ zu sprechen sich erfugtet hette unnd das den wolgepornen, unsern gnedigen hern funffzig thaler zugetheilet werden mußén.

Was nhun die drucke betrifft, haben wir gegen gemelte zeit gedachten M. abfertigen willen, es ist ime aber die reise zuvolnziehen ungewitters und wassers halber, wie ihr selbst bei euch bedenken könnet, nicht muglich gewesen. So ist auch nhun mitlerweill furgefallen, das zu Lemgo bei Frantzen Grothen¹⁶¹ seliger erben alle notturfft, zur druck notig, gefunden wirt und zubekommen ist. Und halten nhun wir es dafur, das es nicht alleine wolgedachtem | 48v | unserm gnedigen hern rohmlich sei, sonder das auch mit geringern unkosten die drucke daselbst auch vor die handt genommen und verrichtet werden konne, und auch nhumer unsere bedenken dahin endlich gerichtet, das solches auch geschehen soll und das der M. Exter mit der reißé kan verschonet werden.

Was das geldt betrifft, wollen wir unlanges vil wolgedachtem unserm gnedigen heren bei eigener bodeschafft dasselbige zuschicken, und habt ihr uns zu freuntlichen dienst willigen.

Datum den 6. Novemb[ris] anno etc. [15]70.

¹⁵⁷ Siehe Nr. 8.

¹⁵⁸ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 48r-50r.

¹⁵⁹ Siehe oben, Anm. 88.

¹⁶⁰ Nikolaus Selnecker, siehe oben, Anm. 51.

¹⁶¹ Zur Druckerei Franz Grothe in Lemgo siehe oben, S. 38f.

Vorordente bevelhaber zu Dethmoldt

Dem erbarn und wolgelarten Nicolao Thodeno¹⁶², grafflichen lippischen paedagogo, unserm gunstigen, guten freunde.

Nr. 11: Adolf Schwartz an Graf Hermann Simon¹⁶³

Auch gnediger her.

Vormelten auß e[uer] g[naden] gnedigen schreiben ich, Adolf Schwartz, und e[uer] e[rbar] verordente, das sich e. e. mit dem druck der kirchenordnung, und das zu Wulffelbuttell die getruckt werden muge, gnedig gefallen lassen. Ob nhun woll auff solliche e. e. gnedige erlerung der M[agister] Exter¹⁶⁴ soll auffgezogen sein, so können doch e. e. gnedig ermessen, das ungewitters unnd wassers halber noch zur zeith der selbige nicht zur reise greiffen kan. So haben wir auch jetzo erfahren, das zu Lemgo nach aller notturfft, zum druck notig, bei seligen Frantzen Grothen erben verhanden und zubekommen sei und das die drucke daselbst woll geschehen und vor die handt genommen werden kondte.

Wan nhun e. e. sich wurden gnedig gefallen lassen, das men die kirchenordnung daselbsten verfertigen solte, so halten wirs darfur, das solchs geschehen kondte, | 49v | und wer auch woll unsers erachtens, umb uncosten zu verhuten, mehr zu widerachten, wie dan gedachter M[agister] deßhalb in wenig thagen sich zu e. e. gehn Pirmundt¹⁶⁵ erfugen und weiter daselbst mit e. e. reden soll.

Da sich auch e. e. gnedig gefallen lassen, das e. g. und unsers gnedigen hern wapen zu Lemgo gefertigt und vor die ordnung getrucket würden, so soll vilgemelter M. Exter dieselbigen abreißen lassen und gegen Pirmundt, e. e. die sehen zulassen, mit sich pringen. [Datum] ut in literis¹⁶⁶.

Nr. 12: Adolf Schwartz an Heinrich Kirchmann¹⁶⁷

5. Januar 1571

Mein freundtlich diennst zuvornn, hochgelarter unnd erbar, gunstiger, guether freundt.

Ich mag euch unvermeldet nicht laßenn, das ich gestrigs tages zeitunge bekommen, das ich ilich nach unserem gnedigen jungen hern¹⁶⁸ nach

¹⁶² Siehe oben, Anm. 132.

¹⁶³ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 49.

¹⁶⁴ Siehe oben, Anm. 88.

¹⁶⁵ Siehe oben, Anm. 127.

¹⁶⁶ Das Schreiben ist nicht datiert.

¹⁶⁷ LAV NRW OWL L 65 Nr. 8, fol. 52r-53r.

Ganderßheim¹⁶⁹ verreisenn mueß, unnd haben mir seine g[naden]¹⁷⁰ darbenebenn zugeschriebenn, das seine g. mit der hertzogin¹⁷¹ in kunnfftiger wochen nach der Margk¹⁷² verrucken unnd villeichte in funff oder sechs wochen nicht widderumb anheim kommen werde, und das ich seinen g. zu dero behuff noch etzlich gelt mit uberbringen wolte. Wahn nun daßelbe wegen angetzogener Merckischen reise so eilents geschaffenn, daß ich nicht erstlichen zu hauß kommen können, alß habe ich dasselbe gelt, alß funfftzig gulden¹⁷³, alhie zu Pyrmondt¹⁷⁴ aufgebracht, mitt freunndtlich bitte, ihr bey Johansen, dem rentschreiber, die versehung unnd befurderunge thun wollen, damit gerurte l thaler uff diesen schirst komenden sonntag¹⁷⁵ alhier zu Pirmondt Simon Schmereimen widderumb mugen geliefert werdenn. Im fall aber der rentschreiber keinen raidt darzu wiste, daß sie alßdann bey dem amptman zum Blomberge¹⁷⁶ mugen aufgebracht und uff gerurten sonntag gewißlichen anhero geschicket werdenn; vor eins. | 52v |

Zum andern mag ich euch auch nicht verhalten, das ich Hilmar von Querheim diesen nehest folgenden dingstagk¹⁷⁷ ghen Schotmar¹⁷⁸ bescheiden; wen ich nun gegen gerurten dingstagk nicht widderumb anheim kommen khan unnd gemelter von Querheim uf dieselbe zeit zu Schottmar sich erfugen wirt, wie ihr euch dessen bey dem amptman allenthalben zuerkunden habet, so pitte ich gleichsals freunndtlich, das ihr gemeltem vonn Querheim in ewerem namen obg[emeltes] schreiben¹⁷⁹ unnd mich angezogener furgefallener verhinderunge halber bey ihme entschuldigen wollen. So palte ich aber widderumb anheim kommen werde, will ich ihnen widderumb zu mich bescheiden, wollet euch in diesen gnaden gunstik erzeigen, versehe ich mich gantzlich unnd bin euch zu freunndtlichen diensten gewilliget.

Datum eilents Pirmondt am 5. Januarii anno etc. [15]71.

Adolff Schwartz, landtdroiste. | 53r |

¹⁶⁸ Simon VI. zur Lippe, siehe oben, Anm. 30.

¹⁶⁹ Siehe oben, Anm. 145.

¹⁷⁰ Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (regierend 1568–1589).

¹⁷¹ Hedwig (1540–1602), die Tochter Joachims II. von Brandenburg, war seit 1560 mit Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg verheiratet.

¹⁷² Mark Brandenburg.

¹⁷³ Siehe S. 53.

¹⁷⁴ Siehe oben, Anm. 127.

¹⁷⁵ 7. Januar 1571.

¹⁷⁶ Der lippische Ort Blomberg, zirka 20 km östlich von Detmold.

¹⁷⁷ 9. Januar 1571.

¹⁷⁸ Der lippische Ort Schötmar, heute Ortsteil von Bad Salzufen.

¹⁷⁹ Siehe untenstehendes Schreiben an den Kanzler Heinrich Kirchmann.

Auch, gunstiger herr, cantzeler¹⁸⁰, mag ich euch nicht verhalten, das etzlicher ursache halber, wie ich euch nicht grundtlich und alle zuschreiben khan, von nothen sein will, damit die gelerten binnen Lemgo und die auß den steten, alß Hornne¹⁸¹ und Blomberge, unnd etzliche von der ritterschafft der kirchenordnunge halber beyeinander kommen mugen. Wan ich nhun in achte tagen vielleicht nicht widderumb anheim kommen werde, so pitte ich hiemit freundlich, das ihr unnd Johannes von Rintelen¹⁸² mitler zeit in kunfftiger wochenn die auß den steten unnd einer, drey von der ritterschafft binnen Lemgo bescheidenn, damit ihnen die alte unnd neue ordenunge, ehe sie gedrucket werde, muge vorgelesen werden. [Datum] ut in literis.

Auf dieses briefs inhalt, soviell diesen letzten punct belanget, habe ich, der cantzler¹⁸³, Johan¹⁸⁴ und Berendten von Exter, Reineken und Christophorn¹⁸⁵ von Donope auf montag, den 15. huius, den morgen umb achte schlege zu Lemgo in Herman Corveien hauß anzutreffen vorschrieben, darnach sich Johannes von Rentelen wirt zurichten und doselbst auch umb die zeit anzukommen wißen.

Signatum Dethmolde, den 5. Januarii anno etc. [15]71.

Dem hochgelarten und erbarn Heinrichen Kirchman¹⁸⁶, der rechten licentiaten und lippischen cantzlern, meinem gunstigen, guthen freunde.

¹⁸⁰ Heinrich Kirchmann, siehe oben, Anm. 91.

¹⁸¹ Horn im Südosten der Grafschaft Lippe, heute Horn-Bad Meinberg.

¹⁸² Johann von Rinteln war seit 1563 Präsident des Lippischen Konsistoriums, Butterweck, Geschichte (wie Anm. 28), S. 255.

¹⁸³ Heinrich Kirchmann, siehe oben, Anm. 91.

¹⁸⁴ Johann von Exter, siehe oben, Anm. 88.

¹⁸⁵ Christoph von Donop (1539–1609) hatte in Wittenberg bei Philipp Melanchthon studiert und war als lippischer Hofmeister 1567 damit beauftragt worden, den jungen Grafen Simon VI. zur Lippe zum Schulbesuch nach Straßburg zu begleiten, s. Leben Christophs von Donope, Erbgesessenen auf Maspe, Brokhhausen, in Lemgo, Erbburgmanns zu Blumberg, gräfl. lippischen Geheimenraths und Hofrichters, Von ihm selbst beschrieben, in: Neues Westphälisches Magazin 1 (1789), S. 209–217; Bischoff, Simon VI. (wie Anm. 30), S. 12; Haase, Erneuerung (wie Anm. 1), S. 64; Schilling, Konfessionskonflikt (wie Anm. 5), S. 170; Fink, Exercitia (wie Anm. 30), S. 13.

¹⁸⁶ Siehe oben, Anm. 91.

Johannes Burkardt

**„Anweisung“ – „Aanwyzing“ – „Unterricht“
Drei bislang nicht bekannte Frühformen von
Gerhard Tersteegens „Anweisung zum rechten Verstand
und nützlichen Gebrauch der Heiligen Schrift“
aus den Jahren 1731 bis 1734**

**1. „Kurtz- und gründlicher Unterricht von der H[eiligen] Schrift“
(1734)**

Als der zweite Berleburger Pfarrer Friedrich Wilhelm Winckel (1804–1876)¹ am 5. Oktober 1842 ein Sammelbändchen pietistischen Inhalts erwarb, hielt er einen kleinen Schatz in Händen, der auch heute, mehr als 170 Jahre später, nichts an Wert eingebüßt hat. Das Büchlein, in dem acht fromme Traktate aus dem 17. und 18. Jahrhundert zusammengebunden sind, wurde 1861 von Winckel, mittlerweile in das Amt des Superintendenten aufgerückt, zusammen mit anderen pietistischen Schriften an die Synode Wittgenstein verkauft und damit zum Grundstock der heute noch bestehenden Synodalbibliothek des Kirchenkreises Wittgenstein.²

Das im späten 18. oder frühen 19. Jahrhundert eingebundene und trotz fehlender Seiten und stark wasserfleckiger Partien recht passabel erhaltene Quartbändchen liegt heute noch in der genannten Bibliothek unter der Signatur „S 15“. Es enthält folgende Titel:

1. Geistliche FAMA, mitbringend einige neuere Nachrichten von Göttlichen Wegen, Führungen, Erweckungen und Gerichten. XVII. Stück, o.O. [Berleburg] 1735.
2. Kurtze Betrachtungen Von der Nutzbarkeit des lieben Creutzes [...]. Vorgetragen von Johanna Eleonora Petersen, Berleburg 1717.

¹ Zu Friedrich Wilhelm Winckel vgl. Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, Nr. 6989; Heinz-Willi Homrighausen, Friedrich Wilhelm Winckel zum 200. Geburtstag, in: Gemeindebrief, hg. von der Evangelischen Kirchengemeinde Bad Berleburg, Ausgabe Oktober-November 2004, S. 25-26; Konrad Fuchs, [Art.] Winckel (Winkel), Friedrich Wilhelm Heinrich, in: BBKL XXV (2005), Sp. 1519-1520 (mit stark gekürzter Werkliste und einigen weiterführenden Literaturangaben).

² Zu den Anfängen der Synodalbibliothek vgl. die Protokolle der Kreissynode (Drucke) für 1861, S. 7, und 1862, S. 3. Dort ist nur von 22 Jahrbüchern der Inspirationsgemeinden die Rede. Dass auch das hier besprochene Buch dazugehörte, ist aus dem handschriftlichen Eintrag Winckels auf dem Vorsatzblatt ersichtlich, wonach der Band am 2. Oktober 1861 als Nummer 32 in die Synodalbibliothek aufgenommen wurde.

3. [Bekänntnüss eines unpartheyischen Christen wegen des einigen seeligmachenden Glaubens unter allen Religionen und Völckern auff Erden: oder Beantwortung der Frage Ob die ungetauften Juden und Heiden weil sie nicht gestehen daß Christus der Sohn Gottes sey noch in ihrem Glauben können seelig werden / jedermänniglich (...) auffgesetzt und an taggegeben (...) durch Paul Kaym; (...) nebst Joachim Betkii (...) ans Licht gebracht, Wesel 1646.]³
4. A & Ω Des berühmten Hoherleuchteten Gottes-Gelehrten Joachim Betkii, 1. Rechtmäßiger PIETISMUS und helleleuchtender Religions-Spiegel [...]. 2. Bekänntnüs von Der Christen Glauben Anno 1585 zu Constantinopel in Latein vorgestellt [...], Wesel/Duisburg/Frankfurt 1692.
5. Prophezeyungen und Erklärung vieler in der Heil[igen] Schrifft enthaltenen Prophezeyhungen: vorgetragen durch einen Auszug aus denen sämtlichen Schrifften der Madame Jeane Marie Bouviere de la Mothe GUION [sehr wahrscheinlich von Johann Friedrich von Fleischbein übersetzt und herausgegeben⁴], o.O. 1747.
6. Kurtz- und gründlicher Unterricht von der H[eiligen] Schrifft. [...], Diez 1734.
7. [Ein Ernstlicher Ruff in Christlicher Liebe an alles Volck sich zu dem Geist Christi in ihnen zu bekehren (...) von]⁵ Benjamin Holme, o.O. 1744.
8. Göttlicher EXTRACT, So auff Befehl Des grossen GOTTES, Schöpfers Himmels und der Erden, Auß Doct[or] JOHANN TAULERI Schrifften gezogen [...] [Herausgeber ist laut Vorwort Johann Tennhardt. Ab Seite 117 ist mit fortlaufender Seitenzählung angeschlossen:] Extract aus H[err]n Joh[ann] Arnds wahrem Christenthum, wie wir Gott oder das Wort durch Einkehrung des stillen Sabbaths in uns suchen und finden sollen [...], o.O. 1710.

Aus diesem illustren Strauß pietistischer Literatur soll hier das Augenmerk auf die unter Punkt 6 genannte Schrift gelenkt werden. Der vollständige Titel lautet:

„Kurtz- und gründlicher Unterricht von der H[eiligen] Schrifft. Wie solche anzusehen und zu betrachten, durch was Mittel zum wahren Verstand derselben zu gelangen, auch der Weeg zur ewigen Glückseligkeit darinnen zu finden sey, Nebst noch einigen darzu erforderlichen Lehren und Erinnerungen, Allen sothane Glückseligkeit suchenden Seelen zum besten aufgesetzt

³ Das Titelblatt und die ersten vier Seiten sind verloren.

⁴ Vgl. dazu Michael Knieriem/Johannes Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit-Jesu-Genossen auf Schloß Hayn. Aus dem Nachlaß des von Fleischbein und Korrespondenzen von de Marsay, Prueschenk von Lindenhofen und Tersteegen 1734–1742 [...], Hannover 2002, S. 69 mit Anm. 46.

⁵ Das Titelblatt und die ersten 32 Seiten sind verloren.

„Anweisung“ – „Aanwyzing“ – „Unterricht“

und Zum Druck befördert, Dietz / Gedruckt bey Johann David Müller,
Hoch-Fürstlich] Nassau Dietzischer Hoff-Buchdr[ucker], 1734.“

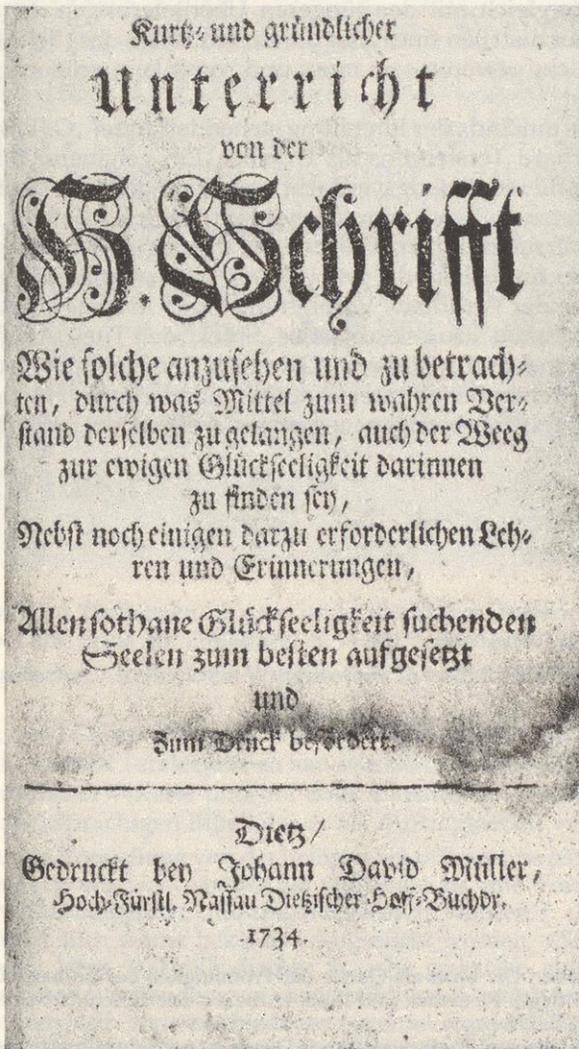


Abb. 1: Gerhard Tersteegen, „Kurtz- und gründlicher Unterricht“,
Titelblatt

(Evangelischer Kirchenkreis Wittgenstein, Synodalbibliothek S 15)

Von dem Druck fehlen leider die Seiten 49 und 50, die Seite 61/62 ist in der Mitte durchgerissen und nur in der inneren Hälfte erhalten, die Seite 63 fehlt ganz. Im letzten Absatz von Seite 62 beginnt das recht kurze Schlussgebet. Der Vergleich mit den jüngeren Überlieferungen des Textes, die gleich noch vorzustellen sind, lässt darauf schließen, dass Seite 63 die letzte Seite des Drucks gewesen sein muss und somit kein größerer Textverlust eingetreten ist.

Bereits das am Ende der Einleitung stehende Kürzel „G. T. St.“ führt auf die Spur Gerhard Tersteegens als Urheber. Ein genauere Blick auf den Text bestätigt diesen Anfangsverdacht und zeigt, dass wir es mit einer bisher unbeachteten frühen Variante jener laut Winfried Zeller „für Tersteegens Schriftverständnis grundlegenden, theologisch durchdachten Abhandlung“⁶ zu tun haben, die seit 1735 als erste „Verhandlung“ von Tersteegens „Weg der Wahrheit“ Verbreitung fand.⁷ In späteren Auflagen des „Wegs der Wahrheit“ trug sie als erstes „Stück“ den Titel „Anweisung zum rechten Verstand und nützlichen Gebrauch der Heil[i]gen Schrift“.⁸ Die Unterschiede der im Berleburger Bändchen überlieferten Fassung von 1734 zu der ein Jahr später erschienenen ersten Auflage des „Wegs der Wahrheit“ sind gering.

⁶ Winfried Zeller, Die Bibel als Quelle der Frömmigkeit bei Gerhard Tersteegen, in: Kurt Aland (Hg.), Pietismus und Bibel (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 9), Witten 1970, S. 176.

⁷ [Gerhard Tersteegen], Weg der Wahrheit Die da ist nach der Gottseligkeit, In zweyen Verhandlungen: Deren die Erste vorstellet, wie Wir die H[eilige] Schrift, Nach Gottes Absicht ansehen, recht verstehen, und nützlich gebrauchen sollen [...], Solingen 1735. Faksimile, hg. v. Ulrich Bister, Herborn 2001. Vgl. zu der Schrift an sich den Kommentar zur Edition nach der 4. Auflage von 1768 von Dietrich Meyer (Hg.), Gerhard Tersteegen. Ich bete an die Macht der Liebe. Eine Auswahl aus seinen Werken, Gießen/Basel 1997, S. 67-111.

⁸ Hier nach der 4. Auflage, Solingen 1768.

Demüthigen Danck sey dir, lieber JESU, „
für die werthe Gabe deines geschriebenen „
Worts, so du als einen Liebes- Brief uns „;
ausgewandten Creaturen vom Himmel „
zugesandt, durch deine auserwählte Bot- „
ten, uns dadurch zu dir selbst, zu deiner „
Liebes- Gemeinschaft im Geiste wiederum „
einzuladen und einzuweisen. **H**Err thue „
uns das Herz auff, daß wir drauf acht „
haben, und es auch alles vom **V**atter „
selbst hören, und lernen, und also zu dir „
kommen mögen! Amen.

G. T. St.

Abb. 2: Gerhard Tersteegen, „Kurtz- und gründlicher Unterricht“ (1734),
Schlussgebet (am Ende der Einleitung, S. 9) mit Tersteegens Namenskürzel
(Evangelischer Kirchenkreis Wittgenstein, Synodalbibliothek S 15)

Im Vorwort, das 1735 im „Weg der Wahrheit“ mit leichten Variationen wiederholt wird, schreibt Tersteegen, es handele sich bei der vorliegenden Abhandlung um das erweiterte und mit einer Einleitung versehene Vorwort zu einer deutschsprachigen Bibel, das er als Auftragsarbeit verfasst habe:

„Diese kurtze Vorstellung von der heiligen Schrifft, welche jetzt mit einigen Vermehrungen ans Licht kommt, ist ohnlangst als eine Vorrede zu einer teutschen Bibel aufgesetzt, und bekannt gemacht worden. [...] Da nun aber diese Schrifft auch weiter bekannt und gesucht worden, wie sie dann im verwichenen Jahre in Holländischer Sprache gedruckt, auch weil keine Exemplaria mehr vorhanden, zur anderen Edition daselbst Anstalt gemacht wird, und nun auch von verschiedenen begehret worden, selbige gleichfals in teutscher Sprache aparte heraus zu geben: Als hat der Autor die Hand der göttlichen Vorsehung darinn erkennen, und selbiger beydes sich selbst und diese Blätter überlassen müssen, mit demüthiger Hoffnung und Bitte,

daß GOTT sie mit seinem Seegen begleiten und allen Mangel, durch seine Gnade und Salbung, in den Hertzen der Leser reichlich ersetzen wolle“.⁹

Wichtig ist der in den jüngeren Textausgaben geglättete Hinweis auf den holländischen Druck, der „im verwichenen Jahre“ erfolgt sei. Diese Textpassage ermöglicht eine Querverbindung zwischen dem Druck von 1734 und einem Brief Tersteegens an den pietistisch bewegten Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen (ca. 1686–1744), burggräfllich Kirchbergischen Hofmarschall in Hachenburg, vom 24. August 1734. Darin schildert er genau denselben Sachverhalt ein bisschen ausführlicher:

„Das tractätgen Von Lesung der H[eiligen] schrifft sende dan auf begehren hierbey, mit einem kurtzen vorbericht u[nd] einigen vermehrungen, der [liebe] br[uder] kann nach gefallen darüber disponiren, nur daß mein Name dabey nicht gemeldet werde. ich hab diese verhandlung nur als eine Vorrede zu einer bibel geschriben, auf veranlassung; im vorigen jahr ist sie (nebst noch einer andern verhandlung Von der Wahren Gottseligkeit, welche auch als eine vorrede zum Handbüchlein der Gottseligkeit geschriben [...] in Gröningen mit approbation der prediger [...] holländisch gedruckt. In Vriesland aber machten sich die prediger und andere darwieder auf, und der widerspruch machte, daß in einer vornehmen statt selbigen landes in zeit von 14 tagen eine grosse menge exemplarien abgiengen, und ein frommer prediger deßwegen in unruh kam, alles aber ohne mein wissen; jetzt wollen sie es daselbst zum andern mahl drucken; mich wunderte daß solch eine kleine schrifft so viel lärmens machte.“¹⁰

⁹ Kurtz- und gründlicher Unterricht (1734), S. 3. Zum Vergleich dieselbe Passage in der 1735er Ausgabe des „Wegs der Wahrheit“ (wie oben Anm. 7, S. 1-2, die von der 1734er Fassung abweichenden Stellen sind kursiv gesetzt): „Diese kurtze Vorstellung von der heiligen Schrifft, welche jetzt mit einigen Vermehrungen ans Licht kommt, ist ohnlängst als eine Vorrede zu einer teutschen Bibel aufgesetzt, und bekannt gemacht worden. [...] Da nun aber diese Schrifft auch weiter bekannt und gesucht worden, wie sie dann *neulich* auch in Holländischer Sprache gedruckt ist, und die *Exemplaria* abgegangen; wie dann nun auch von verschiedenen begehret worden, selbige gleichfals in teutscher Sprache aparte herauß zu geben: als hat der Autor die Hand der Göttlichen Vorsehung darinn erkennen, und selbiger beydes sich selbst und diese Blätter überlassen müssen, mit demüthiger Hoffnung und Bitte, daß GOTT sie mit seinem Seegen begleiten und allen Mangel, durch seine Gnade und Salbung, in den Hertzen der Leser reichlich ersetzen wolle“.

¹⁰ Hier zitiert nach der jüngsten Edition: Gerhard Tersteegen. Briefe, Bd. 1, hg. von Gustav Adolf Benrath (Texte zur Geschichte des Pietismus Abt. V: Gerhard Tersteegens Werke, Bd. 7/1), Gießen/Göttingen 2008, Nr. 119 (S. 249-250). Wie auch an anderen Stellen berücksichtigt der Herausgeber nicht die Kommentare jüngerer Literatur und Quelleneditionen; dieselbe Textpassage findet sich auch gedruckt bei Knieriemi/Burkart (wie Anm. 3), Nr. 2 (S. 112-113). Hier wurde bereits auf den 1734er Titel verwiesen. Zu den unvollständigen Kommentaren in der Benrath'schen Edition vgl. auch die Rezension von Veronika Albrecht-Birkner in: Pietismus und Neuzeit 37 (2011), hier Anm. 4 auf S. 278 und S. 282.

Die beiden von Tersteegen beschriebenen Texte, das Bibelvorwort wie auch dessen holländische Übersetzung, bereiteten der Forschung bislang Kopfzerbrechen, konnten aber inzwischen aufgefunden und identifiziert werden. Sie werden in den beiden folgenden Abschnitten vorgestellt.

2. „Anweisung Zum rechten Verstand und nützlichen Gebrauch der H[eiligen] Schrift“ (1731)

Nach der Bibelausgabe, deren Vorwort aus Tersteegens Feder stammte, ist lange vergeblich gefahndet worden. Die von der älteren Forschung erwogene und an sich naheliegende Hypothese, es könnte sich um eine 1730 in Berleburg erschienene Ausgabe des Neuen Testaments von Johann Henrich Reitz handeln, bestätigte sich nicht.¹¹ Die Lösung des Rätsels bedurfte einer langen Recherche, in deren Rahmen in den letzten Monaten fast 100 Bibeln aus den Jahren 1724 bis 1734 überprüft wurden. Die Fährte führt schließlich in die unmittelbare Umgebung Tersteegens, zu einer von den pietistisch vorbelasteten Buchhändlern bzw. Verlegern Johann Georg Böttiger¹² und Johann van der Smissen¹³ 1731 herausgebrachten Bibel. Beide, Smissen und Böttiger, gehörten zum Kreis um Gerhard Tersteegen und hatten seit Ende der 1720er Jahre schon eine ganze Reihe seiner Schriften auf den Markt gebracht.¹⁴ Böttiger war um 1730 auf dem besten Wege, Tersteegens Hauptverleger zu werden.¹⁵ Ein Exemplar der raren¹⁶ Bibel mit dem gesuchten Vorwort wurde in Amsterdam ermittelt. Sie trägt den Titel:

„BIBLIA, Das ist / Die gantze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments / Teutsch / D. Martin Luthers / Mit Kurtzem Innhalt eines jeden Capitels / und angezeigten richtigen Concordantzien oder gleichen Schrift=Stellen / Benebenst Der Anweisung aller Sonn= und Fest=Tags Evangelien und Epistel / und Unterscheidung der Biblischen Sprüchen / so zum Haupt=Zweck dienen / Aufs neue nützlich zugerichtet und mit

¹¹ Vgl. dazu den Kommentar von Meyer (wie oben Anm. 7).

¹² Böttiger († 1753) war zunächst Drucker und Buchhändler in Elberfeld. 1722 wurde er Universitätsbuchdrucker in Duisburg. Vgl. Peter Jürgen Mennenöh, Duisburg in der Geschichte des niederrheinischen Buchhandels bis zum Ende der alten Duisburger Universität (1818) (Duisburger Forschungen, Beiheft 13), Duisburg 1970, S. 109-111, 161-164, 208. Ergänzend das Biogramm bei Horst Neeb, Gerhard Tersteegen und die Familien Schmitz in Solingen (Schriften des Archivs der Evangelischen Kirche im Rheinland 11), Düsseldorf 1997, S. 199-200.

¹³ Van der Smissen († vor 1774) war Buchhändler in Düsseldorf, Elberfeld und Mülheim (Ruhr). Biogramm a.a.O., S. 228.

¹⁴ Mennenöh, Duisburg (wie Anm. 12), S. 162, auf den Seiten 314-319 im Titelverzeichnis der Duisburger Verleger die Nummern 225, 232, 234, 247, 249, 251 und 259.

¹⁵ Mennenöh, Duisburg (wie Anm. 12), S. 110.

¹⁶ Auch Mennenöh nicht bekannten!

besonderen Fleisse ausgefertigt. Franckfurt am Mayn / Verlegt Johann Georg Böttiger / Buchhändler in Duißburg / Und Johann vander Smissen / Buchhändler in Düsseldorf. 1731".¹⁷



Abb. 3: Titelblatt der 1731 erschienenen Bibel, zu der Tersteegen das Vorwort verfasste (Vrije Universiteit Amsterdam, Bijzondere Collecties UBvU: XP.09706)

¹⁷ Vrije Universiteit Amsterdam, Bijzondere Collecties UBvU: XP.09706.

Das Vorwort auf den Seiten 3 bis 32 trägt den uns vertrauten Titel „Anweisung Zum rechten Verstand und nützlichen Gebrauch der H[eiligen] Schrift“, den Tersteegen zunächst für den Diezer Druck von 1734 wieder ändern sollte, um ihn dann in späteren Auflagen des „Wegs der Wahrheit“ wieder aufzugreifen.¹⁸ Legen wir die Bibel von 1731 neben die späteren Ausgaben der „Anweisung“, zeigt sich, dass die Übereinstimmungen bei weitem überwiegen. Eine genaue Analyse soll an anderer Stelle erfolgen, daher seien nur die wichtigsten Unterschiede benannt: Eine formale Abweichung besteht in der Abschnittszählung innerhalb der vier Kapitel. Anders als im „Unterricht“ von 1734 und dem „Weg der Wahrheit“ seit 1735 werden sie fortlaufend durchnummeriert. Der erste Abschnitt des zweiten Kapitels hat somit 1731 die Nummer 10, im „Unterricht“ und später die Nummer 1¹⁹.

Interessanter sind die inhaltlichen Unterschiede. Wie Tersteegen an Prueschenk schreibt, hat die Ausgabe 1734 inhaltliche Veränderungen, vor allem Erweiterungen erfahren. Diese lassen sich jetzt herausarbeiten: Neu war 1734 vor allem die Einleitung, aus der bereits oben zitiert wurde. 1731 kam die „Anweisung“ ohne einführenden Teil aus. Wenigstens 14 weitere Hinzufügungen sind in der Version von 1734 erkennbar, die ersten fünf in Form zusätzlicher Fußnoten, die restlichen neun in Gestalt von neuen Absätzen, Sätzen oder Satzteilen. Sie enthalten weitergehende Erläuterungen und Vertiefungen zum Text oder Zitate aus der theologischen Literatur. Zum Beispiel wurde dem siebten Abschnitt des vierten Kapitels ein Lutherzitat über Psalm 85 angefügt.²⁰ Ergänzungen finden wir vor allem im vierten Kapitel, das dem Leser konkrete Ratschläge liefert, wie er die Bibel zu lesen hat. Zentral ist der komplett neu eingeschobene fünfte Abschnitt, enthaltend die Warnung, in Glaubensdingen nicht auf den eigenen Verstand und die eigene Kraft zu vertrauen, sondern sich passiv der Leitung des Heiligen Geistes zu überlassen.²¹ Das Gesamtvolumen des Textes wird durch diese Erweiterungen nur um wenige Seiten ausgedehnt. Ganz am Ende des Vorworts finden wir schließlich jene aus zahlreichen Publikationen vertrauten Initialen „G. T. St.“, die Tersteegen gerne als „G[enuinae] T[heologiae] St[udiosus]“ aufgelöst wissen wollte.²²

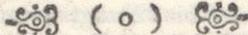
¹⁸ Vgl. oben Anm. 7.

¹⁹ Vgl. dazu die Tabelle im Anhang.

²⁰ „Unterricht“, S. 58.

²¹ A.a.O., S. 56.

²² Vgl. den Brief Tersteegens an Johann Christoph Henke vom 31. Dezember 1731, in: Benrath, Briefe (wie Anm. 10), Nr. 56; Zitat S. 167.



vielmehr demütiglich und sehnlich: Rede/ **H**Erz!
 dan dein Rrecht höret. Moses rede mit
 (allein) mit mir/ oder einer aus den Propheten/ ja
 dern rede du vielmehr/ **H**Erz **G**ott! du Eingebener
 Erleuchter aller Propheten; dan du allein fangst an
 ohne sie vollkommenlich unterweisen/ sie aber können
 gar nichts ohne dich nützen.

Worte können sie wol schallen lassen/ aber den Ge-
 mügen sie nicht geben. Sie reden wol schön/ wand
 aber schweigen/ so entzündet sie das Herz nicht. Sie
 geben den Buchstaben/ du aber eröffnest den Sinn. Sie
 legen Geheimnisse vor/ du aber schleußt den Verstan-
 der versiegelten Dinge auf. Sie verkündigen deine
 botte/ du aber hilffst sie vollbringen. Sie zeigen
 den Weg/ du aber gibst Kraft darauf zu wandeln. Sie
 handeln nur äußerlich/ du aber unterweisset und er-
 leuchtest die Herzen. Sie besuchten äußerlich/ du
 aber gibst das Gedeyen darzu. Sie ruffen mit Worten
 du aber gibst dem Behör das Verständnuß.

Darum nicht (allein) Moses rede zu mir
 sondern du/ mein **G**ott! die ewige Wahrheit: daß
 ich nicht vielleicht sterbe/ und ohne Frucht bleibe
 so ich allein auswendig vermahnet/ und inwendig nicht
 entzündet würde: daß mich das Wort dermahleins nicht
 richte/ das ich gehöret/ und nicht gethan; das ich er-
 net/ und nicht geliebet; das ich gegläubet/ und nicht
 halten habe. Derohalben rede/ **H**Erz! dan dein
 Rrecht höret; dan du hast Worte des ewigen Lebens
 Rede du zu mir/ zu allerley Trost meiner Seelen/ zu
 zur Besserung meines ganzen Lebens/ dir aber zum Ruhm
 und Glorie/ und ewiger Ehr und Herrlichkeit!

G. T. St.



Abb. 4: Letzte Seite des Vorwortes Tersteegens von 1731

(Vrije Universiteit Amsterdam,
 Bijzondere Collecties UBVU: XP.09706)

Gerne wüssten wir nun auch noch, wer das Vorwort bei Tersteegen in Auftrag gab. Aus der 1731er Bibelausgabe und den derzeit bekannten Quellen geht dies nicht hervor. Bedenken wir allerdings, dass die Bibel ein Produkt ist, das aus dem Kreis der Frommen um Tersteegen hervorging, so wird es erlaubt sein, einen prominenten Angehörigen dieses Zirkels ins Auge zu fassen: den lutherischen Duisburger Pfarrer Johann Christoph Henke, der nicht nur Gerhard Tersteegen persönlich und in theologischen Fragen nahestand, sondern auch der Familie des Buchhändlers und Verlegers Johann Georg Böttiger eng verbunden war.²³ Ob sich dieser Verdacht erhärten lässt, muss sich freilich noch zeigen.

3. „Aanwyzing“ (1733)

Tersteegens Hinweise auf den Zusammendruck des „Kurtz- und gründlichen Unterrichts“ mit einer Schrift „Von der Wahren Gottseligkeit“ und die Information über den Druckort Groningen im Brief an Pruschenk ermöglichen auch die bibliographische Identifizierung der ohne sein Wissen erschienenen holländischen Version des Traktats. Mit „Von der Wahren Gottseligkeit“ ist offenkundig das von Tersteegen auf den 21. Mai 1726 datierte Vorwort zu seiner 1727 – übrigens bei Böttiger – publizierten deutschen Übersetzung des „Manuel de piété“ Jean de Labadies²⁴ gemeint. Es fand später unter dem Titel „Kurtze Abhandlung von dem Wesen und Nutzen der wahren Gottseligkeit“ als drittes Stück des „Weges der Wahrheit“ Verbreitung. Der in Groningen gedruckte Kombinationsdruck konnte in der Universitätsbibliothek Maastricht ermittelt werden:

AANWYZING TOT HET REGTE VERSTANT EN 'T NUTTELYK GEBRUYK DER H. SCHRIFT, WAARAGTER BYGEVOEGT IS EENE KORTE BESCHRYVING VAN DE AARDT EN T WEZEN DER WARE GODZALIGHEYT. Te GRONINGEN, By Jacobus Sipkes, Drukker en Boekverkooper in de Here-straat in de Zon. 1733.²⁵

²³ Henke und dessen Frau waren Taufpaten mehrerer Kinder Böttigers. Vgl. Menenöh, Duisburg (wie Anm. 12), S. 110 und S. 197. Zu Henke (1700–1780) vgl. Jochen Gruch, Die evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrer im Rheinland von der Reformation bis zur Gegenwart (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 175), Bd. 2, Bonn 2013, Nr. 5106 (S. 339).

²⁴ Jean de Labadie, Hand-Büchlein der wahren Gottseligkeit, übersetzt von Gerhard Tersteegen, Frankfurt/Leipzig 1727. Faksimileausgabe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte, Bd. 3, Köln/Bonn 1997.

²⁵ Universiteitsbibliotheek Maastricht, MU 1216 G 17.

AANWYZING
TOT HET REGTE VERSTANT
EN 'T NUTTELYK GEBRUYK
DER
H. SCHRIFT,
WAARAGTER
BYGEOEGT IS EENE KORTE
BESCHRYVING
VAN DE AARDT EN T WEZEN
DER WARE
GODZALIGHEYT.



Te GRONINGEN,

By JACOBUS SIPPES, Drukker en Boek-
verkoper in de Here-straat in de Zon. 1733.

Abb. 5: Gerhard Tersteegen, Aanwyzing [...], Groningen 1733,
Titelblatt

(Universiteitsbibliotheek Maastricht, MU 1216 G 17)

Der Vergleich mit dem Bibelvorwort von 1731 belegt, dass es sich um eine wörtliche Übersetzung des deutschen Urtextes ins Niederländische handelt. Um einen Eindruck davon zu vermitteln, seien die ersten – identischen – Zeilen der deutschen Drucke von 1731 bis 1735 und der holländischen Fassung von 1733 wiedergegeben:

<p>„Anweisung“ (1731), S. 3, jeweils identisch im „Unterricht“ (1734), S. 10, und im „Weg der Wahrheit“ (1735), S. 8-9.</p>	<p>„AANWYZING“ (1733), S. 1</p>
<p>„IN Ewigkeit können wirs Gotte, dem unendlich-gütigen Menschen-Freund, nicht gnugsam verdancken, daß er uns dieses unschätzbare Kleinod, sein geschriebenes Wort, durch seine auserwählte Werckzeuge aufzeichnen lassen, und biß daher, über und wider alles Dichten und Trachten²⁶ des Reichs der Finsternüß, durch seine wunderbahre Vorsehung übrig behalten hat.“</p>	<p>„In Eeuwigheyt kunnen wy God, dien oneyndelyk goedertierenen Vriend der menschen, niet genoeg daar voor danken, dat hy ons dit onwaardeerlyk Kleynoodt, zyn geschrevene Woordt, door zyne uytverkoorne Werktuuygen heeft laten optekenen, en dat hy het zelve tot nu toe, tegen alle Poging en Onderneming van het Ryk der Duysterisse, door zyne wonderbaarlyke Voorzienigheyt heeft behouden en bewaart.“</p>

Der Groninger Druck zeichnet sich gegenüber den frühen deutschen Ausgaben nicht nur drucktechnisch durch größere Sorgfalt und ansprechendere Gestaltung aus, sondern auch inhaltlich, besitzt er doch ein ausführliches, mehrseitiges Inhaltsverzeichnis, das dem Leser ein gezieltes Aufsuchen von Textstellen ermöglicht. Die in Deutschland erschienenen Auflagen besitzen etwas Vergleichbares nicht.

Das holländische Vorwort ist wesentlich kürzer als das deutsche. Es beschränkt sich auf die Bemerkung, dass man dem Wunsch holländisch sprechender Menschen gefolgt sei, die beiden Texte in ihrer Muttersprache lesen zu können,²⁷ sowie auf die Bemerkung, dass man, anders als der Verfasser, der eine hochdeutsche Lutherbibel benutzt habe, an einigen Textstellen auf eine neuere (holländische?) Übersetzung zurückgegriffen habe.²⁸ Die Art und Weise, wie von der Übersetzung und vom eigentlichen

²⁶ Seit 1735 findet sich im „Weg der Wahrheit“ hinter „Dichten und Trachten“ eine längere Anmerkung über die Christenverfolgung unter Diokletian.

²⁷ „Dewyl nu verscheydene Vrienden eene merkelyke Begeerte hadden, dat dezelve in de nederduytse Spraak mogten overgezet worden, zo hebben wy zulks [...] willig op ons genomen [...]“ AANWYZING, Einleitung, ohne Seitenzählung [S. 1].

²⁸ „Voorts heb ik aan den Lezer nog te erinnern, dat onzen Auteur zig in 't aanhalen der Schriftuurplaatsen meest van Lutheri Overzettinge in 't Hogduyts heeft bedient:

Verfasser gesprochen wird, lässt darauf schließen, dass die in der jüngeren Literatur geäußerte Hypothese, Tersteegen selbst könnte den Text ins Niederdeutsche übertragen haben, nicht zutrifft. So heißt es in der Einleitung, die Texte seien „van eene onzer lieve Vrienden“ verfasst.²⁹ Und: „zo hebben wy zulks [die Übersetzung] [...] willig op ons genomen“, woraus man sogar folgern könnte, dass mehrere Personen an der Übersetzung beteiligt gewesen sein könnten. Und am Ende der Einleitung wird von „onzen Auteur“ gesprochen, so dass es im Ganzen unwahrscheinlich wird, dass in diesen Zeilen Tersteegen selbst von sich spricht.

Anhaltspunkte dafür, wer die Übersetzung und den Druck veranlasst haben könnte, suchen wir abermals vergeblich. Da der Diskurs Tersteegens mit Gleichgesinnten in Rijnsburg, wo rege Übersetzertätigkeit an geistlichem Schrifttum gepflogen wurde und wo Tersteegen sich im Sommer 1733 einige Zeit aufhielt³⁰, zu dieser Zeit besonders intensiv war, sei der Schritt aufs Eis der Spekulation getan und die Vermutung gewagt, dass wir den Übersetzer im Gefolge des greisen Poirétanhängers Otto Homfeld zu suchen haben.³¹

Der Text an sich und auch die Abschnittsgliederung entsprechen weitgehend der Vorlage von 1731. An einigen Stellen hat der Übersetzer der „Aanwyzing“ zusätzliche Fußnoten mit Belegstellen aus der Bibel beigelegt. An einer Stelle wurde die Übersetzung um eine halbe Seite gekürzt³²: Offenbar erschien Tersteegens Interpretation des Pfingstgeschehens dem holländischen Bearbeiter nicht konsensfähig. Tersteegen hatte geschrieben, dass Petrus und die Apostel ganz normal in ihrer Muttersprache geredet und die Zuhörer ihre Ansprachen durch Einwirken des Heiligen Geistes in ihrer eigenen Muttersprache verstanden hätten („Dan es ist offenbar, daß damals eben hierin das Göttliche Wunder bestunde, nicht aber, daß die Apostel funfzehn biß zwanzig fremde Sprachen, in so kortzer Zeit, nach einander geredet hätten“³³). Tersteegen scheint auch der Meinung gewesen zu sein, sich mit dieser Passage zu weit aus dem Fenster gelehnt zu haben. Er ließ die entsprechenden Zeilen in den späteren Auflagen der Anweisung

waar voor wy in 't vertaalen op eenige Plaatsen de nieuwe Overzettinge wel hebben in plaats gestelt, maar egtet niet altyd [...].“ A.a.O., [2. Seite].

²⁹ A.a.O., [1. Seite].

³⁰ „vorigen Sommer bin etl[iche] tage mit vergnügen da gewesen.“ Tersteegen an Prieschenk, 11. Mai 1734, in: Benrath, Briefe (wie Anm. 10), Nr. 115, S. 245.

³¹ Die um zeitgeschichtliche Schilderungen weitgehend bereinigten niederländischen Korrespondenzen helfen hier nicht weiter. Vgl. Cornelis Pieter van Anel, Gerhard Tersteegen. Briefe in niederländischer Sprache (Texte zur Geschichte des Pietismus 8), Göttingen 1982. Die von van Anel ausgemachte Tersteegen-Kritik in den Niederlanden setzte erst fast zehn Jahre später ein. Vgl. Cornelis Pieter van Anel, Gerhard Tersteegen. Leben und Werk – sein Platz in der Kirchengeschichte, Neukirchen 1973, S. 95-96.

³² AANWYZING, Abschnitt III.30 (S. 35).

³³ Anweisung (1731), Abschnitt III.30 (S. 23).

aber nicht (wie die Holländer) einfach weg, sondern ersetzte sie in Anlehnung an Weisheit Salomonis 16 durch Ausführungen über das von Gott den Israeliten in der Wüste geschickte Manna, über dessen Geschmack man nicht streiten soll, solange es nur nährt.³⁴

4. Zum historischen Kontext der Tersteegedrucke

Zwei bislang nicht gefundene Tersteegedesiderata konnten nunmehr nachgewiesen werden: das Vorwort in der 1731 von Böttiger und van der Smissen verlegten Bibel und seine zwei Jahre jüngere holländische Übersetzung. Eine weitere, weitgehend unbeachtete Version desselben Textes, der „Unterricht“ von 1734, konnte vorgestellt und in ihren historisch-textgeschichtlichen Zusammenhang eingeordnet werden. Mit dem Fund der „Aanwyzing“ von 1731 halten wir auch einen wichtigen Beleg für die frühe niederländische Rezeption von Tersteegenschriften in Händen, welche in der Literatur oft erst mit dem Ende der 1730er Jahre wahrgenommen wurde.³⁵ Interessant ist, dass wir nun auch die im Brief an Prueschenk enthaltene Schilderung Tersteegens von dem Wirbel, den sein Traktat in Holland auslöste, neben dem Vorwort der Labadiausgabe konkret einem weiteren, für die Theologie Gerhard Tersteegens grundlegenden Titel zuordnen können. Was hier nun noch fehlt, sind ergänzende Belege aus Archivalien und chronistischen Quellen niederländischer Provenienz. Die Überraschung Tersteegens über diese Vorgänge wird echt sein, zumal er den frommen Gruppierungen in Holland keine große Bedeutung einräumte: „Bey den lutheranern daselbst ists gar todt, bey den reformierten [...] findet man hin und wieder viele rührung und erweckung, sind aber jämmerlich sectirisch [...]. In Northolland und Gröningen, wie auch an andern orten in Holland, leben hin und wieder verschiedene innige Liebe Seelen [...]“, schrieb er im Mai 1734 an Prueschenk.³⁶ Ähnliche Äußerungen finden sich auch in einem Brief an Prueschenk vom August 1734.³⁷ Beide Passagen ähneln übrigens in Tenor, Stil und bis in einzelne Formulierungen hinein dem Bericht über die holländischen Verhältnisse in der umfangreichen Bestandsaufnahme von den „Erweckungs-Wegen dieser Zeiten“ im zehnten Stück der „Geistlichen Fama“ von 1733³⁸. Auf ihn weist Ter-

³⁴ Unterricht, Kap. III, Abs. 5 (S. 46).

³⁵ Vgl. Andel, Tersteegen (wie Anm. 31), S. 97-99. Es scheint, dass van Andel die Bedeutung der Anhänger Poirets um Otto Homfeld in Rijnsburg unterbewertet.

³⁶ Tersteegen an Prueschenk, 11. Mai 1734, in: Benrath, Briefe (wie Anm. 10), Nr. 115. Zitat S. 244-245.

³⁷ Tersteegen an Prueschenk, 24. August 1734, in: Benrath, Briefe (wie Anm. 10), S. 119. Zu den Zuständen in Holland a.a.O., S. 251.

³⁸ Einige Umstände von Erweckungs-Wegen dieser Zeiten, zur Prüfung und Entscheidung was Gottes, Natur-Welt- und Satans-wercke und Geschäfte sind in solchen

steegen Prueschenk in seinem Brief vom Mai ausdrücklich hin.³⁹ Mit Sicherheit dürfen wir als Verfasser auch dieser Zeilen, die laut „Fama“ von einem „guten und bewährten Freund an den holländischen Grentzen“ zu Papier gebracht worden waren, „der vor kurzem drinnen gewesen“,⁴⁰ Gerhard Tersteegen ansehen.

Dass Tersteegens Überraschung über die heftigen Reaktionen, die sein Traktat in Friesland auslöste, authentisch war, belegt auch sein Ersuchen an Pruschenk, seine Anonymität zu wahren. Diese scheint ihm bei dem Erscheinen der Bibel von 1731 und dem deutschen, von Johann David Müller besorgten Separatdruck nicht wichtig gewesen zu sein, sonst hätte er beide Texte nicht mit seinem Namenskürzel versehen, das Eingeweihten auch damals schon eine sichere Zuordnung der Schrift zu ihrem Verfasser ermöglichte. Es scheint, dass Tersteegen die in theologischen Dingen aufgeladene Stimmung in Holland, speziell auch die Reibereien zwischen Pietisten und Orthodoxie in der Provinz Groningen,⁴¹ zunächst unterschätzt und seine eigenen Zeilen über den Umgang mit der Bibel ebensowenig für konfliktträchtig gehalten hatte wie die von ihm übersetzten Dicta Labadies.

Die Verbindung Tersteegens zu den niederrheinischen Verlegern bzw. Buchhändlern Böttiger und van der Smissen ist nichts Neues. Neu ist hingegen der Konnex zu der abgelegenen Kleindruckerei von Johann David Müller, in der 1734 der „Unterricht“ hergestellt wurde. Das Bindeglied ist sicherlich Karl Sigismund von Prueschenk, der Müller aus dessen Hachenburger Zeit kannte. Müllers Offizin lässt sich vor seiner Bestallung zum nassau-diezischen Hofbuchdrucker am 22. September 1733⁴² als „Hoch-

Geistes-Haußhaltungen, in: Geistliche FAMA, mitbringend Einige Neuere Nachrichten von göttlichen Erweckungen, Gerichten, Führungen, Wege, Wercken. Zehendes Stück [...], Sarden [= Berleburg], S. 9-132. Der Bericht über Holland ist in die Seiten 34 bis 37 eingestreut. Vermutlich handelt es sich dabei um Fragmente jenes Hollandberichts, den Tersteegen Ende 1732 oder Anfang 1733 an Johann Samuel Carl, den Herausgeber der Fama, geschickt hatte. Vgl. dazu Tersteegens Brief an Gräfin Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg vom 27. Februar 1733 bei Benrath, Briefe (wie Anm. 10), Nr. 88. Zum Brief an Carl a.a.O., S. 208.

³⁹ Tersteegen an Prueschenk, 11. Mai 1734, in: Benrath, Briefe (wie Anm. 10), Nr. 115, S. 244.

⁴⁰ Umstände von Erweckungs-Wegen (wie Anm. 36), S. 34.

⁴¹ Vgl. Johannes van den Berg, Die Frömmigkeitsbestrebungen in den Niederlanden, in: Der Pietismus im achtzehnten Jahrhundert (Geschichte des Pietismus 2), hg. v. Martin Brecht und Klaus Deppermann, Göttingen 1995, S. 542-587. Zu Groningen (ohne Erwähnung der Vorgänge um Tersteegen) S. 562-569.

⁴² Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 171 Nr. Z 2141 (Beamtenkartei); vgl. auch Abt. 171 Nr. D 977 (Bestallung zum Hofbuchdrucker) und Abt. 173 Nr. 2066 (Privileg als Hofbuchdrucker in Diez). Von Müller sind nur wenige Arbeiten – neben den in der folgenden Anmerkung genannten Titeln zum Beispiel eine Ausgabe des Heidelberger Katechismus und eines reformierten Gesangbuchs – bekannt. Vgl. dazu Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 171 Nr. P 21b.

gräfflich sayn-Hachenburgische Hoff-Buchdruckerei“ ebendort in Hachenburg nachweisen.⁴³ Prueschenk war offensichtlich aber auch der Auftraggeber des „Unterricht“-Druckes. Hinweise darauf liefert das bereits zitierte Schreiben Tersteegens an Prueschenk. Im Anschluss an die oben wiedergegebenen Zeilen heißt es darin:

„Hoffe dennoch Gott werde sie [die Abhandlung] ferner mit einigem segnen begleiten, nach seinem wolgefallen, worzu es ihm geopfert seye! Der I[jebe] br[uder] wird es schon sehen, was im drucken muß Inseriret, und was als eine Anmerckung unten an muß gesetzt werden; Wollen sie die 4. Abtheilungen als so viele Capittel lassen setzen, könnte auch eben eins seyn. Sollten etwa am ende einige blätter ledig bleiben, könten selbige nach gefallen mit beygelegter reim-Betrachtung über den 25 psalm angefüllet werden.“⁴⁴

Der Segenswunsch und die folgenden Anweisungen Tersteegens gelten nicht irgendeinem beliebigen Traktat, den Tersteegen Prueschenk schickte, sondern dem noch ungesetzten, mit Anmerkungen und Ergänzungen versehenen Manuskript des früheren Bibelvorworts. Das belegt seine Äußerung gegenüber Prueschenk, es sei ihm egal („könnte auch eben eins seyn“), ob er die vier Abteilungen als Kapitel setzen lassen wolle. 1731 und 1733 war der Text lediglich in vier mit römischen Zahlen (I., II., III., IV.) bezeichnete Abschnitte gegliedert. In seinen einleitenden Zeilen zum „Unterricht“ 1734 und auch später zum „Weg der Wahrheit“ bezeichnet Tersteegen diese (wie auch in seinem Brief an Prueschenk) als „Abtheilungen“. Im dann folgenden eigentlichen Text werden diese dann aber tatsächlich als Kapitel („Cap. I“ etc.) bezeichnet. Der Brief an Prueschenk ist somit nichts anderes als das Begleitschreiben zur Druckvorlage für den von Müller zu produzierenden „Kurtz- und gründlichen Unterricht von der H[eiligen] Schrift.“

5. Schluss

Konnten auch einige Forschungsfragen beantwortet werden, so sehen wir uns durch eine Reihe neuer Fragen herausgefordert. Was hat es mit dem sehr ähnlichen Titel in einem Bücherkatalog des Jahres 1743 auf sich? Handelt es sich um einen Irrtum des Herausgebers – oder gilt es hier, genauer

⁴³ 1728 gab der Hachenburger Lehrer und Prediger Schüler bei Müller beispielsweise den Druck eines kleinen Katechismus in Auftrag. 1729 druckte Müller „Lebendige Harmonie des inn- und äußeren Worts Gottes? oder ‚Geistreiche Andachten‘“, verfasst von Burggraf Wolf Kraft von Kirchberg im Jahr 1655. Vgl. Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 130 II Nr. 7827. Vor dem Hintergrund der hier referierten Daten scheint die Angabe von Paisey, dass Müller bis 1735 Drucker in Grünigen und dann bis 1753 in Diez gewesen sei, korrekturbedürftig. Vgl. David Paisey, Deutsche Buchdrucker, Buchhändler und Verleger, Wiesbaden 1988, S. 182. In den Kommunalarchiven in Diez und Hachenburg ließ sich nichts über Müller ermitteln.

⁴⁴ Tersteegen an Prueschenk, 24.08.1734 (vgl. oben Anm. 10).

hinzusehen und weiterzusuchen?⁴⁵ Bislang nicht aufzufinden war die holländische Neuauflage der „Aanwysing“, von deren Vorbereitung Tersteegen 1734 schreibt.⁴⁶ Ist sie möglicherweise angesichts der Aufregungen in Friesland gar nicht realisiert worden?

Die hier vorgestellten kleinen Funde, die im kommenden Jahr die Grundlage einer Edition des Textes in der Reihe „Edition Pietismustexte“ bilden sollen, illustriert, wie wenig die Quellen selbst im Falle eines sonst so gut erforschten Mannes wie Gerhard Tersteegen ausgeschöpft sind. Selbst Detailfunde können in diesem Zusammenhang noch ein Schrittlchen weiterhelfen. Nach wie vor gilt, was Johann Friedrich Gerhard Goeters 1994 konstatierte:

„Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten der Tersteegenforschung, daß bisher niemand ernsthaft den Versuch unternommen hat, Tersteegens literarisches Werk in seiner Genesis historisch exakt, in seiner geistlichen Zweckbestimmung jeweils konkret und in seiner Gesamtheit nach seinem Charakter zu beschreiben und zu würdigen. Es fehlt eine historisch, literarisch und theologisch gründliche Bibliographie“.⁴⁷

6. Anhang: Die Gliederung der drei Drucke im Vergleich

„Biblia“ (1731)	„AAN- WYZING“(1733)	„Unterricht“ (1734)	„Weg der Wahr- heit“ (1735)
—	„Aan den Lezer. Heylzoekende Lezer“ [Einleitung] (2 S. ohne Zäh- lung)	„Wahrheit-lie- bender Leser! [Einleitung] (S. 3-9, auf S. 9 Kür- zel „G. T. St.“)	„Wahrheit-lie- bender Leser! [Einleitung] (S. 1-8, auf S. 8 Kür- zel „G. T. St.“)

⁴⁵ Johannes van Abkoude, Naam Register Of verzaaming van Nederduytsche Boeken, Die zedert de Jaaren 1640 tot 1741 zyn uytgekomen [...], Leiden 1743, führt folgenden Titel: Aanwysing tot het Regt gebruyk der H. Schrift, waar by gevoegt is een Beschryving van den aardt en 't wezen der waare Godzaligheyd“, gedruckt zu Groningen 1733 bei P[ieter] Bandsma.

⁴⁶ Meyer (wie Anm. 7), S. 67, Anm. 3, verweist auf die holländische Auflage „Weg der Waarhey“, erschienen in Amsterdam 1754. Dort trägt die Abhandlung den Titel „Aanwyzing tot het regte verstant en 't nuttelyk gebruyk der H. Schrift“.

⁴⁷ Johann Friedrich Gerhard Goeters, Stand und Aufgaben der Tersteegenforschung. Referat vor dem Landeskirchlichen Ausschuß für Rheinische Kirchengeschichte in Trier, 31.08.1994. Handschriftliches Manuskript, Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland Düsseldorf, 7 NL 015 Nachlass J. F. G. Goeters, Nr. 83, S. 15.

„Anweisung“ – „Aanwyzing“ – „Unterricht“

„Biblia“ (1731)	„AAN- WYZING“ (1733)	„Unterricht“ (1734)	„Weg der Wahr- heit“ (1735)
—	„Korte Inhout.“ [Inhaltsverzeich- nis] (4 S., ohne Zählung)	—	—
„Anweisung zum rechten Verstand und nützlichen Ge- brauch der H. Schrift.“ I.1 (S. 3)	I.1 (S. 1-2)	„Cap. I“ 1 (S. 10-11)	„Das I. Capitel. Gebührende Hochachtung, so wir gegen die H. Schrift zu hegen schuldig; und wie wir die- selbe anzusehen haben.“ 1 (S. 8-9)
I.2 (S. 3)	I.2 (S. 2-3)	I.2 (S. 11)	I.2 (S. 9-10)
I.3 (S. 3-4)	I.3 (S. 3)	I.3 (S. 11-12)	I.3 (S. 10-11)
I.4 (S. 4)	I.4 (S. 3-4)	I.4 (S. 12-13)	I.4 (S. 11-12)
I.5 (S. 4-5)	I.5 (S. 4-5)	I.5 (S. 13-14)	I.5 (S. 12-13)
I.6 (S. 5)	I.6 (S. 5-6)	I.6 (S. 15)	I.6 (S. 14-15)
I.7 (S. 6)	I.7 (S. 6-7)	I.7 (S. 16-17)	I.7 (S. 15-16)
I.8 (S. 6-7)	I.8 (S. 7-8)	I.8 (S. 17)	I.8 (S. 16-17)
I.9 (S. 7)	I.9 (S. 8-9)	I.9 (S. 17-19)	I.9 (S. 17-18)
II.10 (S. 8)	II.10 (S. 9-10)	„Cap. II“ 1 (S. 19-22)	„Das II. Capitel. Nöthiger, allge- meiner und ohnfelbarer Weg zur Er- leuchtung, und zum wharen Verstand der H. Schrift zu gelan- gen.“ 1 (S. 18-22)
II.11 (S. 8-9)	II.11 (S. 10-11)	II.2 (S. 22-23)	II.2 (S. 22-23)
II.12 (S. 9-10)	II.12 (S. 11-13)	II.3 (S. 23-24)	II.3 (S. 23-25)
II.13 (S. 10-11)	II.13 (S. 13-14)	II.4 (S. 24-26)	II.4 (S. 25-26)

„Biblia“ (1731)	„AAN- WYZING“ (1733)	„Unterricht“ (1734)	„Weg der Wahr- heit“ (1735)
II.14 (S. 11)	II.14 (S. 15)	II.5 (S. 26-27)	II.5 (S. 26-27)
II.15 (S. 11-12)	II.15 (S. 15-17)	II.6 (S. 27-28)	II.6 (S. 27-29)
II.16 (S. 12-13)	II.16 (S. 17-18)	II.7 (S. 28-30)	II.7 (S. 29-31)
II.17 (S. 13-14)	II.17 (S. 18-19)	II.8 (S. 30-31)	II.8 (S. 31-32)
II.18 (S. 14)	II.18 (S. 19-20)	II.9 (S. 31-32)	II.9 (S. 32-33)
II.19 (S. 14)	II.19 (S. 20-21)	II.10 (S. 32)	II.10 (S. 33)
II.20 (S. 15-16)	II.20 (S. 21-23)	II.11 (S. 32-34)	II.11 (S. 33-35)
II.21 (S. 16)	II.21 (S. 23-24)	II.12 (S. 34-35)	II.12 (S. 35-36)
II.22 (S. 16-17)	II.22 (S. 24-25)	II.13 (S. 35-36)	II.13 (S. 36-38)
II.23 (S. 17-18)	II.23 (S. 25-27)	II.14 (S. 36-38)	II.14 (S. 38-39)
II.24 (S. 18-19)	II.24 (S. 27-28)	II.15 (S. 38-39)	II.15 (S. 39-41)
II.25 (S. 19)	II.25 (S. 28-29)	II.16 (S. 39-40)	II.16 (S. 41-42)
II.26 (S. 20)	II.26 (S. 29-31)	II.17 (S. 40-41)	II.17 (S. 42-43)
—	—	II.18 (S. 41-42)	II.18 (S. 43-45)
III.27 (S. 21)	III.27 (S. 31)	„Cap. III“ 1 (S. 42-43)	„Das III. Capitel. Auflösung dreyer Fragen: (1) Ob und wo- her es komme etc.“ 1 (S. 45)
III.28 (S. 21-22)	III.28 (S. 31-33)	III.2 (S. 43-44)	III.2 (S. 45-47)
III.29 (S. 22-23)	III.29 (S. 33-34)	III.3 (S. 44-45)	III.3 (S. 47-48)
III.30 (S. 23)	III.30 (S. 34-35)	III.4 (S. 45-46)	III.4 (S. 48-49)
III.31 (S. 24)	III.31 (S. 35-36)	III.5 (S. 46-48)	III.5 (S. 49-51)
III.32 (S. 24-26)	III.32 (S. 36-39)	III.6 (S. 48-? ⁴⁸)	III.6 (S. 51-53)
—	—	III.7 (S.? ⁴⁹ -52)	III.7 (S. 53-55)

⁴⁸ S. 49-50 fehlen.

⁴⁹ S. 49-50 fehlen.

„Anweisung“ – „Aanwyzing“ – „Unterricht“

„Biblia“ (1731)	„AAN- WYZING“ (1733)	„Unterricht“ (1734)	„Weg der Wahr- heit“ (1735)
IV.33 (S. 26-27)	IV.33 (S. 39-40)	„Cap. IV“ 1 (S. 52-53)	„Das IV. Capi- tel. Unterricht zum nützlichen Gebrauch der heiligen Schrift.“ 1 (S. 55-57)
IV.34 (S. 27)	IV.34 (S. 40-41)	IV.2 (S. 53-54)	IV.2 (S. 57-58)
IV.35 (S. 27-28)	IV.35 (S. 41-42)	IV.3 (S. 54-55)	IV.3 (S. 58-59)
IV.36 (S. 28)	IV.36 (S. 42-43)	IV.4 (S. 55-56)	IV.4 (S. 59-60)
—	—	IV.5 (S. 56-57)	IV.5 (S. 60-61)
IV.37 (S. 28-29)	IV.37 (S. 43)	IV.6 (S. 57)	IV.6 (S. 61)
IV.38 (S. 29)	IV.38 (S. 43-44)	IV.7 (S. 57-58)	IV.7 (S. 61-62)
IV.39 (S. 29)	IV.39 (S. 44)	IV.8 (S. 58-59)	IV.8 (S. 62-63)
IV.40 (S. 29-30)	IV.40 (S. 44-45)	IV.9 (S. 59)	IV.9 (S. 63)
IV.41 (S. 30)	IV.41 (S. 45-46)	IV.10 (S. 59-60)	IV.10 (S. 63-64)
IV.42 (S. 30-31)	IV.42 (S. 46-48)	IV.11 (S. 60-62)	IV.11 (S. 64-66)
IV.43 (S. 31-32, am Ende von S. 32 Kürzel „G. T. St.“)	IV.43 (S. 48-49)	IV.12 (S. 62-? ⁵⁰)	IV.12 (S. 66-68)

⁵⁰ Die letzte Seite fehlt.

**Halle – Herrnhut – Mülheim?
Ludwig Friedrich Graf zu Castell-Remlingen (1707–1772),
ein Verwandter Zinzendorfs,
erweckt Solingen und Elberfeld (1737)
und mobilisiert die rheinisch-westfälischen Pietisten¹**

Bei Nachforschungen im Hauptarchiv der Franckeschen Stiftungen in Halle (Saale) sind unlängst ungewöhnliche Aktenstücke aufgetaucht. Sie betreffen Vorgänge, die aus der älteren Literatur (Johann Merken, Max Goebel)² zwar in groben Zügen bekannt waren, nun aber erstmals klarer hervortreten: den Besuch des charismatischen Ludwig Friedrich Graf zu Castell-Remlingen (1707–1772),³ eines jüngeren Cousins des Reichsgrafen

- ¹ Vortrag auf dem Tag der Westfälischen Kirchengeschichte am 12. September 2015 in Freudenberg, für den Druck erweitert und mit Anmerkungen versehen. Ich danke Frau Dr. Britta Klosterberg (Franckesche Stiftungen zu Halle, Archiv und Bibliothek), Herrn Dirk Elbert (Stadtarchiv und Wissenschaftliche Stadtbibliothek Soest), Dr. Johannes Burkardt (Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Fachbereich Grundsätze, Münster) und Dr. Stefan Flesch (Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland) für die mir freundlich und kompetent gewährte Unterstützung.
- ² Friedrich Kerst, *Aus der alten Wuppertaler Chronik. Die bedeutsamsten Episoden, kritisch herausgegeben*, Wuppertal 1950, hier S. 48-50 (Auszug aus der allerdings erst gegen Ende seines Lebens niedergeschriebenen Chronik des Elberfelder Kupferstechers, Kalligraphen und Waagemeisters Johann Merken [1724–1787]). – Max Goebel, *Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. Dritter Band. Die niederrheinische reformierte Kirche und der Separatismus in Wittgenstein und am Niederrhein im achtzehnten Jahrhundert*. Aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers herausgegeben von Theodor Link, Coblenz 1860, S. 389-392 und S. 498f.
- ³ Literatur in Auswahl (in chronologischer Reihenfolge): August Sperl, *Castell. Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechtes*, Stuttgart/Leipzig 1908, S. 484-509. – Hans Walther Erbe, *Zinzendorf und der fromme hohe Adel seiner Zeit*, Leipzig 1928, besonders S. 226-248 (Reprographischer Nachdruck in Erich Beyreuther [u.a.] [Hgg.], *Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. Materialien und Dokumente Reihe 2, Band XII*, Hildesheim 1975). – Hermann Schüssler, [Art.] *Castell-Remlingen, Ludwig Friedrich Graf zu*, in: *Neue Deutsche Biographie* 3 (1957), S. 172. – Matthias Simon, *Graf Lutz von Castell und Rehweiler*, in: *Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte* 27 (1958), S. 58-65. – Horst Weigelt, *Ludwig Friedrich Graf und Herr zu Castell-Remlingen* (Fränkische Lebensbilder 8 = Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte Reihe VII A), Neustadt (Aisch) 1978, S. 168-180. – Friedrich Wilhelm Kantzenbach, *Zinzendorf, Bayreuth und Franken*, in: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung* 39 (1979), S. 109-124. – Horst Weigelt, *Zinzendorf und die Grafschaft Castell-Remlingen. Ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus in Franken*, in: Svetozar Sprusansky (Hg.), *Castell. Christlicher Glaube in Geschichte und Gegenwart. Ausstellung des Landeskirchlichen Archivs Nürnberg 1981, Nürnberg 1981*, S. 29-37. – Horst Weigelt, *Die Korrespondenz zwischen Ludwig Friedrich zu Castell-Remlingen und Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. Ein Bei-*

Nikolaus Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf (1700–1760),⁴ in Solingen und Elberfeld sowie die durch diesen damals dort und in der Umgebung ausgelösten Erweckungen der Jahre 1737 und 1738. Dass an dieser Stelle eine echte Forschungslücke klafft, ist durch Horst Weigelt seit Längerem markiert.⁵ Es wird aber auch noch in den jüngeren Übersichtswerken, so zum Beispiel der vierbändigen „Geschichte des Pietismus“, spürbar (Johann Friedrich Gerhard Goeters).⁶

Dies an sich würde diesen Vortrag eigentlich eher für eine Tagung des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte empfehlen. Ihn beim „Tag der Westfälischen Kirchengeschichte“ in Freudenberg zu halten, ist aber dennoch sinnvoll.

Ausschlaggebend ist an dieser Stelle die Provenienz der Stücke. Der Mann, der sie sammelte, kopierte und anschließend an Gotthilf August Francke (1696–1769)⁷ in Halle (Saale) übersandte,⁸ war nämlich ein Soester

trag zur Geschichte des Herrnhuter Pietismus, in: Dietrich Meyer (Hg.), Pietismus – Herrnhutertum – Erweckungsbewegung. Festschrift für Erich Beyreuther (Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 70), Köln 1982, S. 264–276. – Horst Weigelt, Zinzendorfs Aufenthalte in der Grafschaft Castell. Zur Geschichte des Herrnhuter Pietismus in Franken, in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 51 (1982), S. 116–130. – Christoph Rabenstein/Inge Rabenstein, Spuren des Evangeliums im Steigerwald. Rehweiler, Füttersee, Wasserberndorf, Langenberg, Gräfenneuses, Sixtenberg, Dürnbuch, Haag, Scheinfeld 1983. – Horst Weigelt, Die Beziehungen zwischen Ludwig Friedrich zu Castell-Remlingen und Zinzendorf sowie ihr Briefwechsel. Ein Beitrag zur Geschichte des Herrnhuter Pietismus in Franken (Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns 59), Neustadt (Aisch) 1984. – Horst Weigelt, Zinzendorf und die Grafschaft Castell-Remlingen. Ein Beitrag zur Geschichte des Pietismus in Franken, in: Wolfgang Layh [u.a.] (Hgg.), Von Schwenckfeld bis Löhe. Aspekte aus der Geschichte evangelischer Theologie und Frömmigkeit in Bayern. Gesammelte Aufsätze von Horst Weigelt, Neustadt (Aisch) 1999, S. 59–67. – Horst Weigelt, Geschichte des Pietismus in Bayern. Anfänge – Entwicklung – Bedeutung (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 40), Göttingen 2001, S. 257, 259–262, 279–288, 301, 363 und S. 377. – Claus Bernet, [Art.] Castell-Remlingen, Friedrich Ludwig zu, in: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon 22 (2003), Sp. 180–185. – Claus Bernet, Pietismus im Bergischen Land, in: Stefan Gorissen [u.a.] (Hg.), Geschichte des Bergischen Landes. Band 1: Bis zum Ende des alten Herzogtums 1806 (Bergische Forschungen 31), Bielefeld 2014, S. 663–689, hier S. 669.

⁴ Dietrich Meyer, [Art.] Zinzendorf, Nikolaus Ludwig Reichsgraf von Z. und Pottendorf, in: RGG⁴ 8 (2005), Sp. 1871–1874 (Literatur).

⁵ „Die Predigtstätigkeit Ludwig Friedrich Castells im Rheinland sowie seine anschließende Arrestierung müsste anhand der Quellen einmal im Detail erforscht werden.“ So 1984 Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 35 Anm. 2.

⁶ Johann Friedrich Gerhard Goeters, Der reformierte Pietismus in Bremen und am Niederrhein im 18. Jahrhundert, in: Martin Brecht/Klaus Deppermann (Hgg.), Der Pietismus im 18. Jahrhundert (Geschichte des Pietismus 2), Göttingen 1995, S. 372–427, hier S. 404.

⁷ Udo Sträter, [Art.] Francke, Gotthilf August, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 212 (Literatur).

⁸ Vgl. Archiv der Franckeschen Stiftungen (AFSt) Halle Hauptarchiv (H) C 635:8; Johann Nikolaus Sybel, Pfarrer an St. Georg in Soest, an Gotthilf August Francke in

Pfarrer: der 1690 geborene Johann Nikolaus Sybel (1690–1759).⁹ Was er im Herbst und Winter der Jahre 1737 und 1738 zusammentrug, zeigt einmal mehr, wie weit gespannt die Netzwerke des rheinisch-westfälischen Pietismus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewesen sind. Es führt nämlich nicht nur in das Bergische Land, an den Niederrhein und in die Niederlande, sondern auch nach Essen und in die Grafschaft Mark. Darüber hinaus lässt es aber auch erkennen, wie feinmaschig diese Netzwerke waren. Zu Wort kommen in diesen Stücken nämlich nicht nur die unmittelbar Beteiligten (der junge, charismatische Graf, die ihm glühend zugetanen Pfarrer und einzelne erweckte Laien), sondern auch die sonst eher scheuen Freunde Gerhard Tersteegens (1697–1769),¹⁰ verschiedene Emissäre Herrnhuts oder auch einzelne Separatisten – Anhänger Dipfels,¹¹ Ellerianer¹² und andere. Der Besuch des Grafen von Castell und die durch ihn ausgelösten Erweckungen scheinen also wohl doch ein frommes Großereignis gewesen zu sein. Es rief die unterschiedlichsten Geister auf den Plan und stieß deshalb nicht von ungefähr auch bei den Pietisten in Halle (Saale) auf Interesse.

1. Der Übermittler

Johann Nikolaus Sybel (1690–1759),¹³ seit 1713 Pfarrer an der unmittelbar am Markt gelegenen Soester Georgskirche, war schon früh mit dem Pietismus, und zwar auch mit dem radikalen, in Berührung gekommen. Er hatte in Gießen unter Johann Heinrich May (1653–1719),¹⁴ einem einflussreichen Freund Philipp Jakob Speners (1635–1705),¹⁵ zum Magister der Theologie promoviert und stand schon seit 1717 in direktem Briefkontakt mit den wichtigsten Gestalten des Hallischen Pietismus, das heißt zunächst mit August Hermann Francke (1663–1727)¹⁶ und dessen Sohn

Halle, 20. März 1738: „Was [ich] von dem he[rr]n Graf von Castel vernommen habe, communicire [ich] hiebey.“

⁹ Friedrich Wilhelm Bauks, *Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945* (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, S. 503 (Nr. 6244). – Eine ausführliche Darstellung des Lebens Sybels durch den Verfasser (mit Quellenedition) ist in Vorbereitung.

¹⁰ Gustav Adolf Benrath, [Art.] Tersteegen, Gerhard, in: RGG⁴ 8 (2005), Sp. 170-172 (Literatur).

¹¹ Vgl. zu ihm und seinen Anhängern unten Anm. 162.

¹² Vgl. zu ihnen unten Anm. 165.

¹³ Wie Anm. 9.

¹⁴ Martin Friedrich, [Art.] May (Majus), Johann Heinrich, in: RGG⁴ 5 (2002), Sp. 936f. (Literatur).

¹⁵ Johannes Wallmann, [Art.] Spener, Philipp Jakob, in: RGG⁴ 7 (2004), Sp. 1564-1566 (Literatur).

¹⁶ Udo Sträter, [Art.] Francke, August Hermann, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 209-211 (Literatur).

und Nachfolger Gotthilf August Francke (1696–1769),¹⁷ dann aber auch mit Johann Anastasius Freylinghausen (1670–1739),¹⁸ dem Vater des Hallischen Gesangbuches, Johann Heinrich Callenberg (1694–1760),¹⁹ dem Gründer des Hallischen „Institutum iudaicum et muhammedicum“, und manchen anderen. In Halle erhalten ist dazu ein großer Bestand von etwa 100 Briefen aus der Zeit bis 1759.²⁰

In Soest, einer Stadt, deren Kirche und Schule (allem unterschwelligem Rumoren zum Trotz) weiterhin streng orthodox-lutherisch votierten, stieß die pietistische Frömmigkeit aber von Anfang an auf Widerstände. Dies zeigte sich zunächst am Archigymnasium, wo mit Johann Christoph Nungesser (+ 1700)²¹ schon 1683 für kurze Zeit ein Gewährsmann Speners Rektor gewesen war. Es wiederholte sich dann aber auch am Anfang des 18. Jahrhunderts errichteten Soester Waisenhaus, das – wiewohl äußerlich sehr imposant – in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens weithin konzeptionslos betrieben wurde und mit seinen schlecht geführten Fabriken den Haushalt der Stadt nachhaltig belastete.²² Hier wie dort stand man allem Neuen, vor allem aber jeder Einmischung von außen fast reflexartig ablehnend gegenüber. Was sich darin spiegelte, war die begründete Sorge, dass der brandenburgische Landesherr, seit 1710 König in Preußen, die von ihm seit langem zu beharrlich unterminierten Eigenrechte der Stadt schon bald endgültig beseitigen könnte – was 1752 dann auch tatsächlich geschehen sollte.

Sybel selbst hat diesen Zwiespalt sein Leben lang aushalten müssen.²³ Als Spross einer angesehenen Soester Pfarrer- und Rektorenfamilie war er der Kirche seiner Heimatstadt zutiefst verbunden. Er wurde deren Chronist – Sybel verfasste die erste Soester Reformationsgeschichte. Außerdem baute er die Bibliothek des Predigerministeriums aus (Sybel gab ihr erstmals zuverlässige Kataloge) und trug als „Scholarch“ viele Jahre lang Verantwortung für das für die Stadt nicht nur als Schule, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht bedeutsame Archigymnasium. In enger Zu-

¹⁷ Wie Anm. 7.

¹⁸ Udo Sträter, [Art.] Freylinghausen, Johann Anastasius, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 357 (Literatur).

¹⁹ Christoph Bochinger, [Art.] Callenberg, Johann Heinrich, in: RGG⁴ 2 (1999), Sp. 15 (Literatur).

²⁰ Dieser wird durch den Vf. derzeit zur Edition vorbereitet.

²¹ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 9), S. 367 (Nr. 4568). – Christian Peters, Das Projekt „Pietismus in Westfalen“. Der Pietismus des 17. und 18. Jahrhunderts in seiner Ausstrahlung auf die Region, in: JWK 105 (2009), S. 191–217, hier S. 193f.

²² Eduard Vogeler, Die Gründung des Soester Waisen- und Krankenhauses, in: Soester Zeitschrift 21 (1903/1904), S. 90–104. – Gerhard Richter, Zum Einfluß des hallischen Pietismus auf das kirchliche und schulische Leben in Soest in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Soester Zeitschrift 77 (1965), S. 84–95. – Tobias Schmidt, Das Soester Armenwesen und die Gründung des Armen- und Waisenhauses im 17. und frühen 18. Jahrhundert, in: Soester Zeitschrift 125 (2013), S. 147–162.

²³ Wie Anm. 9.

sammenarbeit mit den Hallischen Theologen arbeitete er aber zugleich auch an einer neuen Kirchenordnung für die lutherischen Gemeinden in der Grafschaft Mark (sie sollte die in die Jahre gekommene „Clev- und märckische evangelisch-lutherische Kirchen-Ordnung“ von 1687 ersetzen), erlebte die Aufhebung der Soester Eigenrechte durch Friedrich den Großen (1712, regierend 1740–1786)²⁴ und stand in seinen letzten Lebensjahren, 1754 selbst noch zum Inspektor des Soester Predigerministeriums gewählt, einer Kirche vor, die, wirtschaftlich ausgezehrt und strukturell tief erschüttert, in die Wirren des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) geriet.

Doch zurück ins Jahr 1737 und zu jenem Mann, dessen Besuch die Frommen im Bergischen Land so erregte und der selbst die Hallenser, inzwischen Gegner der Herrnhuter, noch derart in Unruhe versetzte, dass sie einen Soester Pfarrer baten, Material über ihn und sein Wirken zu sammeln.

2. Der Graf

Ludwig Friedrich Graf und Herr zu Castell-Remlingen, in der Familie, später aber auch von seinen Untertanen zumeist nur „Lutz“ genannt, wurde am 23. Februar 1707 in Castell geboren.²⁵ Er war das letzte Kind des Grafen Wolfgang Dietrich von Castell-Remlingen (1641–1709) und seiner zweiten Frau Dorothea Renata (1669–1743), einer geborenen Gräfin von Zinzendorf und Pottendorf, einer jüngeren Schwester von Zinzendorfs früh verstorbenem Vater Georg Ludwig Reichsgraf von Zinzendorf und Pottendorf (1662–1700). Der Knabe wuchs in einer großen Familie auf: er hatte zwei Halbschwwestern und einen Halbbruder aus erster Ehe, dazu sieben weitere Geschwister, von denen allerdings schon zwei im Kindesalter starben.²⁶

Bereits im Sommer 1720 kam es zu ersten, intensiven Kontakten Ludwig Friedrichs mit Zinzendorf. Dieser befand sich damals auf der Rückreise von seiner Kavaliertour nach Paris und war während eines Besuchs bei seiner Tante erkrankt. Anders als zunächst geplant, blieb Zinzendorf dann auch bis zum Januar 1721 in Castell. Er unterstützte die Gräfin bei der Lösung ökonomischer Probleme, warb um eine Cousine, nahm sich aber zugleich auch der religiösen Erziehung seiner beiden jün-

²⁴ Harm Kluetting, [Art.] Friedrich II., der Große, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 378-380 (Literatur).

²⁵ Literatur wie Anm. 3.

²⁶ Vgl. die Stammtafel bei Otto Meyer, Das Haus Castell. Landes- und Standesherrschaft im Wandel der Jahrhunderte, in: Otto Meyer/Hellmut Kunstmann, Castell. Landesherrschaft – Burgen – Standesherrschaft (= Neujahrsblätter der Gesellschaft für Fränkische Geschichte XXXVII), Castell/Neustadt (Aisch) 1979, S. 9-51, hier S. 51.

geren Cousins, August Franz Friedrich und Ludwig Friedrich, an. Während dieser Zeit begleitete er den 13-jährigen Lutz (so Zinzendorf später selbst) durch einen „ernsten Bußkampf“ im Sinne Halles. Die Frömmigkeit des gräflichen Elternhauses indes war eine orthodox-lutherische. Maßgeblich dafür war die Gräfin, die dem Pietismus lebenslang ablehnend gegenüberstand.²⁷

Im April 1724 ging Ludwig Friedrich von Castell-Remlingen, der 1722 in Ebersdorf eine erste Erweckung erlebt hatte (die zweite erfolgte 1729 in Sorau) zum Studium der Jurisprudenz nach Frankfurt (Oder). Er suchte, sehr zum Unwillen der Mutter, die enge Anlehnung an seinen Vetter Nikolaus Ludwig und wurde im Zuge seiner Kavalierstour, die ihn, zum Teil gemeinsam mit Zinzendorf, durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich führte, 1731 Kammerherr König Christians VI. (1699, regierend 1730–1746) von Dänemark und Norwegen, eines Herrschers, der dem Pietismus aufgeschlossen gegenüberstand.²⁸ 1732, nun volljährig, trat der junge Graf dann neben und mit Johann Friedrich Graf zu Castell-Rüdenhausen (1675–1749), dem Senior des Hauses, und seinen beiden älteren Brüdern Wolfgang Georg II. (1694–1735) und August Franz Friedrich (1705–1767) in die Regierung über die Grafschaft Castell ein.²⁹

Die Herrschaft, um die es dabei ging, war allerdings nur unbedeutend. Schon 1546 bzw. 1597 hatte sich das Haus Castell in zwei Linien geteilt. Die Grafen von Castell-Rüdenhausen residierten in Wiesenbronn und Rüdenhausen, während ihre Verwandten, die Grafen von Castell-Remlingen, in Castell und Remlingen saßen. Derart geschwächt, hatte man dann schon bald die volle Wucht des Dreißigjährigen Kriegs (1618–1648) zu spüren bekommen. Der Wiederaufbau des armen und strukturschwachen Territoriums, zum Teil unter Ansiedlung neuer Bewohner, war äußerst mühsam gewesen und hatte sich über viele Generationen hingezogen.³⁰

Im Sommer 1733 hielt sich Graf Lutz für mehrere Monate in Herrnhut auf, das er bereits seit 1730 kannte, und wurde dort nachdrücklich geprägt. Im Jahr darauf erwarb er von einem castellischen Amtmann, dem Bruder seines Hofrates, das im Steigerwald zwischen Abtswind und Geiselwind gelegene „Gut und Örtlein“ Rehweiler (heute ein Ortsteil des

²⁷ Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 7-10, Zitat S. 8.

²⁸ A.a.O., S. 11-16.

²⁹ A.a.O., S. 21.

³⁰ Wilhelm Engel, Haus und Herrschaft Castell in der fränkischen Geschichte, in: Gesellschaft für fränkische Geschichte (Hg.), Castell. Beiträge zu Kultur und Geschichte von Haus und Herrschaft (Neujahrsblätter der Gesellschaft für Fränkische Geschichte XXIV), Würzburg 1952, S. 1-19. – Prosper Graf zu Castell-Castell/Hanns Hubert Hofmann, Die Grafschaft Castell am Ende des Alten Reiches (1792) (Historischer Atlas von Bayern, Band Franken Reihe II Heft 3), München 1955. – Meyer, Haus Castell (wie Anm. 3), S. 9-51.

Marktes Geiselwind im unterfränkischen Landkreis Kitzingen) und errichtete dort eine eigene, sehr bescheidene Teilherrschaft.³¹

Dennoch war Rehweiler schon bald in vieler Munde, denn der junge Graf baute das abgelegene Dorf, wo er anfangs in einer von ihm selbst errichteten Hütte residierte, zügig zu einer pietistischen Mustersiedlung nach dem Vorbild Herrnhuts aus („Schlössleinkolonie“). Überdies errichtete er eine Schule und eine Kirche (bis heute die einzige Herrnhutische Saalkirche in Bayern), die allerdings erst 1774, zwei Jahre nach seinem Tod, vollendet werden konnte. Dazu kam seit 1735 ein Waisenhaus, das immerhin bis zu 40 Kinder (Jungen und Mädchen) aufnehmen konnte.³² Da der Ort selbst nur wenige Bewohner hatte und der Zustrom der Frommen begrenzt blieb, war zeitweise sogar die Ansiedlung Mährischer Exulanten geplant.³³

Zinzendorf hat die Aktivitäten seines jüngeren Cousins mit großer Aufmerksamkeit verfolgt und zunächst wohl auch unterstützt. So vermittelte er zum Beispiel eine Kollektenwerbung in den Niederlanden, mit der man den bekannten Amsterdamer Kaufmann Isaac Le Long (1683–1762) beauftragte. Dass Zinzendorf seinen ihm schwärmerisch nacheifernden Vetter immer ernstgenommen hat, darf aber bezweifelt werden.³⁴

Im August 1736 kam es dann zum Bruch zwischen beiden.³⁵ Zwar trat ihr Zerwürfnis zunächst nicht offen zutage. Graf Lutz bewegte sich auch weiterhin wie selbstverständlich in den Kreisen der Herrnhuter und war hier auch durchaus geachtet. Spätestens nachdem er am 10. Dezember 1744 in Wernigerode die Gräfin Ferdinande Adriane zu Stolberg-Wernigerode (1718–1787), eine Tochter des Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode (1691–1771), geheiratet hatte, war das Tischtuch aber endgültig zerschnitten, denn der Schwiegervater war ein entschiedener Parteigänger der Hallischen Theologen, die inzwischen zu offenen Gegnern Zinzendorfs und der Herrnhuter geworden waren.³⁶ Die Ehe des Grafen blieb kinderlos.³⁷

In späteren Jahren stand Graf Ludwig Friedrich dann in engem Kontakt mit Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782),³⁸ einem wichtigen Vertreter des württembergischen Pietismus und weite Ausstrahlung er-

³¹ Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 22f., Zitat S. 22.

³² A.a.O., S. 23-25 und S. 38-41.

³³ A.a.O., S. 28-32.

³⁴ A.a.O., S. 26f. und S. 29f.

³⁵ A.a.O., S. 32-34.

³⁶ Gerhard Reichel, Die Entstehung einer Zinzendorf feindlichen Partei in Halle und Wernigerode, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 23 (1902), S. 549-592 (Reprographischer Nachdruck in: Erich Beyreuther [u.a.] [Hgg.], Nikolaus Ludwig von Zinzendorf. Materialien und Dokumente Reihe 2, Band XII, Hildesheim 1975).

³⁷ Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 35-42.

³⁸ Hermann Ehmer, [Art.] Oetinger, Friedrich Christoph, in: RGG⁴ 6 (2003), Sp. 460 (Literatur).

reichenden Theosophen. Unter dessen Einfluss widmete sich Graf Lutz bald auch alchemistischen und mineralogischen Studien. Er besaß eine große Bibliothek und unterhielt ausgedehnte Briefwechsel (nicht nur mit Pietisten, sondern auch mit Aufklärern), die allerdings noch nicht systematisch erschlossen sind. Zumeist von schlechter Gesundheit (belegt sind zahlreiche Kuraufenthalte in Aachen, Ems bei Koblenz und Wildbad im Schwarzwald), litt er aber auch unter Depressionen. Nachdem schon 1735 sein Bruder Wolfgang Georg II. gestorben war, starb 1767 dann auch der letzte Bruder, Graf August Franz Friedrich. Damit wurde Graf Lutz nunmehr selbst zum Senior seines Hauses. Am 22. Juni 1772 ist er in Castell verstorben.³⁹

3. Die Informanten

Wie aber gelangte der Soester Pfarrer Johann Nikolaus Sybel an das von ihm nach Halle (Saale) übersandte Material? Wer waren seine Informanten? Wie die Stücke selbst erkennen lassen, waren dies vor allem zwei Kollegen: die Pfarrer Johann Gangolf Wilhelm Forstmann (1706–1759)⁴⁰ in Solingen und Konrad Schmid (+ 1766)⁴¹ in Essen.

³⁹ Weigelt, *Beziehungen* (wie Anm. 3), S. 42–49.

⁴⁰ Bauks, *Pfarrer* (wie Anm. 9), S. 136 (Nr. 1746; unvollständiges Schriftenverzeichnis). – Jochen Gruch, *Die evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrer im Rheinland von der Reformation bis zur Gegenwart*. Band 2: E–J, Bonn 2013, S. 134 (Nr. 3463; Bibliographie).

⁴¹ Albert Rosenkranz (Hg.), *Das Evangelische Rheinland. Ein rheinisches Gemeinde- und Pfarrerbuch*. II. Band: *Die Pfarrer*, Düsseldorf 1958, S. 448.

Johann Gangolf Wilhelm Forstmann⁴² stammte aus Iserlohn, wo sein Vater⁴³ seit 1704 Rektor des „Lyceums“ gewesen war.⁴⁴ Genau wie dieser hatte auch er das Soester Archigymnasium besucht und anschließend in Jena studiert, wo er (neben der Theologie zeitweilig auch die Rechte studierend) vor allem durch den 1704 aus Halle berufenen Johann Franz

⁴² Literatur in Auswahl (in chronologischer Reihenfolge): Caspar Friedrich Forstmann [Sohn], Aufgesammelte Denkmale der Barmherzigkeit als auch Gedächtnisreden und Personalien. Nebst einem Verzeichnisse aller Forstmannschen Schriften, [Solingen] 1764. – N.N., Etwas von dem Glauben und Leben des Herrn Johann Gangolf Wilhelm Forstmann, [Ranis] 1838. – N.N., Einiges aus dem Leben des frommen Predigers Johann Gangolf Wilhelm Forstmann, o. O. 1843. – Karl Friedrich Ledderhose, Leben Johann Gangolf Wilhelm Forstmanns, eines Predigers der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, 2. Aufl., Bielefeld 1852, S. 241-313. – Karl Friedrich Ledderhose, [Art.] Forstmann, Johann Gangolf Wilhelm, in: Allgemeine Deutsche Biographie 7 (1877), S. 190f. – Franz Gieseke, Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Solingen, Lehe 1911, S. 87-92. – Hugo Rothert, Kirchengeschichte des Westfälisch-Rheinischen Industriegebietes vom evangelischen Standpunkt, Dortmund 1926, S. 105-107. – Theodor Wotschke, Briefe von Pastor Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen, in: Monatshefte für Rheinische Kirchengeschichte 21 (1927), S. 225-243. – Theodor Wotschke, Aus dem Briefwechsel des Pastors Johann Gangolf Wilhelm Forstmann mit dem Grafen Zinzendorf, in: Monatshefte für Rheinische Kirchengeschichte 21 (1927), S. 257-287. – Theodor Wotschke, Herrnhutiana, in: Monatshefte für Rheinische Kirchengeschichte 24 (1930), S. 234-253, hier S. 234f. – Theodor Wotschke, Zur Geschichte des westfälischen Pietismus, in: JWVGK 34 (1933), S. 39-103. – Siegfried Schunke, Die Beziehungen der Herrnhuter Brüdergemeine zur Grafschaft Mark, Diss. theol. (masch.) Münster 1949, S. 14-22. – Herbert Siebrasse, Johann Gangolf Wilhelm Forstmann, in: Der Schlüssel 1959/1, S. 5-17. – Erwin Mülhaupt, Rheinische Kirchengeschichte. Von den Anfängen bis 1945, Düsseldorf 1970, S. 241 und S. 244. – Georg Gudelius, Johann Diederich Angelkorte, in: Der Schlüssel 1975/4, S. 19-36. – Friedhelm Groth [u.a.] (Hgg.), Blätter zur Deilinghofer Kirchengeschichte 3, Deilinghofen 1994, S. 19-53. – E. Schlesinger, Der Wirkungskreis eines lutherischen Pfarrers in Solingen, in: Die Heimat. Beiträge zur Geschichte Solingens N.F. 12/14 (1996/1998), S. 47-50. – Jörg Trelenberg, Pastor Johann Diederich Angelkorte in Hemer (1735–1751). Der Protagonist des Herrnhutertums in der Grafschaft Mark, in: JWVGK 102 (2006), S. 263-306. – Peters, Projekt (wie Anm. 21), S. 207f.

⁴³ Der in Ostönnen in der Soester Börde geborene Thomas Forstmann (1674–1727). Bauks, Pfarrer (wie Anm. 9), S. 136 (Nr. 1744).

⁴⁴ Thomas Forstmann hatte das Soester Archigymnasium besucht, das seit 1684 unter dem Rektorat von Sybels Vater gestanden hatte. Danach war Forstmann zum Studium nach Jena gegangen und hatte hier 1696 unter dem Vorsitz eines Cousins von Johann Nikolaus Sybel, des aus Soest stammenden Frühaufklärers Johann Solms († vor 1739), zum Magister promoviert. (Dissertationum academicarum De moralitate votorum prior/[Praeses:] M. Johannes Solms, [Resp.:] Thomas Forstmann [Jena, Univ., Diss. theol., Oktober 1696], Jena: Müller 1696. Exemplare: USB Göttingen; Maulbronn). Damit etabliert, war er dann acht Jahre lang Adjunkt der Philosophischen Fakultät in Jena. Forstmanns literarische Produktion war durchaus beachtlich: Er verfasste vier philosophische Kompendien und zumindest 28 Schulprogramme, darunter eine 1717 in Soest gedruckte „Vita Lutheri“. Dazu kam später noch eine Katechismusbearbeitung. Bauks (wie Anm. 9) bietet ein unvollständiges Schriftenverzeichnis. Weiteres findet sich bei Groth, Deilinghofen (wie Anm. 42), S. 26f.

Buddeus (1667–1729),⁴⁵ einen eklektischen „Rezipient[en] [unterschiedlichster] Positionen des 17. Jahrhunderts einschließlich naturrechtlicher Elemente der frühen Aufklärung“, geprägt worden war. 1727 war er dann, zu dieser Zeit erst 21 Jahre alt, anstelle seines soeben verstorbenen Vaters zum Pfarrer in Hemer gewählt worden. Hier hatte er 1728 eine erste Erweckung erfahren, daraufhin mit der Lektüre der Werke Speners und Franckes begonnen und schnell durch seine Frömmigkeit, seine Predigten und seine Collegia von sich reden gemacht. Die an sich traditionell-orthodoxe Gemeinde war bald tief gespalten.⁴⁶

Als Forstmann Ende 1732 überraschend nach Solingen wechselte, kam es in Hemer zu heftigen Konflikten um dessen Nachfolge.⁴⁷ Die pietistische Partei wollte zunächst Forstmanns Bruder Thomas Friedrich Forstmann (1720–1761)⁴⁸ durchsetzen. Der jedoch, seit 1727 Vollweise, war damals erst 12 Jahre alt und besuchte noch das Pädagogium in Halle. Mit Hilfe Sybels versuchten seine Vormünder aber gleichwohl, ein Empfehlungsschreiben Gotthilf August Franckes für ihn zu beschaffen. Wie heftig die damaligen Verwerfungen waren, belegt ein Brief Sybels an Francke vom 13. Dezember 1732.⁴⁹

⁴⁵ Ernst Koch, [Art.] Buddeus, Johann Franz, in: RGG⁴ 1 (1998), Sp. 1826 (Literatur), das nachfolgende Zitat ebd.

⁴⁶ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 14. Juni 1736, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 260–268, hier S. 261–263. – Groth, Deilinghofen (wie Anm. 42), S. 30f. – Trelenberg, Angelkornte (wie Anm. 42), S. 270f.

⁴⁷ Groth, Deilinghofen (wie Anm. 42), S. 31.

⁴⁸ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 9), S. 136 (Nr. 1748).

⁴⁹ Brief: Johann Nikolaus Sybel in Soest an Gotthilf August Francke in Halle, 13. Dezember 1732: „[...] Ew[er] h[och]e[hr]w[ürden] hiedurch zu behelligen, veranlassen mich die vormündern des in Halle sich aufhaltenden studiosi theologiae Forstmanns, welchen einiger umstände wegen [ich] ihr begehren nicht gar abschlagen können. Ich habe ihnen zwarn deutlich bezeuget, daß [ich] mich nicht könne brauchen laßen, um ein zeügniß für gedachten studiosum bey ew[er] h[och]e[hr]w[ürden] zu suppliciren, doch habe [ich] über mich genommen, die umstände, so wie sie von ihnen mir referiret seyn, an ew[er] h[och]e[hr]w[ürden] zu berichten, wozu [ich] mir hochgeneigte erlaubniß in aller ergebenheit ausbitte. Es hat bisher in hiesiger gegend zu hemmern der bruder des studiosi Forstmanns, nachdem ihn Gott sonderlich erwecket hat, mit vieler treüe und eifer, zugleich aber auch mit ausnehmendem seegen und success das predigamt verwaltet, so daß er ein licht worden, darauf guhte und böse, so gar unter andern religions=verwandten, ihr auge gerichtet haben. Nachdem nun dieser aus der Grafschaft Mark nach Söllingen in das Hertzogthum Berg berufen ist, so hat zwarn erwehrt prediger Forstmann seiner gemeine drey im lehramt stehende, geübte und rechtschaffene männer vorgeschlagen, sie aber, in regard, daß der vater bey ihnen das predigamt versehen und der abgehende bruder so viel fleiß an ihnen bewiesen, begehren, daß der andere sohn, den sie als alumnus für den bruder predigen gehöret haben, selbigem succediren mögte, wobey dies zu befahren seyn soll, daß der adeliche herr in der gemeine, von welchem viele bauren in votando dependiren, dafern diese sache nicht zustande käme, nicht die beste wahl befördern mögte. Es wird der studiosus vielleicht ein mehreres melden können. Ich erkühne mich nicht, für selbigem etwas bey dieser

Forstmanns Nachfolger in Hemer wurde schließlich 1735 Johann Diedrich Angelkorte (1710–1751)⁵⁰, ein klassischer „Kompromisskandidat“, weich und von Selbstzweifeln geplagt, der sich eng an den in Hemer weiterhin einflussreichen Forstmann anschloss und später auch dessen Hinwendung zum Herrnhutertum mitvollzog (Briefe an Zinzendorf vom 16. Mai und 19. September 1740⁵¹).⁵² In den Jahren 1741/1742 und 1744/1745 sandte Zinzendorf mehrfach Diasporaarbeiter nach Hemer. Hier und in der Umgebung kam es daraufhin zu beachtlichen Erweckungen.⁵³

Seit 1735 knüpfte Forstmann, nun Pfarrer in Solingen, erste Kontakte zur Brüdergemeinde, die sich schnell intensivierten. Es kam zu einem dichten Briefwechsel mit Zinzendorf,⁵⁴ dem er nun wiederholt sein Herz ausschüttete.⁵⁵ Wie er Zinzendorf im Juni 1737 wissen ließ, unterhielt Forstmann schon seit 1733 aber auch Kontakte zu Tersteegen: „Tersteegens

sache zu wirken, sondern erachte es meine pflicht zu seyn, Gott dehmütigtst anzufliehen, daß er der gemeine den hirten schenken wolle, welchem er den herlichsten seegen bestimmet hat, und daß er des studiosi gaaben aufs beste erwecken, und sie an dem orte der kirchen, die allenthalben seyn ist, schenken wolle, da er das brauchbarste werckzeug wird abgeben können [...]“ AFSt Halle H C 635:1. – Noch 1741 stiftete Forstmanns jüngerer Bruder (sehr zu dessen Unwillen) Unfrieden, weil er in Hemer „erweckten Leuten, die nur eine Beruhigung ihrer bösen Taten vorgeben, alle Seligkeit zugesprochen“ hatte; in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 240 Anm. 10.

⁵⁰ Bauks (wie Anm. 9), S. 8f. (Nr. 105).

⁵¹ Brief: Johann Diedrich Angelkorte in Hemer an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 19. September 1740, in: Wotschke, Westfälischer Pietismus (wie Anm. 42), S. 57f. (Nr. 55). Zum früheren Brief s. a.a.O., S. 57 Anm. 24.

⁵² Schunke, Beziehungen (wie Anm. 42), S. 22-33. – Trelenberg, Angelkorte (wie Anm. 42), S. 263-306, Zitat S. 271.

⁵³ Briefe: Wotschke, Westfälischer Pietismus (wie Anm. 42), S. 59-61 (Nr. 56: Johann Diedrich Angelkorte in Hemer an Jonas Paul Weiß, Vorsteher in Herrenhaag, 24. März 1741), S. 61f. (Nr. 57: Johann Diedrich Angelkorte in Hemer an Polykarp Müller in Herrnhut, 14. Februar 1742), S. 69-72 (Nr. 62: Johann Diedrich Angelkorte in Hemer an Bischof Johann Nitschmann in Herrnhut, 9. Mai 1744), S. 77 (Nr. 64: Johann Diedrich Angelkorte in Hemer an die Gemeinde in Marienborn, 6. September 1745) und S. 84f. (Nr. 67: Johann Diedrich Angelkorte in Hemer an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf in Zeyst, 25. November 1748).

⁵⁴ Briefe: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42). Die Korrespondenz erstreckte sich demnach über den Zeitraum vom 6. April 1736 bis zum 31. August 1744 (zehn Briefe von Forstmann, zwei Schreiben von Zinzendorf).

⁵⁵ Briefe: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 14. Juni 1736, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 260-268, hier S. 261-267, und Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 17. Juni 1737, in: a.a.O., S. 268-273, hier S. 269-271.

geheiligte Person habe ich seit dem Jahre 1733 gekannt“.⁵⁶ Im März 1734 hatte er ihn sogar in zwei schweren Seelsorgefällen nach Solingen gerufen.⁵⁷

Hier war die Stimmung unter den Frommen schon seit 1735 stark aufgeheizt gewesen.⁵⁸ Seitens der Obrigkeit hatte es erste Ermittlungen gegen Forstmann und dessen Amtsführung gegeben. Für ihn selbst überraschend, waren ihm daraufhin auch zwei bekannte Hallische Theologen beigesprungen: Johann Jakob Rambach (1693–1735),⁵⁹ inzwischen seit 1731 Professor und Generalsuperintendent in Gießen, und Siegmund Jakob Baumgarten (1706–1757),⁶⁰ ein nicht nur durch den Pietismus, sondern auch bereits durch die Philosophie des damals noch aus Halle verbannten Christian Wolff (1679–1754)⁶¹ geprägter Übergangstheologe, seit 1734 Ordinarius in Halle (Saale). Sie hatten ermunternde Schreiben verfasst. Den Text Rambachs hatte Forstmann sogar zum Druck befördert. Parallel dazu stand er aber auch mit Johann Adam Steinmetz (1689–1762),⁶² dem Generalsuperintendenten des Herzogtums Magdeburg, Kirchenrat und Abt des Klosters Berge bei Magdeburg, in brieflichem Kontakt.⁶³

⁵⁶ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 17. Juni 1737: „[...] Tersteegens geheiligte Person habe ich seit dem Jahre 1733 gekannt und kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß er ein lebendiges Bild des Heilandes ist, das seine Klarheit siehet mit aufgedecktem Angesicht. Er ist diesmal mit seinem Kollegen Hoffmann, auch einem Schoßjünger Jesu, am 1. und 2. Pfingsttage an der Otterbeck (ist ein einzelnes Haus fünf Stunden von hier) gewesen und hat daselbst auf öffentlichem Felde unter blauem Himmel Versammlung gehalten, woselbst wohl 150 Seelen gegenwärtig gewesen. Den 12. Juni hat er uns hieselbst auch noch besucht und ist den 13. weiter auf Mülheim gereiset und [hat] uns zum Abschied die Worte hinterlassen: ‚Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt! [...]‘, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 268–273, Zitat S. 272.

⁵⁷ Brief: Gerhard Tersteegen in Mülheim an Christiana Maria Griesenbeck in Essen, 15. März 1734: „[...] Ich bin wegen zwey starck angefochtenen Gemüthern zweymal verreiset gewesen. Freytag bin ich von S[olingen] zurück gekommen, wohin mich P[astor] F[orstmann] per Expressen hohlen liesse, der mich samt den übrigen Erweckten nicht gern loß ließ [...]“, in: Gustav Adolf Benrath (Hg.), Gerhard Tersteegens Briefe 1 (Texte zur Geschichte des Pietismus Abt. V Band 7/1), Gießen/Göttingen 2008, S. 230f. (Nr. 107), Zitat S. 231.

⁵⁸ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 14. Juni 1736, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 260–268, hier S. 264–266.

⁵⁹ Udo Sträter, [Art.] Rambach, Johann Jakob, in: RGG⁴ 7 (2004), Sp. 31f. (Literatur).

⁶⁰ Martin Schloemann, [Art.] Baumgarten, Siegmund Jakob, in: RGG⁴ 1 (1998), Sp. 1180f. (Literatur).

⁶¹ Jürgen Stolzenberg, [Art.] Wolff, Christian, in: RGG⁴ 8 (2005), Sp. 1682–1684 (Literatur).

⁶² Veronika Albrecht-Birkner, [Art.] Steinmetz, Johann Adam, in: RGG⁴ 7 (2004), Sp. 1704f. (Literatur).

⁶³ Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 17. Juni 1737: „[...] Den sel[igen] H[errn] Rambach habe ich von Person

Was sich hier abzeichnet, ging aber wohl doch über den Solinger Konflikt hinaus. Es war ein Ringen um Einfluss im Bergischen, gewissermaßen ein innerpietistischer Bruderkampf zwischen Halle, Herrnhut und Mülheim, in dem Forstmann eine Schlüsselrolle zugefallen war. Als im Herbst 1737 der Graf von Castell vor seiner Tür stand, nahm die Entwicklung dann auch rasch an Fahrt auf.

Wer aber war der zweite Informant Sybels? Konrad Schmid († 1766)⁶⁴ stammte aus Burg an der Wupper, heute ein Stadtteil von Solingen. Er hatte in Halle (Saale) studiert, war von 1705 bis 1722 lutherischer Pfarrer in Vaals (im äußersten Südosten der heutigen niederländischen Provinz Limburg, fünf Kilometer westlich von Aachen) gewesen⁶⁵ und amtierte seitdem als 2. Pfarrer in Essen. Hier zählte er neben dem Universalgelehrten und Rektor des Gymnasiums Johann Heinrich Zopf (1691–1774)⁶⁶ – er hatte von 1716 bis 1719 am Pädagogium in Halle (Saale) gewirkt – zu den profiliertesten lutherischen Theologen, stand aber auch in Kontakt zu Tersteegen.⁶⁷

Für Sybel selbst indes war Schmid vor allem eines: ein Mann Halles. Dem jüngeren Francke gegenüber nennt er ihn einen „alten discipulum dero s[e]h[l]igen he[rr]n papa [August Hermann Francke]“ und lobt den Essener Kollegen als „einen klugen und treuen haushalter“.⁶⁸

nie gekannt. Er schrieb aber einmal an mich und erkundigte sich nach dem Reiche Gottes hieselbst. Darauf kam ich mit ihm in Briefwechsel, und als er mir ein Ermunterungsschreiben an die hiesigen erweckten Seelen zuschickte, ließ ich es drucken. Mit H[errn] Professor Baumgarten stehe ich in keinem Briefwechsel. Da aber H[err] Hölterhoff [ein damals in Reval weilender Kandidat der Theologie aus Schwelm] vormals von unseren Umständen ihm etwas erzählt, so ließ er mir durch denselben ebenfalls ein Erweckungsschreiben zustellen. Den ersteren kenne ich aus seinen Schriften, von dem letzteren aber weiß ich nichts Bestimmtes, als daß er ein starker Anhänger der Wolffischen Philosophie ist, wie die Rede gehet. Mit H[errn] Abt Steinmetz bin ich ebenfalls durch Briefe bekannt geworden [...]“, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 268–273, Zitat S. 272.

⁶⁴ Wie Anm. 41.

⁶⁵ Vgl. dazu Briefe: Konrad Schmidt in Burscheid an August Hermann Francke in Halle, 13. September 1712, in: Theodor Wotschke, August Hermann Franckes rheinische Freunde in ihren Briefen, in: Monatshefte für Rheinische Kirchengeschichte 22 (1928), S. 213f. (Nr. 38; mit herzlichen Grüßen an die Hallischen Professores Joachim Justus Breithaupt [1658–1732], Paul Anton [1661–1730] und Johann Heinrich Michaelis [1668–1738]), und Konrad Schmidt in Burscheid an August Hermann Francke in Halle, 6. August 1715. A.a.O., S. 214f. (Nr. 39).

⁶⁶ Briefe: Johann Heinrich Zopf in Essen an August Hermann Francke in Halle, 21. Dezember 1719, in: Theodor Wotschke, Spencers und Franckes rheinische Freunde in ihren Briefen, in: Monatshefte für Rheinische Kirchengeschichte 25 (1931), S. 337f. (Nr. 113), und Johann Heinrich Zopf in Essen an Gotthilf August Francke in Halle, 22. März 1728, in: a.a.O., S. 345f. (Nr. 115).

⁶⁷ Goeters, Pietismus (wie Anm. 6), S. 407 Anm. 159.

⁶⁸ Brief: Johann Nikolaus Sybel in Soest an Gotthilf August Francke in Halle, 14. April 1738. AFSt Halle H C 635:6.

Schmids Briefe an Sybel⁶⁹ setzen familiäre Kontakte voraus, denn Schmids Frau und dessen Tochter lassen Sybels Schwester grüßen. Außerdem erwähnen sie Thomas Theodor Julius von Steinen († 1772),⁷⁰ der damals in Halle (Saale) studierte. Von Steinen wurde später Lehrer am Soester Archigymnasium und Inspektor des dortigen Waisenhauses. Er war seit 1750 in zweiter Ehe mit Anna Maria Elisabeth Sybel verheiratet.

4. Der Besuch

Was berichteten diese beiden Kollegen Johann Nikolaus Sybel über den Besuch des Grafen? Und wie verlief derselbe? Da Forstmann Sybel zumindest zwei Mal längere Auszüge aus seinem Tagebuch übermittelt hat, ist der Verlauf der Ereignisse präzise zu rekonstruieren.

Schon das Eintreffen des Grafen in Solingen muss (nach einem Brief Forstmanns vom 21. Oktober 1737) eindrucklich gewesen sein:

„Der herr Graf von Castell beehret mich d[en] 13. 7br[is] etc. ohngefehr um den mittag nebst einem seiner bedienten,⁷¹ da er mit der reitenden post von Düsseldorff hieher gekommen: Nach dem ich mir die freiheit nam, zu fragen, wen ich vor mir hätte? antwortete er: Er sey ein verwandter des h[err]n Grafen von Zinzendorff und ein schwager von dem h[err]n Grafen von Ebersdorff, [er] wäre gesonnen per Düsseldorff, woselbst er seine gutsche nebst bedienten zurückgelaßen, auf Duisburg und weiter nach Holland zu reisen. Da er aber in Franckfurt⁷² vernommen, daß ich [Forstmann] nach vermögen am reiche Gottes arbeitete, und er auch ein freund des Heylandes sey,⁷³ so sey er deß endes hergekommen, umb mich zu sprechen.⁷⁴

⁶⁹ Briefe: Konrad Schmid in Essen an Johann Nikolaus Sybel in Soest (Kopie von der Hand Sybels für Gotthilf August Francke in Halle), 12. November 1737. AFSt Halle H C 635:11, und Konrad Schmid in Essen an Johann Nikolaus Sybel in Soest (Kopie von der Hand Sybels für Gotthilf August Francke in Halle) 20. (10.?) Januar 1738. AFSt Halle H C 635:7.

⁷⁰ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 9), S. 490 (Nr. 6074).

⁷¹ Wie Forstmann später an anderer Stelle berichtete, handelte es sich um „Martin, der auch ein Bruder ist [...]“. Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 226.

⁷² Dass Castell-Remlingen auch dort schon öffentlich gepredigt hatte, belegt ein Brief Friedrich Maximilian de Lersners an Johann Georg Hertel, den pietistisch gesonnenen Hofmeister (und früheren Erzieher) des Grafen Lutz, vom 12. Oktober 1737: „[...] von ihnen [dem Grafen] nichts gehöret, ausser daß bey unserm Consistorio angegeben worden, es hatte dieselbe hier geprediget und beständigen Umgang mit denen Discipulis des Herrn Grafen von Sitzendorff [Zinzendorff] gehabt.“ Zitiert nach Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 35 Anm. 3.

⁷³ Hier wohl synonym mit: Herrnhuter.

⁷⁴ Martin Dober gegenüber nennt Forstmann dann später sogar den Namen Biefers. Er verlagert dessen Gespräch mit dem Grafen aber nach Herrnhut. Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737: „[...]

Weil ich mich nun darüber von hertzen erfreuete und denselben bath, den mittag mit mir vorlieb zu nehmen, so geschahe es, daß nach tische verschiedene Gott fürchtende personen sich an mein hauß versamleten und sich mit demselben erbaueten. Ob nun gleich der herr Graf gesonnen war, des folgenden tages wieder auf Düsseldorf zu reiten, so änderte er doch seinen vorsatz, nachdem er gewahr wurde, daß Gott in diesen genden ein groß volck habe.“⁷⁵

Das Eintreffen des hohen Gastes sprach sich rasch herum: Schon am nächsten Tag, einem Sonnabend, hielt Forstmann eine besondere Versammlung, „in welcher der herr Graf sehr evangelisch von der selbstverleuchnung redete.“⁷⁶ Am nächsten Morgen, dem Morgen des 13. Sonntags nach Trinitatis, wohnte der Castell-Remlinger Forstmanns übervollen Gottesdiensten in der erst 1737 vollendeten alten Solinger Stadtkirche bei. Anschließend traf man sich in Forstmanns Haus zur „ordentlichen erbauungs stunde [...] wobei denn 2 Cor[inther] 5 V. 14.15“⁷⁷ zum grunde gelet wurde und in gegenwart einer großen menge läuthe⁷⁸ von dem herrn Grafen mit kraft und evangelischer lauterkeit darüber so geredet wurde, daß in denen anwesenden gemüthern solche bewegungen entstunden, dergleichen ich nie gesehen.“⁷⁹ Auch am Montag ließ der Andrang der „begierigen Gemüter“ nicht nach. Diesmal legte der Graf das Gleichnis von den zehn Jungfrauen (Matthäus 25,1-13) aus. „Die rede wurde mit einem gebeth und gesange geschlossen.“⁸⁰

Am 17. September 1737 nahmen der Graf und Forstmann dann eine Einladung nach Elberfeld wahr. Hier kehrte man bei dem wohlhabenden Kaufmann Conrad Adolf Caspary (1704?/1707–1764/1767)⁸¹ ein, „in des-

Er sagte seine Reise gehe nach Holland, weil er aber in Herrnhut gewesen, woselbst ihm Biefer gesagt, daß ich am Reiche Gottes arbeite und er auch ein Freund des Herrn Jesu sei, so habe er mich einmal besuchen wollen [...]“, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 226.

⁷⁵ Brief: Ursprünglich: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Johann Nikolaus Sybel in Soest; daraus: Zusammenfassung („Extract“) von der Hand Sybels für Gotthilf August Francke in Halle, 21. Oktober 1737. AFSt Halle H C 635:9.

⁷⁶ Ebd.

⁷⁷ 2. Korinther 5,14f.: Denn die Liebe Christi drängt uns, zumal wir überzeugt sind, dass, wenn einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben. Und er ist darum für alle gestorben, damit, die da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

⁷⁸ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737: „[...] Unten war das Haus ganz voll, und außer dem Hause, weil die Fenster offen stunden, waren mehr als 150 Personen [...]“, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 226.

⁷⁹ Wie Anm. 75.

⁸⁰ Ebd. Vgl. zu der sich hier abzeichnenden liturgischen Struktur auch bereits Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 389: „Es gab aber auch regelmäßige Versammlungen dort [in Solingen], von Pastor Forstmann in seinem eigenen und in Schmitzens Hause jeden Sonntag und Donnerstag mit Gebet, Gesang, Rede und Liebeskuß gehalten.“

⁸¹ Literatur in Auswahl (in chronologischer Reihenfolge): Goebel, Geschichte (wie

sen hause schon einige jahre nacheinander privat versamlungen ohnge-
stört sind gehalten worden“.⁸² Caspary, der aus Mülheim (Rhein) stammte,
war ein enger Freund Tersteegens, befand sich damals aber in einer
schwierigen persönlichen Situation, weil er 1735 seine erste Frau, die
Mutter dreier kleiner Kinder, verloren hatte.⁸³

Wie schon Goebel berichtet,⁸⁴ hatte dieser Besuch bei den Freunden
Tersteegens in Elberfeld⁸⁵ eine längere Vorgeschichte: 1733 hatte der Sol-
linger Buchbinder Johann Schmitz (1705–1771),⁸⁶ der schon seit 1718 mit
Tersteegen befreundet und ein „fleißiger Correspondent und Verleger
seiner Schriften“⁸⁷ war, auf der Frankfurter Messe den Perückenmacher
Friedrich Wilhelm Adolf Bieffer (1706–1779)⁸⁸ kennengelernt. Dieser war
drei Jahre später durch Zinzendorf für die Herrnhuter gewonnen worden
und hatte die Leitung der Frankfurter Sozietät der Brüdergemeine über-
nommen. Zu Pfingsten 1736 war Bieffer dann für einige Tage zu Schmitz
nach Solingen gekommen. Er hatte Versammlungen gehalten, die nicht
nur in Elberfeld und Obenitter (Solingen Wald), sondern auch in Forst-
manns Haus in Solingen stattgefunden hatten („Ach, wie herrlich war
Jesus in seiner Seele!“).⁸⁹ Bei dieser Gelegenheit hatte er wohl auch über

Anm. 2), S. 298, 335, 384–393 und S. 498. – Anonym, Kaufmann Caspary zu Elber-
feld, in: Reformiertes Wochenblatt 23 (1878), S. 126f. – Michael Knieriem, Zwei Brie-
fe des Elberfelder Kaufmanns und Tersteegen-Freundes Konrad Adolph Caspary
an Wilhelm Weck in Solingen 1737 und 1751, in: Romerike Berge 50 (2000), Heft 4,
S. 12–16. Nach Knieriem wurde Caspary in Mülheim (Rhein) am 4. September 1707
in der Reformierten Gemeinde getauft (a.a.O., S. 12).

⁸² Wie Anm. 75.

⁸³ Zu Tersteegens dichter Korrespondenz mit ihm vgl. Gustav Adolf Benrath (Hg.),
Gerhard Tersteegen Briefe 2 (Texte zur Geschichte des Pietismus Abt. V, Band 7/2),
Gießen/Göttingen 2008, S. 578 (Register).

⁸⁴ S. dazu Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 367f. und S. 391.

⁸⁵ Zu diesem Kreis a.a.O., S. 384–387.

⁸⁶ A.a.O., S. 340f., 386 und S. 389–393, das folgende Zitat S. 389. – Horst Neeb (Hg.),
Gerhard Tersteegen und die Familien Schmitz in Solingen. Briefe aus den Jahren
1734–1764, Düsseldorf 1997.

⁸⁷ Zu Tersteegens dichter Korrespondenz mit ihm vgl. Benrath, Tersteegen Briefe 2
(wie Anm. 83), S. 585 (Register).

⁸⁸ Briefe: Gerhard Tersteegen in Mülheim an Friedrich Wilhelm Adolf Bieffer in Frank-
furt (Main), 9. Dezember 1735. Benrath, Tersteegen Briefe 1 (wie Anm. 57), S. 305–
308 (Nr. 154; mit Biogramm); Gerhard Tersteegen in Mülheim an Friedrich Wilhelm
Adolf Bieffer in Frankfurt (Main), 18. Oktober 1736, in: a.a.O., S. 334 (Nr. 173), und
Gerhard Tersteegen in Mülheim an Friedrich Wilhelm Adolf Bieffer in Frankfurt
(Main), 16. November 1736, in: a.a.O., S. 343–345 (Nr. 178).

⁸⁹ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Nikolaus Ludwig Graf
von Zinzendorf, 17. Juni 1737: „[...] O wie munter sind unsere Geschwister worden,
da ihnen der gütige Gott nach seiner barmherzigkeit vor einiger Zeit den lieben
Bruder Friedrich Pieffer aus Frankfurt hergesandt, welcher also von dem Werke
Gottes in unseren Orten ein Augenzeuge ist und Ew[er] Hochgeb[oren] ohne Zwei-
fel schon Nachricht davon wird gegeben haben. Es fehlt nur an der Vereinigung der
Gemüter und an der Zusammenbindung der Herzen. Wäre diese da, wahrlich, das
Reich der Finsternis müßte zittern und beben. Es hat eben genannter unser Her-

den Grafen von Castell berichtet, der (wie Biefer gewusst haben dürfte) in Kürze nach Holland reisen wollte. Dass es bei dieser Reise um eine in Amsterdam veranstaltete Kollekte ging, der Graf dort aber auch um eine wohlhabende Anhängerin Tersteegens, die von Zinzendorf für ihn als Ehefrau vorgeschlagene Maria d'Orville († 1755),⁹⁰ werben wollte, könnte Biefer ebenfalls bekannt gewesen sein. Daraufhin war offenbar eine Einladung ausgesprochen worden.

Tatsächlich war der Graf von Castell im Kreis der Freunde Tersteegens schon seit Längerem bekannt. Ein erster Gruß desselben hatte Tersteegen bereits Anfang 1735 erreicht.⁹¹ Dazu kommt, dass Tersteegen auch selbst mit Biefer korrespondiert hat.⁹² Wie er Anfang Oktober 1737 in einem Brief schrieb, wusste er zuvor, dass der Graf ihn aufsuchen wollte.⁹³

Eine Nebenbemerkung: Das Haus Casparys in Elberfeld blieb auch nach dessen Tod ein wichtiger Ort, denn bekanntlich trafen hier im Sommer 1774 auch noch Samuel Collenbusch (1724–1803),⁹⁴ Johann Gerhard Hasenkamp (1736–1777),⁹⁵ Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817),⁹⁶ Johann Caspar Lavater (1741–1801)⁹⁷ und Johann Wolfgang Goethe (1749–1832)⁹⁸ zusammen.⁹⁹ Die kurze Begegnung war folgenreich und führte –

zensbruder in Elberfeld, in der Itter (ist ein Dorf $\frac{5}{4}$ Stunden von hier) und endlich am Sonntage Exaudi in meinem Hause Versammlung gehalten. Ach wie herrlich war Jesus in seiner Seele! [...]“, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 268–273, hier S. 271.

⁹⁰ Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 358. – Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 31f. und S. 146. – Zu Tersteegens dichter Korrespondenz mit ihr vgl. Cornelis Pieter van Andel (Hg.), Gerhard Tersteegen. Briefe in niederländischer Sprache (Texte zur Geschichte des Pietismus Abt. V, Band 8), Göttingen 1982, S. 312 (Register), und Benrath, Tersteegen Briefe 2 (wie Anm. 83), S. 583 (Register).

⁹¹ Gerhard Tersteegen in Mülheim an Anna Maria Kohl in Elberfeld, 9. Februar 1735: „[...] Von einem Grafen, der aus der Armee gekommen, und in [Streichung des Redaktors: dänischen] Kriegs-Diensten stehet, habe einen brüderlichen Gruß bekommen [...]“, in: Benrath, Tersteegen Briefe 1 (wie Anm. 57), S. 276f., hier S. 277 mit Anm. 15.

⁹² Wie oben Anm. 88.

⁹³ Brief: Gerhard Tersteegen in Mülheim an Hedwig Sophie Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg auf Schloss Berleburg, 1. Oktober 1737: „[...] Vorigen freytag 14 tage, als den 13. 7ber kam der Herr Graff von Castel (der nach holland reisende uns im vorüber besuchen wollte) von Dusseldorf zu Solingen an [...]“, in: Benrath, Tersteegen Briefe 1 (wie Anm. 57), S. 378–381, Zitat S. 380.

⁹⁴ Dietrich Meyer, [Art.] Collenbusch, Samuel, in: RGG⁴ 2 (1999), Sp. 421f. (Literatur).

⁹⁵ Klaus vom Orde, [Art.] Hasenkamp, Johann Gerhard, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 1466f. (Literatur).

⁹⁶ Gustav Adolf Benrath, [Art.] Jung-Stilling, Johann Heinrich, in: RGG⁴ 4 (2001), Sp. 714f. (Literatur).

⁹⁷ Horst Weigelt, [Art.] Lavater, Johann Caspar, in: RGG⁴ 5 (2002), Sp. 122–123 (Literatur).

⁹⁸ Cyrus Hamlin, [Art.] Goethe, Johann Wolfgang von, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 1063–1070 (Literatur).

⁹⁹ Hermann Martin Flasdieck, Goethe in Elberfeld. Juli 1774 (Veröffentlichungen der

nach einem flammenden Aufruf Jung-Stillings – Anfang 1775 zur Gründung der „Elberfelder Lesegesellschaft“, einer der ersten aufgeklärten Lesegesellschaften des Rheinlandes.¹⁰⁰

Doch zurück zum 17. September 1737 und zu Forstmanns Bericht an Sybel: In der nächsten Erbauungsstunde, ebenfalls bei Caspary und „nachmittags umb 4“, redete der Graf „mit krafft und nachdruck über Jer[emia] 31 V. 31-32-33“¹⁰¹.¹⁰² „Ich machte den Beschluß mit dem Gebete.“¹⁰³

Inzwischen war aber auch der Elberfelder Pfarrer Johann Theodor Garenfeld (1698–1741)¹⁰⁴ aufmerksam geworden. Garenfeld hatte seit 1720 in Halle (Saale) studiert und war von 1730 bis 1736 in Hattingen 2. Pfarrer gewesen. Sybel hatte Gotthilf August Francke seinerzeit ausführlich über seinen Wechsel nach Elberfeld berichtet.¹⁰⁵ Nun bot er dem edlen Gast sein Pfarrhaus an (in dem auch zuvor schon gelegentlich Zusammenkünfte der Tersteegenfreunde stattgefunden hatten¹⁰⁶), um dort am nächsten Tag „die versamlung zu halten“.¹⁰⁷

Stadtbücherei Elberfeld 1), Elberfeld 1929. – Wilhelm Rotscheidt, Goethe und rheinische Theologen, in: Monatshefte für Rheinische Kirchengeschichte 26 (1932), S. 65-73.

¹⁰⁰ Edmund Strutz, Caspary, Teschemacher und Grohe. Die Elberfelder Teilnehmer am dem Treffen mit Goethe im Jahre 1774, in: Romerike Berge 8 (1958), S. 79-85.

¹⁰¹ Jeremia 31,31-33: Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, da will ich mit dem Hause Israel und dem Hause Juda einen neuen Bund schließen, nicht wie der Bund gewesen ist, den ich mit ihren Vätern schloss, als ich sie bei der Hand nahm, um sie aus Ägyptenland zu führen, ein Bund, den sie nicht gehalten haben, ob ich gleich ihr Herr war, spricht der Herr; sondern das soll der Bund sein, den ich mit dem Hause Israel schließen will nach dieser Zeit spricht der Herr: Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein und ich will ihr Gott sein.

¹⁰² Wie Anm. 75.

¹⁰³ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 226.

¹⁰⁴ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 9), S. 146 (Nr. 1864).

¹⁰⁵ Brief: Johann Nikolaus Sybel in Soest an Gotthilf August Francke in Halle, 17. September 1736: „[...] P[ost] S[criptum] Diesen sommer ist zum inspectore Marcano erwehlet Herr [Theodor Johann] Emminghaus, Prediger in Schwerte [1684–1761; Bauks, Pfarrer (wie Anm. 9), S. 117 (Nr. 1490); er hatte seit 1705 in Halle studiert], ein rechtschaffner mann, der auch erkändtniß hat, von dem das ministerium mithin sich viel guhtes versprechen kan. Herr Garenfeld, ein recht erweckter und eifriger diener Christi, ist von Hattingen nach Elberfeld gezogen, dahin man von hier [Soest] aus einen begabten prediger nahmens [Arnold] Münch [1703–1757, Bauks, a.a.O., S. 339 (Nr. 4251)] berufen hatte, der aber seiner constitution halber die vocation aus geschlagen. Man meinert, daß Herr Forstmann aus Sollingen, der daselbst noch immer im segen arbeitet, nach Hattingen wieder werde berufen werden [...]“ AFSt Halle H C 635:2.

¹⁰⁶ Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 391.

¹⁰⁷ Wie Anm. 75.

Bei dieser Versammlung am 18. September („um 4 Uhr in H[errn] Garenfelds Hause“¹⁰⁸) waren dann neben Forstmann und Garenfeld auch noch zwei weitere Pfarrer anwesend: der aus Dortmund gebürtige Dietrich Melchior Schmidt (1702–1789)¹⁰⁹ aus Langenberg (heute ein Stadtbezirk von Velbert im Kreis Mettmann) sowie Hermann Heinrich Neuhaus (1701–1740),¹¹⁰ Garenfelds Nachfolger in Hattingen.

„Der herr Graf redete über Joh[annes] 3 V[ers] 16¹¹¹ ungefehr eine starcke stunde, und [es] wurde [die Stunde] von herrn Garenfeld und dem herrn kaufman Caspari mit einem gebeth beschlossen.¹¹² Am Abend gingen wir wieder zu Kasp[er]i, und es kam aufs Neue eine große Menge zusammen, womit bis um 10 Uhr gebetet und gesungen wurde.“¹¹³

Während Forstmann am 19. September 1737 nach Solingen zurückkehrte („Ich fand in mir eine solche Unruhe, daß ich nicht mitgehen konnte, sondern wieder nach Solingen mußte“¹¹⁴), reiste der Graf nach Gemarke, „so eine stunde von Elberfeld liegt, umb daselbst bey einem, genand Brange, zu speisen.“¹¹⁵ Hier nahmen die Dinge dann allerdings einen problematischen Verlauf:

„Alß nun daselbst sich wieder eine menge von leuthen eingefunden, zu denen der herr Graf auch vom Heylande geredet, so hatte sich zugleich eine menge gotlosen gesindels aufgemacht, vor das hauß sich postirt, die hunde aneinander gehetzt und allerhand lärm[en] gemacht, worauf sie [der Graf und seine Begleiter][die Versammlung] geschlossen.“¹¹⁶

¹⁰⁸ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 226.

¹⁰⁹ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 9), S. 442 (Nr. 5484).

¹¹⁰ A.a.O., S. 355 (Nr. 4435).

¹¹¹ Johannes 3,16: Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

¹¹² Wie Anm. 75. – Später urteilte Forstmann dann freilich sehr negativ über Garenfeld, s. Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 28. Mai 1740: „[...] H[err] Pastor Garenfeld zu Elberfeld ist ein armer Mann, voll Menschenfurcht. Ich habe gar keinen Umgang mit ihm und kann auch keinen finden, davon er oder ich Segen hätte [...]“, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 277f. (Nr. 6), hier S. 277.

¹¹³ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 226.

¹¹⁴ Ebd.

¹¹⁵ Wie Anm. 75.

¹¹⁶ Ebd. – Ganz ähnlich Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737: „[...] Den 19. September ging der H[err] Graf mit den Elberfeldern und seinen drei Knechten nach Neugemark zu den Brangen, um daselbst zu sprechen [wohl: Lesefehler für speisen] und hernach Versammlung zu halten [...] Als nun die Übung ihren Anfang genommen, hatten die Werkzeuge der Finsternis sich daselbst aufgemacht, vor dem Haus sich postiert, die Hunde aneinander gehetzt, Musika gemacht und also gestöret. [...]“, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), hier S. 226f. – Auch Johann Merken (Ende des 18. Jahrhunderts) wird hiervon noch berichten. Allerdings ist die Episode bei ihm

Am 20. September untersagte der Elberfelder Magistrat dann alle weiteren Versammlungen, „weswegen er [der Graf] an diesem Tage sich in der Stille mit den Brüdern unterredete.“¹¹⁷ Schon dies war aber wohl zu viel: Nachts um ein Uhr¹¹⁸ schlugen die Hunde erneut an. Vor dem Haus Casparys standen nun der streng katholische „richter Althaus“¹¹⁹ und ein „commando von 177 man aus Düsseldorf“.¹²⁰ Ludwig Friedrich zu Castell-Remlingen, seine Begleiter und ihr Gastgeber Caspary wurden arrestiert und „in ein Wirtshaus außer Elberfeld, auf dem Haspel genannt,“¹²¹ verbracht.

bereits deutlich ausgeschmückt (Auftreten eines Gerichtsboten). Außerdem wird die Aushändigung des Magistratebefehls vom 20. September 1737 (vgl. dazu unten) um einen Tag vorverlegt und nach Gemarke verlagert: „[...] Nach einigen Tagen [!] wollte er [der Graf] auf einem Hof im Engelsbruch bei der Gemarke den städtischen und Barmer Freunden eine Erbauungsrede halten, wo selbst auf den bestimmten Tag die Freunde mit etlichen hundert alten und jungen Leuten sich eingefunden, auf Stühlen und Bänken sich niedergelassen und der Söller, die Fenster und Bäume aufgepfropft voll Menschen waren. Als man im Begriff war, einen Gesang anzustimmen, hörte man auf einmal den Gerichtsboten rufen: Halt ein! Halt ein! Mit einem Zettel in der Hand, auf Befehl des Richters Ahlhaus inhibierte er die Versammlung und Predigt des Grafen und befahl einem jeden, allsofort sich nach Hause zu verfügen. Er übergab den Befehl des Richters dem Grafen und ging wieder zurück. Darauf ist der Graf mit Herrn Caspary wie alle anderen in großer Bestürzung und Unzufriedenheit wieder nach Hause gegangen. [...]“ Zitiert nach Knieriem, Zwei Briefe (wie Anm. 81), S. 13. Knieriem bemerkt a.a.O., Anm. 9, zum Ort: „Gemeint ist ungefähr das heutige Gebiet zwischen dem Opernhaus in Barmen im Osten und dem Historischen Zentrum im Westen, der Wupper im Norden und dem Kothen im Süden.“

¹¹⁷ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 227.

¹¹⁸ Dober gegenüber nennt Forstmann später eine andere Zeit: „2 Uhr“; ebd.

¹¹⁹ Johann Karl Aalhaus (auch: Ahlhaus) († 1759) aus Barmen. Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 389.

¹²⁰ Wie Anm. 75.

¹²¹ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 227. – Dieselbe Ortsangabe bietet auch noch Johann Merken (Ende des 18. Jahrhunderts). Ansonsten ist seine Darstellung aber auch hier wieder bereits deutlich überformt: „Aber für die Beiden [den Grafen und Caspary] erfolgte ein noch härteres Gewitter. Nach einem abgefertigten Bericht kam gleich anderen Tages ein Kommando von 30 Soldaten und einem Kapitän nach dem nahen Hause des Herrn Caspary und kündigte ihm und dem Grafen den zivilen Hausarrest an. Aber bei der Erblickung des Sterns [wohl: des dänischen Ordens] auf des Grafen Brust war der Kapitän sehr bestürzt, da er ihn erkannte und Herr Vetter [der Offizier erkennt den Offizier] nannte. Er müsse aber seiner Order Folge leisten, worauf sich der Graf und Herr Caspary bereitwillig zeigten, nach des Damen Haus am Haspel sich zu verfügen, der Graf mit seinem Kammerdiener zu Pferd, Herr Caspary aber zu Fuß. Des Morgens um 10 hat sich der Richter eingefunden. Nach kurzer Unterredung wurden sie wieder durch die Stadt und weiter nach Düsseldorf geführt, wo selbst sie vier Tage im zivilen Arrest blieben.“ Zitiert nach Knieriem, Zwei Briefe (wie Anm. 81), S. 13. Knieriem bemerkt a.a.O., Anm. 14, zum Ort: „Damals ein Gasthaus am Haspel, hart an der Grenze zwischen Elberfeld und Barmen gelegen“.

Der Richter schien mit aller Härte vorgehen zu wollen. Er vermochte die Situation zunächst aber wohl nur schwer einzuschätzen. Deshalb versuchte er, den fremden Unruhestifter so schnell wie möglich loszuwerden:

„Den 21. 7br[is] vormittag umb 10 uhr wurde der herr Graf zu pferde, die anderen zu fuße, nach Düsseldorf gebracht, jener mit seinen dienern wurden ins posthauß logirt, h[er]r Caspari aber auf die hauptwache, einige tage aber hernach in ein wirtshauß gebracht und bewachtet.“¹²²

Vor Ort konzentrierte er sich dann schon bald auf die „üblichen Verdächtigen“:

„Indeßen sind zu Elberfeld die so genandte Feinen [die Pietisten] von vorgedachtem richterm in eine scharffe inquisition gezogen, man hat bey dem gehör [Verhör] allerhand greuliche fragen an sie gethan, ob sie nicht hurerey in ihrem versamlungen trieben etc.“¹²³

Immerhin gelang es diesen aber, nach Solingen zu schreiben und Forstmann zu warnen, der daraufhin auf Alles gefasst war:

„Den 21. September wurde uns zu Solingen die Botschaft gebracht. Am Nachmittag schrieb der Buchbinder Schmitz aus Elberfeld, es sei ein Kommando von 100 Soldaten auf dem Wege, auch mich zu holen: Ich blieb zu dem Ende mit dem Bruder Scheib¹²⁴ die ganze Nacht in meinen Kleidern sitzen und erwartete sie. Allein sie blieben aus. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich jemals eine so muntere Nacht gehabt habe.“¹²⁵

Am nachfolgenden Tag schwappte die Untersuchung dann auf Solingen über. Im Mittelpunkt standen dabei selbstverständlich die Pfarrer – auch Forstmanns nahezu zeitgleich mit ihm ins Amt gekommener reformierter Kollege Johann Gerhard Goebel (1700–1742)¹²⁶ stand den Erweckten nahe –, dann aber auch, und dies wohl von Anfang an, die Freunde Tersteegens. Sie scharten sich um Schmitz.¹²⁷ Großen Einfluss hatte aber auch der Messerschleifer und Chirurg Hendrich Weck (* 1682)¹²⁸ in Obernitter (Solingen-Wald). Weck – nicht identisch mit Wilhelm Weck (1714–1789),¹²⁹

¹²² Wie Anm. 75.

¹²³ Ebd.

¹²⁴ Sonst nicht nachweisbar. Im Frühjahr 1741 nicht Teil der Solinger Gemeinde. Vgl. dazu Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an N.N., 17. April 1741, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 230-233 (Nr. 2), hier S. 231 (Verzeichnis).

¹²⁵ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 227.

¹²⁶ Rosenkranz, Pfarrer (wie Anm. 41), S. 161. – Gruch, Pfarrerrinnen (wie Anm. 40), S. 205f. (Nr. 4057).

¹²⁷ Wie Anm. 86.

¹²⁸ Horst Neeb (Hg.), Geistliches Blumenfeld. Briefe der Tersteegen-Freunde 1737 bis 1789 in Abschriften von Wilhelm Weck (Schriften des Archivs der Evangelischen Kirche im Rheinland 28), Düsseldorf 2000, S. 9.

¹²⁹ Ebd. Zu Tersteegens umfanglicher Korrespondenz mit ihm vgl. Benrath, Tersteegen Briefe 2 (wie Anm. 83), S. 587 (Register).

dem späteren Sammler und Editor der Briefe Tersteegens – war schon 1710 in Solingen-Gräfrath durch den durchreisenden Ernst Christoph Hochmann von Hohenau (1669/1670–1721),¹³⁰ einen radikalen Pietisten von großer Ausstrahlung, erweckt worden.¹³¹

Wie Forstmann an Sybel berichtete, war man bald in heller Aufregung: Der „catholische richter Helling“ ließ nämlich sowohl lutherische als auch reformierte Bürger vorladen. Diese wurden teilweise vereidigt und danach „über 50 biß 60 artickel befragt, wegen des h[errn] Grafen, wegen meiner [Forstmanns] erbauungs stunden etc.“¹³² Man bezichtigte

¹³⁰ Hans Schneider, [Art.] Hochmann von Hohenau, Ernst Christoph, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 1803 (Literatur).

¹³¹ Heinz Renkewitz, Hochmann von Hohenau (1670–1721). Quellenstudien zur Geschichte des Pietismus, Breslau 1935 (Nachdruck: [Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 5], Witten 1969, S. 204f.).

¹³² Wie Anm. 75. Dober gegenüber nennt Forstmann später dann auch Namen, s. Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737: „Reformierte, Kettenberg, Schmitz und Bick [...] Lutherische, Kirschner, Meister Adam und Stamm [...] Die drei Letzten haben Eide schwören müssen“, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225–230 (Nr. 1), hier S. 227. Neeb, Familien Schmitz (wie Anm. 86), S. 7, der die unten in Anm. 133 aufgeführten Akten vor allem im Blick auf die insgesamt drei, nur schwer voneinander abzugrenzenden Solinger Familien Schmitz ausgewertet hat, schreibt zu diesem Verhör: „Am 23. September 1737 hatten folgende Männer dem Richter Helling auf insgesamt 57 Fragen zu antworten:

Johann Schmitz, Buchbinder
Peter Katterberg,
Adam Hesmer und

Friedrich Bick,
Eustachius Kürschner,
Matthias Stamm.

Auf die Frage, wer bei der Ansprache des Grafen von Castell im Hause Forstmann anwesend war, nennt Johann Schmitz u.a. ‚des Schmitz am Markt sein Sohn‘; Friedrich Bick nennt ‚Johann Hendrich Schmitz jüngste Tochter‘; Peter Katterberg erinnert sich an ‚Johann Hendr. Schmitz am Markt seine Kinder‘. Nach der Frage, wer den Grafen bewirtet habe, wird als Aussage von Friedrich Bick protokolliert: ‚Hatte von Joh. Hend. Schmitz selbst gehöret, daß solcher bey ihm gewesen und des abends gespeiset.‘ Als der Graf von Castell nach Elberfeld weiter gereist ist, wurde er von Johann Schmitz bis zur ‚Klauberger Heyde‘ begleitet. Johann Hendrich Schmitz Sohn sei dem Vernehmen nach bis Elberfeld mitgegangen. Die Befragten gaben auch zu Protokoll, daß der lutherische Prediger Forstmann bereits vor dem Besuch des Grafen von Castell in seinem Haus und an anderen Orten öffentliche Versammlungen gehalten habe, wo er gepredigt habe. Hier werden besonders erwähnt des ‚Herrn Rath Wuesten Sommerhauß‘ und des ‚Joh. Hendr. Schmitz Sommerhauß‘ (Gartenhaus). Als Besucher bei diesen Versammlungen werden wieder neben mehreren anderen genannt ‚Joh. Hendr. Schmitz Kinder am Markt‘. Bezüglich angeblich vom Grafen verteilter Zettel wurde geantwortet, daß man nur ein Büchlein gesehen habe: ‚so genant würden Hallische Schatzkästlein‘. ‚Werden in Hall im Waysenhauß gedruckt‘. Johann Schmitz hatte bereits einige Exemplare davon verkauft. Peter Katterberg sagt, er habe ‚ein Büchgen bey der Jungfer Schmitz am Markt‘ gesehen, ‚darin solche versgen stunden‘.“ – Gemeint ist Karl-Heinrich von Bogatzkys (1690–1774) Andachtsbuch, das „Güldene Schatzkästlein“ (1718). Es bot Bibelworte für jeden Tag, die durch den Autor in aller Kürze ausgelegt und mit einem Lied verbunden wurden. Dietrich Meyer, [Art.] Bogatzky, Karl-Heinrich, in: RGG⁴ 1 (1998), Sp. 1666 (Literatur).

die Einbestellten der „Schwärmerei“, das heißt der Separation (Einführung einer neuen Religion), und unterstellte ihnen nächtliche Zusammenkünfte, Unsittlichkeit und den Vertrieb indizierter Schriften, von denen namentlich der Solinger Buchbinder Johann Henrich Schmitz viele im Vorrat haben sollte.¹³³

Am 28. September, einem Samstag, erhielt Forstmann dann von einem „glaubwürdigen Bruder“ die Nachricht, dass er abgesetzt werden solle („Der Heiland gab mir dabei guten Mut und lehrte mich glauben: Allein auch dieses war nur eine Drohung“).¹³⁴ Am Sonntag darauf, dem 14. Sonntag nach Trinitatis, predigte er darum demonstrativ über Johannes 16,1-3: „Das habe ich zu euch geredet, damit ihr nicht abfallt. Sie werden euch aus den Synagogen ausstoßen. Es kommt aber die Zeit, dass, wer euch tötet, meinen wird, er tue Gott einen Dienst damit. Und das werden sie darum tun, weil sie weder meinen Vater noch mich kennen.“¹³⁵ „Unter der Predigt wurde[n] der zweite und dritte Vers aus dem Lied ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ gesungen. Am Nachmittag hielt ich die Erbauungsstunde über Luk[as] 12,32“: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn es hat eurem Vater wohlgefallen, euch das Reich zu geben“.¹³⁶ Dass auch weiterhin Briefe aus Herrnhut bei ihm eintrafen, wo man natürlich noch nichts über die jüngsten Entwicklungen wissen konnte, wirkte zusätzlich tröstend.¹³⁷

Über Johann Theodor Hartmann (1695–1766),¹³⁸ einen früheren Elberfelder Kollegen, seit 1735 Pfarrer in Leichlingen (heute im nördlichen Zipfel des Rheinisch-Bergischen Kreises, mit fließender Stadtgrenze zu Solingen), erhielt Forstmann kurz darauf Informationen über den Verbleib und das Ergehen des Grafen. Hartmann hatte diesen am 3. Oktober in Düsseldorf in seinem Arrest besucht „und ihn so freudig und munter befunden, daß ers nicht aussprechen könne.“¹³⁹ Ludwig Friedrich von Castell-Remlingen hatte an den katholischen Kurfürsten der Pfalz, Karl III. Philipp (1661, regierend 1716–1742), geschrieben und war fest entschlossen, seine Sache vor den Kaiser zu bringen. Religiös-spirituell hatte er dem in Elberfeld Erlebten längst einen eigenen Sinn gegeben:

¹³³ Landesarchiv NRW Abt. Rheinland (früher Hauptstaatsarchiv Düsseldorf), Kleve-Mark, Akten AA 58, Nr. 1486. Vgl. außerdem LKA Rheinland in Düsseldorf, Provinzialkirche A II, IV c10 (neue Signatur: 1 OB 020 = [Provinzialkirchenarchiv], Nr. 607). – Breit ausgewertet durch Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 390-393.

¹³⁴ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitate S. 227.

¹³⁵ Wie Anm. 75.

¹³⁶ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 227.

¹³⁷ A.a.O., S. 227f.

¹³⁸ Rosenkranz, Pfarrer (wie Anm. 41), S. 188. – Gruch, Pfarrerinnen (wie Anm. 40), S. 297 (Nr. 4777).

¹³⁹ Wie Anm. 75.

Seine Arrestierung war ihm zu einem Beglaubigungszeichen geworden! Wie Forstmann an Sybel berichtete, hatte der Graf zu Hartmann gesagt, „er habe in 15 Jahren seit seiner Bekehrung [1722] solche Freude nicht empfunden, als er nun hätte, da er gewürdigt würde, um des Namens Christi willen Schmach zu leiden.“¹⁴⁰ Aber mehr noch (und auch das ließ er Sybel wissen), der hochadelige Märtyrer hatte begonnen, Hof zu halten: „Weil der Landtag um diese Zeit in Düsseldorf gewesen, hat der Graf täglich Besuch gehabt von Printzen, Grafen, Officiern etc. mit denen er so geredet, daß wenige ohne sonderbare Rührung von ihm gengen.“¹⁴¹

Auch nachdem man ihn am 9. Oktober auf Befehl des Kurfürsten von der Pfalz auf freien Fuß gesetzt hatte, hielt sich der Graf noch eine ganze Woche lang in Düsseldorf auf, wo er, so Forstmann, „sich gräflich aufgeführt, täglich in einer Portchaise bey den Vornehmsten der Stadt Visiten gegeben, und ist d[en] 15. auf Duisburg gereiset, hat uns grüßen lassen und versprochen, bey seiner Retour aus Holland uns wieder zu besuchen.“¹⁴² Einen Tag später war dann auch Caspary freigekommen, allerdings, so Goebel, „nicht ohne Caution, durch welche man sich für die bedeutenden Kosten [Hofhaltung des Grafen] schadlos zu halten suchte“.¹⁴³

Forstmann selbst sah in all dem bald Gottes Fügung – auch wenn die opulente Hofhaltung Castell-Remlingens erklärungsbedürftig blieb:

„Man schämet sich nun überall, wo man sich gefreut hatte, wir aber setzen unsere Erbauungsstunden freudig fort. Der Graf hat den gantzen Verlauf [der Angelegenheit] in Franz[ösischer] Sprache an Churfürst[liche] Durch[laucht] gelangen lassen. Man hat denselben in seinem Arrest verhören wollen, worüber er aber gelachet und dagegen protestirt, weil er als ein Reichsgraf immediate unter dem Kaiser stehe. Er ist zugleich Cammerherr bey dem Könige in Dänemark, soll auch ein Anverwandter von demselben sein. Er trägt auch den goldenen Schlüssel. In seinem Arrest hat man ihm die Rechnung von Zehrungskosten gemachet ad 141 Reichs[th]ale, weil er sich gräflich bewirthen lassen, ob er gleich keinen Wein getruncken. Er hat sich in Düsseldorf gräflich gekleidet, und hat also da, wo es nötig war, seinen Grafen gnug erwiesen, die frommen aber als seine Brüder und Schwestern öffentlich bekand, und gegen dem Grafen von Schaesberg“¹⁴⁴

¹⁴⁰ Ebd.

¹⁴¹ Ebd. – Ähnlich (wenn auch deutlich knapper) Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), hier S. 228: „Er hat alle Tage Visiten gehabt von allerlei Standespersonen, hohen Offizieren usw.“

¹⁴² Ebd.

¹⁴³ Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 390. Anders Forstmann. Wie Anm. 75 („ohn-entgeltlich“) und Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), hier S. 228 („ohne Entgelt“).

¹⁴⁴ Der Kanzler Johann Wilhelm von Schaesberg (1696–1768). Sein Besitz, die Herrschaften Kerpen und Lommersum, wurde 1712 zur reichsunmittelbaren Grafschaft

als vice-praesidenten zu Düsseldorf deutlich gesagt, daß er lieber seine Grafschafft daran setzen wolle, als zu[zu]geben, daß man sich an denselben [den Bergischen Frommen] vergreiffe, wenn ehr es hindern könne.“¹⁴⁵

Diesem Tagebuchauszug hatte Forstmann dann noch ein zwölfstrophiges Lied beigefügt, das Caspary in der Zeit seines Arrestes – zunächst auf der Düsseldorfer Hauptwache, dann aber, und das wohl zum größten Teil, in einem Düsseldorfer Wirtshaus – verfasst hatte.¹⁴⁶ Es entfaltete den Mottospruch des Grafen von Castell „Der nahme des Herrn ist ein festes schloß“¹⁴⁷ und sollte auf die Melodie „Jesu, meines Lebens Leben“ (von Wolfgang Weßnitzer, 1661)¹⁴⁸ gesungen werden:

„1. [D]u, name meines herren,
in dich will ich fliehen ein,
[d]iß kan mir kein teuffel wehren,
hierin kan ich sicher sein,
[ko]mt gleich alle macht der höllen,
hierin kan sie mich nicht fällen,
[k]ommen stürme auf mich zu,
hierin hab ich gute ruh.

erhoben und das Geschlecht deshalb 1715 in das Westfälische Grafenkollegium eingeführt.

¹⁴⁵ Wie Anm. 75. – Mit Weigelt ist davon auszugehen, dass es von Schaesberg war, der die Verhaftung des Grafen befohlen und (daraus resultierend) dessen Verbringung auf die Düsseldorfer Hauptwache angeordnet hatte: „Auf sein [eigenes] Ansuchen [!] wurde Graf Lutz jedoch unter Bewachung ins Posthaus verlegt. Als am folgenden Tag die Untersuchung begann, erklärte er sich zwar bereit, über seine Personalien Auskunft zu geben, bemerkte aber, daß er als regierender Reichsgraf unmittelbar der Gerichtsbarkeit des Kaisers unterstehe. Daraufhin empfahl der mit dem Verhör beauftragte Beamte[,] den Inhaftierten freizulassen; der Kanzler leitete jedoch die Angelegenheit an den Hof zu Mannheim weiter. Am 27. September 1737 suchte er dann Ludwig Friedrich Castell selbst auf und riet ihm, eine schriftliche Eingabe an den Kurfürsten von der Pfalz Karl II. Philipp zu richten, was jener auch getan hat. Daraufhin ordnete der Kurfürst durch ein Reskript vom 8. Oktober die Freilassung des inhaftierten Grafen an.“ So Weigelt, *Beziehungen* (wie Anm. 3), S. 35. Für von Schaesberg, dessen Reichsadel noch jung war, war die Angelegenheit also wohl zunehmend unangenehm geworden. Die abschließende Bemerkung des Grafen von Castell war dann wohl am 9. Oktober gefallen: „Den 9. octobr[is] kömmt ein hofrath nebst einem officier und bringt ihm ein verschlossen schreiben von Manheim nebst einem großenn compliment, daß er seines arrest solte erlassen sein.“ Wie Anm. 75.

¹⁴⁶ Gedicht des Kaufmanns Conrad Adolf Caspary aus Elberfeld (Quelle: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen). Kopie von der Hand Sybels für Gotthilf August Francke in Halle (Blatt am linken Rand beschnitten). Verfasst vor dem 16. Oktober 1737 (Tag der Entlassung Casparys). AFSt Halle H C 635:10.

¹⁴⁷ Bernet, *Castell-Remlingen* (wie Anm. 3), Sp. 182.

¹⁴⁸ Vgl. heute: Evangelisches Gesangbuch. Ausgabe für die Evangelische Kirche im Rheinland, die Evangelische Kirche von Westfalen, die Lippische Landeskirche in Gemeinschaft mit der Evangelisch-reformierten Kirche (Synode evangelisch-reformierter Kirchen in Bayern und Nordwestdeutschland), in Gebrauch auch in den evangelischen Kirchen im Großherzogtum Luxemburg, Gütersloh/Bielefeld/Neukirchen-Vluyn 1996, Nr. 86.

2. [A]ber wan ich mich umsehe
auß dem schloß ins wilde meer,
[un]ter wie viel feind ich stehe
und wie so ein großes heer
[m]ein seel umringet haben,
geht mirs wie Elisae knaben,
[ru]fe[:] Ach, waß soll ich thun[?]
Jetzt kan ich nicht sicher ruhn. [...]"

Für Caspary war seine Düsseldorfer „Haft“, in der er offenbar mehrfach frommen und wohl zum Teil auch selbst schon hafterfahrenen Besuch aus Solingen bzw. Krefeld empfangen hatte,¹⁴⁹ aber nicht nur in geistlichem Sinne segensreich. Sie führte ihm auch seine zweite Ehefrau zu, die aus einem durch Tersteegen erweckten Elternhaus in Mülheim (Ruhr) stammende Catharina Krabbe (1707–1746).¹⁵⁰ Dass Tersteegen oder dessen Freunde bei dieser Partnerwahl kräftig mitgewirkt haben, darf als sicher gelten. Die Trauung fand am 22. Dezember 1737 statt.¹⁵¹

5. Die weitere Entwicklung

Derart auch poetisch angeheizt, schlug die religiöse Erregung in Solingen bald hohe Wellen. Zeugnis hierfür ist ein Brief Konrad Schmidts¹⁵² in Essen an Johann Nikolaus Sybel in Soest vom 12. November 1737:

„Es lebe Jesus in uns, der für uns gestorben und auferstanden ist [...] In Sollingen ist große erweckung, und [es] sind viele ruchlose menschen gantz unvermuthet einer nach dem andern zu dem herrn Jesu gezogen worden. Die menge der erweckten seelen ist so angewachßen, daß bey Pr[æ]diger] Forstmann das zimmer zu klein und deswegen wochentlich einen tag die männer und den andern tag die weibs=personen sich bey

¹⁴⁹ Knieriem, Zwei Briefe (wie Anm. 81), S. 13, erwähnt die Brüder Schmitz (wie Anm. 86) und Lobach aus Solingen (bzw. Krefeld). Vgl. dazu Benrath, Tersteegen Briefe 2 (wie Anm. 83), S. 583 (Register unter „Lobach, Abraham“ und „Lobach, Johann“). – Der aus Wald bei Solingen stammende Johann Lobach „gehörte zusammen mit Gottfried Luther Stetius zu den sechs Gemeindegliedern, die sich von der reff[ormierten] Kirche lossagten und sich zum Zeichen ihrer Jesus-Nachfolge einer öffentlichen Wiedertaufe in der Wupper unterzogen. Nach Verbüßen einer Gefängnis- und Festungshaft in Düsseldorf und Jülich (1717–1720) ließen sie sich in Krefeld nieder.“ Benrath, Tersteegen Briefe 1 (wie Anm. 57), S. 349. – Michael Knieriem, Der Lebenslauf des Wiedertäufers Johann Lobach (1683–1750), in: Geschichte im Wuppertal 11 (2002), S. 98–113.

¹⁵⁰ Zu Tersteegens Korrespondenz mit oder zu ihr vgl. Benrath, Tersteegen Briefe 2 (wie Anm. 83), S. 578 (Register unter „Caspary, Catharina, geb. Krabbe“) und S. 582 (Register unter „Krabbe, Catharina II“).

¹⁵¹ Knieriem, Zwei Briefe (wie Anm. 81), S. 12.

¹⁵² Wie Anm. 41.

ihm versamen und sonst fast täglich in 5 od[er] 6 häußern kleine versammlungen sind zum beten und singen.¹⁵³

Der Älteste von Herrnhuth und der Graf von Castell (: ist der regirende Graf, ungefehr 30 jahr alt und cammerherr bey dem Könige in Denenmarck, sonst mit dem Grafen von Zinzendorf verwandt und wohlbekannt, und soll von dem 15. jahr an seines alters erwecket seyn :) haben großen segen hinterlaßen, jener, namens Dober, hat sich 3 od[er] 4 wochen dorten und zu Elberfeld und in der gegend aufgehalten. Unterschiedliche, die dem Separatismo ergeben gewesßen, sind wiederum zur gemeinschaft der kirchen bewogen worden, und sonderlich haben sie beyde die lehre von der rechtfertigung des sünders vor Gott lauterlich und mit großem Nachdruck verkündigt.¹⁵⁴

In Solingen war es demnach zu einem beachtlichen Aufbruch gekommen. Angesichts der großen Zahlen hatte Forstmann die Erweckten nach Geschlechtern getrennt, was der Praxis der Brüdergemeinde entsprach. Man sang (so Forstmann an anderer Stelle) aus dem Herrnhuter Gesangbuch, von dem der Buchbinder Schmitz zwölf große Exemplare beschafft hatte, die aber sofort vergriffen gewesen waren.¹⁵⁵ Auch in anderen Häusern hatte man bald Versammlungen gehalten.

¹⁵³ Zu weiteren Details vgl. Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737: „[...] Zu Elberfeld haben sich die Brüder in einige Furcht jagen lassen und kommen in der Menge wie sonst nicht mehr zusammen, verteilen sich aber in kleine Partien. An unserem Orte aber gehts desto munterer. Es werden an zwei bis drei Orten zugleich oftmals nunmehr Versammlungen in unserem Solingen gehalten, und die Zahl derer, so an den Heiland glauben, mehret sich täglich. Es ist hier nun bald nichts Neues mehr, daß Leute, die in ihrer vorigen Lebenszeit dem Fressen, Saufen, Fluchen, Zanken, Betrügen rechte Profession gemacht, sich zum Herrn Jhesu bekehren. Alte und Junge machen sich auf und kommen zu ihm, und allem Ansehen nach wird Solingen noch ein Haus der Gnade werden [...]“; in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 228.

¹⁵⁴ Brief: Konrad Schmid in Essen an Johann Nikolaus Sybel in Soest. Kopie von der Hand Sybels für Gotthilf August Francke in Halle, 12. November 1737. AFSt Halle H C 635:11.

¹⁵⁵ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737: „[...] Sonst haben sich nach Deiner Zeit viele unter den jungen Burschen zur Herde des Heilandes getan, und es siehet recht herrlich unter uns aus. Am 19. Sonntage nach Trinitatis kündigte ich in der Kirche die Sonntagsversammlungen vor diesmal auf, weil die Tage zu kurz wurden. Allein es dauerte nicht lange, so musste ich wieder anfangen, welches denn am 22. Sonntage nach Trinitatis geschah. Sie nehmen des Sonntags Abend um 5 Uhr ihren Anfang und dauern bis 9 Uhr. Sie kommen allemal so voll als im Sommer bei Tage, und der liebe Heiland hat einen besonderen Segen bis hieher drauf gelegt. Sonst halten der Schneider Adam [wie Anm. 132], Christoph Weber, Lichtenhayn und ich dann und wann eine Konferenz über unseren eigenen und anderer Brüder Zustand. Des Sonnabends um 8 Uhr halten wir alle Wochen eine kleine Zusammenkunft, darin nur verheiratete Brüder erscheinen. Die Freitagsversammlungen mit den Schwestern werden im Segen fortgesetzt. Des Sonntags von 12 bis 1 Uhr kommen die jungen Burschen in meinem Hause zusammen und halten eine Unterredung. Der Bruder Schmitz hat von Herrnhut 12 große herrnhutsche Gesangbücher kommen lassen, welche alle auf einen Tag verkauft sind, und wird er sich aufs Neue eine Partie müssen kommen las-

Aufmerken lässt an dieser Stelle aber auch der Hinweis auf den „Ältesten von Herrnhuth [...] namens Dober“. Gemeint ist Martin Dober (1703–1748).¹⁵⁶ Er war schon 1724 nach Herrnhut gekommen und ein älterer Bruder Johann Leonhard Dobers (1706–1766),¹⁵⁷ also jenes Mannes, der 1732 als einer der beiden ersten Missionare der Herrnhuter zu den St. Thomas-Inseln nach Westindien gereist und 1735 zum „Generalältesten“ ernannt worden war. Beide Dobers waren später Gründungsmitglieder der zwölköpfigen Generalkonferenz der Brüdergemeine, die vor der zweiten Amerikareise Zinzendorfs installiert wurde, um diesen während seiner Abwesenheit in Europa zu vertreten.

Wie der oben bereits mehrfach herangezogene Brief Forstmanns an Dober vom 16. Dezember 1737¹⁵⁸ belegt, war Dober, der „Theologus der Gemeine“,¹⁵⁹ schon vor dem Grafen in Solingen und Elberfeld gewesen. Er hatte hier seit Mitte August 1737 etwa vier Wochen lang unter den Separatisten gewirkt¹⁶⁰ (was ganz Zinzendorfs damaliger Linie entsprach¹⁶¹) und war danach nur einen (!) Tag vor dem Eintreffen Castell-Remlingens abgereist. Das kann ein Zufall gewesen sein. Denkbar und wahrscheinlicher ist aber, dass Dober der Begegnung mit dem seit kurzem bei Zinzendorf in Ungnade gefallenem Grafen ausweichen wollte.

Wenn Schmid Sybel gegenüber betont, dass sich Dobers Verkündigung unter den Separatisten auf „die lehre von der rechtfertigung des sünders vor Gott“ konzentriert habe, könnte dies darauf hindeuten, dass es sich bei ihnen um Anhänger des drei Jahre zuvor auf Schloss Wittgenstein bei Laasphe verstorbenen Theologen und Alchemisten Johann Konrad Dippel (1673–1734)¹⁶² gehandelt hat, der ja alle Aussagen über das

sen, weil die Brüder nach dieser Kost sehr begierig sind [...]“, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1), Zitat S. 228f.

¹⁵⁶ Vgl. zu Martin Dober: Der Brüderbote 1869, S. 58-66, und 1879, S. 1-11. Außerdem J. Müller, [ohne Titel], in: Zeitschrift für Brüdergeschichte 5 (1911), S. 186f.

¹⁵⁷ Dietrich Meyer, [Art.] Dober, Johann Leonhard, in: RGG⁴ 2 (1999), Sp. 888f. (Literatur).

¹⁵⁸ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230 (Nr. 1).

¹⁵⁹ Meyer, Dober (wie Anm. 157), Sp. 889.

¹⁶⁰ „Dober besuchte die Erweckten in und um Solingen vier Wochen lang, hielt fast täglich Versammlungen, redete brünstig im Geist, mächtig in der Schrift, entzündete manches Herz und half Vielen, die da gläubig geworden, durch die verliehene Gnade.“ Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 370.

¹⁶¹ Victor Pless, Die Separatisten und Inspirierten im Wittgensteiner Land und Zinzendorf's Tätigkeit unter ihnen im Jahre 1730, Diss. theol. (masch.) Münster 1921 (Exemplar vorhanden im Institut für Westfälische Kirchengeschichte, Münster).

¹⁶² Hans Schneider, [Art.] Dippel, Johann Konrad, in: RGG⁴ 2 (1999), Sp. 868 (Literatur). – Stephan Goldschmidt, Johann Konrad Dippel (1673–1734). Seine radikalpietistische Theologie und ihre Entstehung (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 39), Göttingen 2001.

stellvertretende Leiden Christi stets mit größter Schärfe zurückgewiesen und dadurch auch im Bergischen Land erhebliche Irritationen ausgelöst hatte.

In Elberfeld und Umgebung hatten sich seit Anfang 1734 aber vermehrt auch Fromme um den 2. Reformierten Pfarrer und Chiliasten Daniel Schleyermacher (1695–1776),¹⁶³ den Großvater Friedrich Daniel Ernst Schleiermachers (1768–1834),¹⁶⁴ gesammelt, die sogenannten „Freßfeinen“. Sie schieden sich von den Anhängern Tersteegens um Schmitz, Caspary und Weck, den sogenannten „Schmachtfeinen“, und zogen seit 1738 nach Ronsdorf, wo der Elberfelder Bandfabrikant Elias Eller (1690–1750) und Schleyermacher selbst das „neue Zion“ begründeten („Ellerianer“; „Ronsdorfer Sekte“).¹⁶⁵ Unter den Ellerianern führten die Arrestierung des Grafen von Castell und die damit einhergehenden Verhöre jedenfalls umgehend zu einer Verschärfung der Arkandisziplin (Verbrennung von belastenden Briefen; strenges, mit hohen Strafen bewehrtes Verbot, den „Zionsvater“ Eller oder dessen Frau, die „Zionsmutter“, mit Namen zu nennen). Man suchte damals sogar zeitweise nach anderen Orten für die Errichtung des „neuen Zion“.¹⁶⁶

Offenkundig war Dober, ein gelernter Töpfer, aber auch jener „Handwerker“ gewesen, dem Forstmann in einem Vier-Augen-Gespräch sein Herz ausgeschüttet und seinen vom Kampf gegen die Sünde geprägten Seelenzustand offenbart hatte.¹⁶⁷ Dober hatte Forstmanns Fixierung auf das Gesetz eindrücklich die von Zinzendorf vertretene „Blutsgerechtigkeit“ entgegengesetzt: „Der Heiland ist auch für ihre Sünde gestorben und am Tage seines Todes sind Ihnen alle ihre Missetaten schon vergeben, und wenn Sie noch mehr gesündigt hätten, so ist es doch aus damit, und sein Blut redet Gnade für Sie!“¹⁶⁸

Auch später nahm Forstmann Dober noch als Seelenführer in Anspruch und stellte ihm Fragen, die tief in sein von Verzweiflungsattacken geplagtes Herz blicken lassen. Außerdem hielt er Dober an, so wie offen-

¹⁶³ Rosenkranz, Pfarrer (wie Anm. 41), S. 445.

¹⁶⁴ Eberhard Jünger, [Art.] Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, in: RGG⁴ 7 (2004), Sp. 904-919 (Literatur).

¹⁶⁵ Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 456-598. – Goeters, Pietismus (wie Anm. 6), S. 411-419 (Literatur).

¹⁶⁶ A.a.O., S. 499 Anm. 1.

¹⁶⁷ Ähnlich auch schon Goebel, a.a.O., S. 370: „Insbesondere wurde Dober ein gesegnetes Werkzeug für Pastor Forstmann selber, welcher seitdem von seinem bisherigen gesetzlichen Standpunkte zu einem evangelischen durchdrang und von dem nun endlich erlangten inneren Frieden freudig Zeugniß ablegte.“ Vgl. dazu auch Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 16. Dezember 1737: „[...] den teuren Knecht Gottes Dober [...]“, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 273f. (Nr. 4), Zitat S. 274.

¹⁶⁸ So nach einem Artikel des Hemeraner Pfarrers Julius Ludwig Wilhelm Viering (1871–1929) im Sonntagsblatt der Evangelischen Kirchengemeinde Hemer. Zitiert bei Schunke (wie Anm. 42), S. 157 (leider ohne Angabe des Jahres).

bar bei dessen Abreise versprochen, Diasporaarbeiter nach Solingen zu schicken.¹⁶⁹ Dauerhaft Fuß fassen konnten die Herrnhuter hier – anders als in Hemer – allerdings nicht.¹⁷⁰

Eher beiläufig lässt Schmid in seinem Brief an Sybel dann auch durchblicken, dass der Besuch des Grafen im Bergischen sehr wohl auch pragmatische Motive hatte. Ludwig Friedrich sei, so der Essener Pfarrer, nach „Solingen gekommen, um daselbst und in Elberfeld die fabriques zu sehen, um eine und die andere etwa in seinem Lande zu etabliren.“¹⁷¹ Für den Landesherrn einer kleinen, wirtschaftlich schwachen Grafschaft erscheint das völlig plausibel.

Wie die bergischen Frommen ihn aufgenommen hatten, hatte den Grafen dann offenbar selbst überrascht. Nicht ohne Gespür für Dramatik hatte er sich aber sofort gekonnt in Szene gesetzt. So hatte er bei seiner Verhaftung in Elberfeld demonstrativ mit einer Gegenverhaftung reagiert, das heißt, er hatte den das Kommando führenden Leutnant auf seinen Stand verwiesen und vom Pferd absteigen lassen. Auch der Amtsrichter hatte absteigen müssen und wurde „auf begehren des Grafen [...] zu Fuß als ein gefangener mit nach Düsseldorf“ geführt. Der Graf selbst

¹⁶⁹ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Martin Dober, 16. Dezember 1737: „[...] Unsere Brüder und Schwestern grüßen nebst mir Dich und die ganze Zeugenwolke [vgl. Hebräer 12,1] in Herrnhut [...] Wie stehts aber mit unserer Abrede? Ich meine, es sollten ein paar herrnhutsche Brüder hieher kommen und sich eine Zeitlang bei uns aufhalten, ob wir durch sie das Singen nach dem rechten Tone besser lernten. Du weißt, mein Bruder, was ich sagen will. Leiden es Deine Geschäfte, so beantworte mir doch folgende Fragen: 1. Wie fängts einer an, daß er nach der Vergebung seiner Sünden zur wahrhaftigen Zeugung und Geburt aus Gott kommt? 2. Woran weiß ich es, dass ich hungere und dürste nach der Gerechtigkeit, und was heißt es: ‚Sie sollen satt werden‘ [vgl. Matthäus 5,6] [...], und woran erkenne ich die Sättigung? 3. Was ist die Freiheit der Kinder Gottes [vgl. Römer 8,11-17][...], wie und wann kommt man dazu? 4. Was heißt: das Fleisch des Menschensohnes essen und sein Blut trinken [Johannes 6,53]? Wie und wann kommt man dazu? 5. Welches ist das Geschäft des Vaters, das Werk des Sohnes und das Amt des H[ei]l[igen] Geistes bei der Rechtfertigung eines armen Sünders? 6. Wie macht man es denn, dass man Tag und Nacht in einer Fassung bleibet, beständig vor dem lieben Heiland in Eingesunkenheit stehet und ihn immer vor Augen hat? Es ist mir viel daran gelegen, und ich wollte gern diese Sachen haben, und meine Seele verlanget danach. Du kannst dann freilich hiebei gedenken: ‚Bist Du ein Lehrer anderer und weißt das nicht?‘ [Johannes 3,10] [...] Es ist nun aber so, mein Bruder, je mehr mir die Augen geöffnet werden, je mehr sehe ich, wie wenig Einsicht und lebendige Erkenntnis ich in die Geheimnisse des wahren Christentums habe. Darüber ich freilich innigst gebeugt bin, aber ich schäme mich nicht, als ein Kind anzufangen und zu lernen. Sollte ich sagen, ich hätte nicht die geringste Einsicht in obige Sachen und keine Zubereitung dazu, so müßte ich die Gnade meines Erbarmers leugnen, aber der Genuß dieser Seligkeiten fehlt mir. Darum bitte ich Dich um gründliche Nachricht. Die Liebe, damit Du mir zugetan bist, wird Dich dazu dringen und antreiben [vgl. 2. Korinther 5,15] [...]“, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 225-230, Zitat S. 229.

¹⁷⁰ Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 370f.

¹⁷¹ Wie Anm. 154.

hingegen, ganz Herr von allerhöchstem Rang, hatte das Pferd des Leutnants bestiegen.¹⁷²

Kaum in Düsseldorf angelangt, war der Duisburger Pfarrer Johann Christoph Henke (1700–1780),¹⁷³ ein Vertrauter Tersteegens, nach Goebel dessen „Dutz- und Herzensfreund“,¹⁷⁴ bei Castell-Remlingen erschienen. Er gab sich als Sprecher einer Gruppe gebildeter Frommer, die den Grafen auf juristischem Wege unterstützen wollten; der jedoch hatte dies für unnötig gehalten. Auch hier schildert Schmid Sybel gegenüber wieder sehr eindrücklich:

„Der h[e]r[r] pastor Hencke hat den Grafen zu Düsseldorf im arrest besucht und weiß nicht gnug zu rühmen, wie sehr er durch deßen evangelischen zuspruch sey erwecket worden. Derselbe [Henke] hat ihm zugleich aus commission einiger bekümmerten freunde vorgetragen, weil der commissarius causae zu gleich der kläger wär, ob man denselben perhorresciren [mit Abscheu zurückweisen; ablehnen] und andere remedia juris [Rechtsmittel] vornehmen oder aber sich passive verhalten solle.

Darauf, schreibt pr[ediger] Hencke, habe ihm der Graf zur antwort gegeben: Bey antretung dieser reise bath ich den Heyland, mir eine gute reise lection [Herrnhuter Losung] zu geben, und fand in meinem N[eu]en T[estament] 1 Pet[rus] 2.[:] Denn dazu sejd ihr beruffen, sintemahl auch Christus gelitten V. 21.22.23.¹⁷⁵ Nach dieser meiner regul will ich gerne leyden, was Gott verhänget, und mich meiner gerechtsamen begeben, da ich sonst als ein regirender Reichs=Graf von niemandt als dem Kayser kan gerichtet werden. Er hoffe, die freunde und brüder würden auch bereit seyn zur verantwortung [gegen] jederman [vgl. 1. Petrus 3,15] etc.¹⁷⁶ Der richter habe ohn dem nicht mehr macht, als ihm von oben gegeben.“¹⁷⁷

Dass hinter dieser Initiative niemand anderes als Tersteegen selbst gestanden hat, darf als sicher gelten. Wie seine Briefe an Anna Maria Kohl

¹⁷² Ebd.

¹⁷³ Rosenkranz, Pfarrer (wie Anm. 41), S. 202. – Gruch, Pfarrerinnen (wie Anm. 40), S. 339 (Nr. 5106; Literatur).

¹⁷⁴ Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 394. Zu Tersteegens dichter Korrespondenz mit ihm vgl. Benrath, Tersteegen Briefe 2 (wie Anm. 83), S. 580 (Register). – Neeb, Blumenfeld (wie Anm. 128), S. 541 (Biogramm). Deutlich kritischer über ihn urteilt zur gleichen Zeit der aus Basel stammende Hieronymus Annoni (1697–1770), s. Johannes Burkardt [u.a.] (Hgg.), Dem rechten Glauben auf der Spur. Eine Bildungsreise durch das Elsaß, die Niederlande, Böhmen und Deutschland. Das Reisetagebuch des Hieronymus Annoni von 1736, Zürich 2006, hier S. 77f.: „[...] Dieser Mann von schlechtem Ansehen und cholerisch-melancholischem Temperament [...]“.

¹⁷⁵ 1. Petrus 2,21–22: Denn dazu seid ihr berufen, da auch Christus gelitten hat für euch und euch ein Vorbild hinterlassen, dass ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen; er, der keine Sünde getan hat und in dessen Mund sich kein Betrug fand; der nicht widerschmähte, als er geschmäht wurde, nicht drohte, als er litt, er stellte es aber dem anheim, der gerecht richtet.

¹⁷⁶ 1. Petrus 3,15: Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.

¹⁷⁷ Wie Anm. 154.

in Elberfeld (vom 28. September 1737) und an Gräfin Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1669–1738) auf Schloss Berleburg (vom 1. Oktober 1737) zeigen, war er nämlich nicht nur über alle Interna im Bilde. Er hatte auch bereits selbst an die in Düsseldorf Arrestierten geschrieben.

[An Anna Maria Kohl:] „[...] Daß die Brüder N. und N. nach D. gehohlt sind, war mir lieb, was umständlicher [darüber] zu vernehmen [nämlich aus einem Brief der in Elberfeld lebenden Empfängerin], wiewohl gestern auch ein paar Brüder mündlich mit mir davon gesprochen haben. Ich zweifle nicht, der HErr werde mit ihnen seyn, dann sie leyden gewiß um der Wahrheit und um des HErrn Sache willen: Ihre Freudigkeit hat mich erquickt, welche der HErr erhalten und gründen wolle nach seinem Gefallen und zu Verklärung seines Namens! Vorgestern habe ein kleines Brieflein an die arrestirte[n] Brüder geschrieben, weiß aber noch nicht, ob sie selbiges bekommen haben. Nur bekam gestern Abend von Bruder N. einen Gruß [...]. Ich solte zwar nicht meynen, daß dieser Arrest schwer seyn, oder lang mit ihnen währen wird; doch könnte hieraus Anlaß genommen werden, unser kleines Häuflein weiter zu unterdrücken, welches wir dem himmlischen Vater überlassen, ohne dessen Willen kein Härlein von unserm Haupte fallen kan [vgl. Matthäus 10,30]. Es mußte so was kommen, damit nicht die Kraft durch zu starcke Aufgähung verdürbe; jetzt wird [sie] sich präcipitiren [niederstürzen] auf den Grund, und also erhalten.“¹⁷⁸

[An Gräfin Hedwig Sophie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg:] „[...] P[ost]S[criptum], Es ist hier herum, und auch im bergischen seit etlichen Jahren so ziemliche erweckung bey verschiedenen [...] Vorigen freytag 14 tage, als den 13. 7ber kam der Herr Graff von Castel (der nach holland reisende uns im vorüber besuchen wollte) von Dusseldorf zu Solingen an, in meynung, folgenden tages wieder abzureisen. Die freunde aber hielten ihn auf. Er hielte 4 tage aneinander versamlung in eines luth[erischen] predigers behausung, der dem guten zugethan ist. Von dannen ward er nach Erberfelt [Elberfeld] geholt, so 3 stündges von dannen. Er redete da auch in der freunde versamlungen unter vielem zulauf der Menschen. In der Nacht aber den 20. und 21. dieses ward Er durch ein commando von ohngefehr 200. Churpfälztische troupen, nebst 3 dienern, die auch das gute lieben, und dem freund, bey dem Er logiret, nach Dusseldorf in Arrest gehohlt. Diß gab viel tumult. Die arrestirte aber waren und sind noch gantz freudig. Sie sitzen noch in einem Civil arrest, aber starck bewahret. Dieser arrest wird, dem ansehen nach, wol nicht lange währen, es scheint aber diß ein anlaß zu einer allgemeinen verfolgung oder wenigstens unterdruckung der Guten gemüter zu seyn; es wird stark inquiret und

¹⁷⁸ Brief: Gerhard Tersteegen in Mülheim an Anna Maria Kohl in Elberfeld, 28. September 1737, in: Benrath, Tersteegen Briefe 1 (wie Anm. 57), S. 377f. (Nr. 203), Zitat S. 377.

haupt für haupt müssen vor gericht erscheinen. Die Warheit wird doch siegen. Dieses in eil, zur nachricht. Es lebe Jesus, und segne uns! Amen.“¹⁷⁹

Wie sehr Tersteegen zumindest zeitweise gefürchtet hat und (wie die von Goebel ausgewerteten Prozessakten zeigen) auch fürchten musste,¹⁸⁰ dass sich die Angelegenheit des Grafen zu einer Verfolgung aller Frommen, vor allem aber seiner eigenen Freunde auswachsen könnte, zeigt sein Brief an die Brüder und Schwestern in Elberfeld vom 3. Oktober 1737.¹⁸¹ Er ist eine einzige Vermahnung zur Besonnenheit. Das erfahrene Leid (Verhaftung, Verhöre etc.) ist geduldig zu ertragen. Eben diese Botschaft vermitteln eindringlich dann auch der Vor- und der Nachspruch:

„Fürchte Dich nicht Du kleine Herde! Denn es ist eures Vatters Wolgefallen euch das Reich zu geben.¹⁸² [...] Armes Zion! Gott ist Dein Lohn, bleibe Du nur Ihm getreu: Sey geduldig, Leb unschuldig vor der Welt, und rede frey! Apost[el]gesch[ichte] Cap[itel] 4 und Cap[itel] 12.“¹⁸³

Etwa gleichzeitig schrieb Tersteegen aber auch nach Amsterdam, wo der Kaufmann Le Long¹⁸⁴ die noch von Zinzendorf selbst in Gang gebrachte Kollekte für Rehweiler verwaltete und natürlich lebhaft an Information darüber interessiert war, was mit dem in Düsseldorf arrestierten Grafen geschah. Zwar sind die Originalbriefe verloren, erhalten ist aber ein undatiertes Schreiben Tersteegens an den Freiherrn Adriaan Pauw, Herrn von Heemstede, Rietwijk und Rietwijkeroord (1672–1745)¹⁸⁵ in Amsterdam (wohl Anfang Oktober 1737), das sie bezeugt.¹⁸⁶

Wie Schmid an Sybel berichtete, war der Graf auf seiner Weiterreise nach Holland dann auch noch für ein paar Tage in Duisburg bei Henke eingekehrt. Er wohnte den von diesem geleiteten „privat=versammlungen“ bei, ergriff darin aber nicht mehr öffentlich das Wort. Erst am letzten Abend und im kleinen Kreise sprach er noch einmal über die Nachfolge Jesu: „Es ist ihm ein freude gewesen, gewürdiget worden zu seyn, um des nahmens jesu willen, einige schmach zu leyden.“¹⁸⁷ Anschließend ging

¹⁷⁹ Brief: Gerhard Tersteegen in Mülheim an Hedwig Sophie Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg auf Schloss Berleburg, 1. Oktober 1737, in: Benrath, Tersteegen Briefe 1 (wie Anm. 57), S. 378–381 (Nr. 204), Zitat S. 380.

¹⁸⁰ Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 390–393.

¹⁸¹ Brief: Gerhard Tersteegen in Mülheim an die Brüder und Schwestern in Elberfeld, 3. Oktober 1737, in: Benrath, Tersteegen Briefe 1 (wie Anm. 57), S. 381–384 (Nr. 205), die nachfolgenden Zitate S. 381 bzw. S. 383.

¹⁸² Vgl. Lukas 12,32.

¹⁸³ Vgl. Apostelgeschichte 4,29 und 12,11.

¹⁸⁴ Wie Anm. 34.

¹⁸⁵ Neeb, Blumenfeld (wie Anm. 128), S. 558 (Biogramm).

¹⁸⁶ Brief: Gerhard Tersteegen in Mülheim an Adriaan Pauw in Amsterdam. An del, Tersteegen Briefe (wie Anm. 90), S. 239f. (Nr. 152). Zu Pauw auch a.a.O., S. XV–XVIII.

¹⁸⁷ Wie Anm. 154.

Castell-Remlingen auf seine Kammer und ritzte „in ein glas am fenster“ die folgenden Worte:

„Gelobet sey die gnaden zeit,
in der auch ungeübte knaben
befehl und macht empfangen haben,
zu werben auff die ewigkeit.“¹⁸⁸

Hier oder wahrscheinlicher auf der Weiterreise in Mülheim ist es dann auch noch zu einer persönlichen Begegnung mit Tersteegen gekommen. Dies belegt ein am 21. März 1738 verfasster Brief Teerstegens an den gräflich Hachenburgischen Hofmarschall Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen (ca. 1686–1744),¹⁸⁹ einen Alchemisten und Radikalpietisten, der seit 1735 auf Schloss Hayn im Dorf Hainchen lebte.¹⁹⁰ Das Faktum selbst wird viele Jahrzehnte später aber auch noch durch Johann Merkens Chronik bezeugt.¹⁹¹

6. Die Rückreise

Anfang Januar 1738 war der Graf wieder im Rheinland. Wie sein Essener Kollege Konrad Schmid nur eine Woche später in einem zweiten Brief an Sybel schrieb, war er „aus Holland über Duißburg retourniret und vorige woche von dar über Düßeldorf nach F[rank]furt und ferner zu seiner Grafschaft abgereiset.“¹⁹²

Auch der Einspruch gegen seine aufsehenerregende Elberfelder Arrestierung, über die seinerzeit sogar in einer in Frankfurt (Main) erscheinenden französischsprachigen Zeitung berichtet worden war,¹⁹³ wurde

¹⁸⁸ Ebd.

¹⁸⁹ Vgl. zu ihm zuletzt Michael Knieriem/Johannes Burkardt, Die Gesellschaft der Kindheit Jesu-Genossen auf Schloß Hayn. Aus dem Nachlaß des von Fleischbein und Korrespondenzen von de Marsay, Prueschenk von Lindenhofen und Tersteegen 1734 bis 1742. Ein Beitrag zur Geschichte des Radikalpietismus im Sieger- und im Wittgensteiner Land, Hannover 2002 (Literatur).

¹⁹⁰ Brief: Gerhard Tersteegen in Mülheim an Karl Sigismund von Prueschenk auf Schloss Hayn bei Siegen, 21. März 1738: „[...] Er [der Graf] wollte in der retour Sie dort [auf Schloss Hayn bei Siegen] auch besuchen, wie Er zu mir sagte, Obs geschehen, weiß ich nicht [...]“ Benrath, Tersteegen Briefe 1 (wie Anm. 57), S. 401–403 (Nr. 218), Zitat S. 402. – Alterer Abdruck bei Knieriem/Burkardt, Gesellschaft (wie Anm. 189), S. 166f. (Nr. 18).

¹⁹¹ „Er [der Graf] hat sich dann über Duisburg nach Mülheim zu dem Herrn Tersteegen gewandt.“ Zitiert nach Knieriem, Zwei Briefe (wie Anm. 81), S. 13.

¹⁹² Brief: Konrad Schmid in Essen an Johann Nikolaus Sybel in Soest. Kopie von der Hand Sybels für Gotthilf August Francke in Halle, (10.?) 20. Januar 1738. AFSt Halle H C 635:7.

¹⁹³ Brief: Friedrich Maximilian de Lersner in Frankfurt (Main) an Johann Georg Hertel, 12. Oktober 1737: „Verwichene Woche finde ich den beygehenden Article in der Gazette [hierbei dürfte es sich um die in Frankfurt erschienene französischsprachige Zeitung L'Avant-Coureur handeln, die von 1734 bis 1752 von Franz Varrentrapp

noch verfolgt. Treibend war dabei aber nicht der Graf selbst, der sich, so Weigelt, seit Elberfeld „in der Gloriole eines Martyriums“¹⁹⁴ sah, sondern dessen Mutter. Der Familie war der Vorgang nämlich mehr als peinlich. Und wie der Graf erfahren hatte, hatte inzwischen auch Zinzendorf selbst die „bergisch affaire“ in seinem Umfeld „hönisch“ zu verspotten gewagt.¹⁹⁵

Während seines Aufenthalts in Henkes Haus in Duisburg hatte der Graf in großer Breite aus Holland berichtet. Dort hatte er angeblich einen Traktat des älteren Francke zum Druck befördert. Wie aus anderen Quellen bekannt ist, war er mit seinen eigentlichen Anliegen, der Kollekte für Rehweiler und seiner Werbung um die reiche Mademoiselle d’Orville, aber kaum vorangekommen. Hier machte sich wohl schon bemerkbar, dass ihn Zinzendorf nun nicht mehr protegierte.¹⁹⁶ Immerhin hatte ihn aber die Brüdergemeinde in Ijsselstein bei Utrecht, in die ihn Friedrich von Watteville (1700–1771),¹⁹⁷ der Jugendfreund Zinzendorfs und spätere Leiter der Verwaltung von Herrnhut, in Amsterdam eingeladen hatte, äußerst freundlich aufgenommen.¹⁹⁸ Die Gemeinde setzte sich auch später noch beharrlich für eine Aussöhnung mit Zinzendorf ein.¹⁹⁹

herausgegeben wurde], welcher mich ungemein frappiret. Ich weiß zwar wohl, daß die Frömmigkeit der Grund und die essentiellste aller Tugenden ist, bin auch nicht gesetzt, meines Nächsten Thun zu untersuchen. Ich kan mich jedoch nicht entbrechen, aus warhafter aufrichtiger Affection [Zuneigung] für den Herren Grafen die Reflexion zu machen, daß dergleichen violente Demarches ausser seinem Beruff grosses Auffsehen in der Welt machen werden, zugeschweygen, was der dänische Hoff vermuthlich dazu sagen dürffte.“ Am 27. Oktober schreibt er dann in einem weiteren Brief an Hertel: „Indessen habe ich den Varentrap zu mir kommen lassen und ihn über den Article seiner Gazette befragt, worauf er mir den Brief in originali, jedoch tecto nomine [unter Verschweigung des Absenders], gezeiget, in welchem ich viele ridicule und scandaleuse Umstände, die ich aus wahrer Consideration für den Herren Grafen nicht repetiren mag, und welche Varentrap selbst supprimiret [in seinem Artikel übergeht], gefunden. Ich habe auch noch mehrere Briefe hier gesehen, daß Illustrissimus [der Graf] im Feld und auf den Gaßen geprediget [...].“ Zitiert nach Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 36 Anm. 8.

¹⁹⁴ A.a.O., S. 36.

¹⁹⁵ Brief: Ludwig Friedrich Graf von Castell-Remlingen in Rehweiler an Graf Heinrich XXIX. von Reuß-Ebersdorf auf Schloss Ebersdorf. Verloren. Hier zitiert nach Weigelt, a.a.O., S. 36 Anm. 9.

¹⁹⁶ A.a.O., S. 31-33 und S. 36f.

¹⁹⁷ Vgl. zu ihm Unitätsarchiv Herrnhut/Paul Peuker (Hgg.), Graf ohne Grenzen. Leben und Werk von Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Ausstellung im Völkerkundemuseum Herrnhut, Außenstelle des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden und im Heimatmuseum der Stadt Herrnhut vom 26. Mai 2000 bis zum 7. Januar 2001, Herrnhut 2000, S. 214 (Register).

¹⁹⁸ Briefe: Friedrich von Watteville in Ijsselstein an Gräfin Erdmuthe Dorothea von Zinzendorf in Herrnhut, 9. November 1737: „[...] Wir haben den Grafen Castell seit Montags hier bey uns. Ich fand ihn zu Amsterdam und bin mit ihm her [nach Ijsselstein] gekommen. Ich find ihn gantz anders als er vor diesem gewesen! Sein Arrest hat ihm, wie er selbst sagt, großen Nutzen geschaffen und ihn in einen gantz neuen Periodum seines Jnnren versetzt. Es scheineth auch, er habe mehr Neigung als

„Von Holland hat er gesagt, daß er [dort] viele fromme sehlen angetrofen, aber bedauert, daß sie Christum noch nicht wohl kenneten, wie er für uns dahin gegeben sey, und daher bewogen worden, ihnen des sehl[igen] he[rr]n prof[essoris] Francke tractätlein, der glaubens=weg genannt, drucken zu lassen in Amsterdam, welches aber in wenigen tagen so begierig weg gerißten worden, daß ers zum zweytenmahl in holländischer sprache und wiederüm über wenige tage bey abermahligen abgange zum drittenmahl in teütscher und holländischer sprache zu gleich drucken laßsen.“²⁰⁰

Bei dem genannten „tractätlein“ dürfte es sich um Franckes Schrift „Der heilige und sichere Glaubens=Weg eines evangelischen Christen“ (Halle 1708 und öfter), eine Teilausgabe von Franckes „Bekänntniß eines Christen“ (erstmalig Halle 1699) gehandelt haben. Franckes damals schon klassischer, das Bekehrungsmodell Halles propagierender Text wurde von Castell-Remlingen damals also wohl als wegweisend betrachtet (vielleicht, weil er auch in seiner eigenen religiösen Biographie eine Rolle gespielt hatte?²⁰¹) und daher offenbar ohne jeden Vorbehalt verbreitet.

Was Schmid in seinem Brief an Sybel berichtete, stammte, so er selbst, von Essener Freunden, die den Grafen in Duisburg besucht hatten. Auch sie hatten sich dem Charme des hohen Herren nicht entziehen können:

„[Sie] wissen nicht gnug von ihm zu sagen, wie alles an ihm lebe in der liebe Jesu. Bey den geringsten brüdern, die Gott fürchten, sey er so familiar, als wenn er noch geringer als wie sie wäre, dahingegen bey weltlichen stands=personen wüste er wohl seinen rang zu observiren.“²⁰²

Und auch Schmid selbst zeigte sich begeistert:

„Ich gedenke daran, daß der h[err] Jesus mit den zölnern und sündern sich gemein machte, hingegen bey den stoltzen pharisäern nicht niederträchtig sich bezeiget etc.“²⁰³

Die Demutsattitüde des ansonsten so standesbewussten Grafen hatte also einmal mehr Wirkung gezeigt. Kaum zufällig setzen um diese Zeit dann

zuvor gegen unser theure Mutter-Gemeine [Herrnhut] und ihren lieben Vorsteher [Zinzendorf]. Sein Grund ist sehr einfältig und lauter und seine Einsichten ins Creutz-Reich [sind] gantz vollkommen mit denen unsrigen überein[stimmend]. Er ist ein Zeuge Jesu und hat Segen, wo er hinkomt. Sein Aufenthalt zu Amsterdam ist auch gantz nützlich gewesen. Manche von unsren Brüdern und Schwestern hatten sich vor ihm gefürchtet, daß er uns würde Schaden thun und Verwirrung machen, das ist aber nicht [...] Es gefällt ihm wohl bey uns und [er] kriegt mehr Einsicht in den Gemeinen Sinn, welches ihm gantz nützlich ist [...].“ Friedrich von Wateville in Ijsselstein an Gräfin Erdmuthe Dorothea von Zinzendorf in Herrnhut, 21. Dezember 1737: „[...] Der Graf von Castell ist vorgestern wieder von hier abgereißt und [hat] einen sehr guten Geruch hinter sich gelaßen [...].“ Zitiert nach Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 37 Anm. 12.

¹⁹⁹ A. a. O., S. 36f. Anm. 13.

²⁰⁰ Wie Anm. 192.

²⁰¹ Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 45f. (mit Anm. 70).

²⁰² Wie Anm. 192.

²⁰³ Ebd.

auch Castell-Remlingens Briefkontakte zu Tersteegen ein. Erhalten sind fast 30 Briefe aus der Zeit von Januar 1738 bis Februar 1744.²⁰⁴

7. Der ferne Apostel

In Solingen selbst, wo man eigentlich fest mit ihm rechnete,²⁰⁵ war der Graf von Castell nicht mehr erschienen. Wie Forstmann am 14. März 1738 in einem weiteren Brief an Sybel meldete, war die dortige Erweckung aber keineswegs abgeklungen:

„Daß in unserm Sollingen täglich wunder der gnaden Gottes geschehen, leuchtet nun iederman in die augen. Daß leute, die 50 jahre dem Teufel und der sünde gedienet haben, gantz geändert und gründlich bekehret werden, ist nichts neues mehr. Die Reformierten haben in der stad und auf dem lande ihre versamlung auch angefangen, und [sie] kommen mit 200 bis 300 personen auf einmahl zusammen, sich untereinander zu erbauen, wenigstens 2 biß 3 mahl in der wochen. Die prediger kommen zwarn nicht hinzu, sind aber doch stille. Die, so insgemein den vortrag thun, sind zwey kaufleuthe und 1 schmid, heißen Kattenberg,²⁰⁶ Schmitz²⁰⁷ und Holferscheid.²⁰⁸

Gantze partheyen von beyden religionen [lutherische und reformierte Christen] kommen zu mir und fragen: Wie sie es denn nun anfangen sollen, daß sie ihre seelen retten, beklagen, daß sie mich so oft gelästert und so viel böses von mir ausgesprenget. 4 biß 25 Jahre gewesene Separatisten gehen alle wieder zur kirchen und zum abendmahl, und [es] ist hirselbst fast dahin gekommen, daß die, so kein wahre christen werden wollen, sich fast schämen müßen. So gar werden die wirthe bekehret und in ihren häusern an statt der saufgelage nun versamlungen gehalten, und dazu sagt biß diese stunde kein mensch was. Gott gebühret allein die ehre, der in den schwachen mächtig ist [vgl. 2. Korinther 12,9] etc. etc.“²⁰⁹

Die Solinger Erweckung hatte inzwischen also die konfessionellen Schranken übersprungen. Sie wurde von Laien getragen und auch von

²⁰⁴ Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 35f. Anm. 4.

²⁰⁵ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 16. Dezember 1737: „[...] Der H[err] Graf von Castell ist, wie das Gerücht gehet, auf seiner Rückreise von Holland begriffen und wird hier und zu Elberfeld wieder vermutet [...]“, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 273f. (Nr. 4), Zitat S. 274.

²⁰⁶ Peter Katterberg. Vgl. zu ihm Neeb, Familien Schmitz (wie Anm. 86), S. 7.

²⁰⁷ Wie Anm. 86.

²⁰⁸ Wohl der Uhrmacher Johann Wilhelm Holverscheid(t) († 1782). Vgl. zu ihm Benrath, Tersteegen Briefe 2 (wie Anm. 83), S. 581 (Register). Zur Familie Neeb, Blumenfeld (wie Anm. 128), S. 543f. (Biogramme).

²⁰⁹ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Johann Nikolaus Sybel in Soest. Kopie von der Hand Sybels für Gotthilf August Francke in Halle („Extract [eines] briefes vom 14 martij 1738 aus Sollingen“), 14. März 1738. AFSt Halle H C 635:12.

den reformierten Pfarrern toleriert. Man kam zu Forstmann und bat ihn um Rat. Selbst einige Separatisten nahmen inzwischen wieder am Gottesdienst teil. Das Wirken Dobers war also nicht fruchtlos gewesen. In den Wirtshäusern fanden Erbauungsstunden statt.

Aber auch die Außenbeziehungen hatten nicht gelitten: Weiterhin liefen Briefpakete aus Herrnhut bei Forstmann ein.²¹⁰ Auch der Graf von Castell hatte an ihn geschrieben.²¹¹ Wie Forstmann wusste, hatte er Henke in Duisburg die – wenig attraktive – Hofpredigerstelle in Rehweiler angeboten. Der jedoch hatte abgelehnt.²¹²

Als Anlage zum Schreiben an Sybel folgte dann in Kopie jener Brief, den der Graf Anfang Februar 1738 aus Rehweiler an Forstmann und dessen Gemeinde gerichtet hatte.²¹³ Es war ein Dokument schwärmerischer Begeisterung: Der Graf goss schwungvoll Öl ins Feuer, vertrat aber zugleich auch sehr massiv den Anspruch, der Vater der Solinger Erweckung zu sein. Schon der Vorspruch war dramatisch:

„Lamm und haupt, es sey geglaubt,
all[e]s sey auf die gnad gewagt,
gar nichts sehn und kindlich flehn
und danken [dem,] ders zugesagt.
Das ist deiner leute stärck,
das ist auch meiner tage werck,
daß ich auf der gnade steh,
wenn ich nicht weis, wo ich geh.“²¹⁴

Der (wie der Graf vermutlich wusste) von Jugend auf von Anfechtungen heimgesuchte Forstmann wurde nachdrücklich ermahnt:

„In Christo sehr innig geliebter bruder! Noch bleibts dabey: Nichts als creutz, nichts als sieg steht im panier! Wohl uns, die wir zu der selhigen gemeinschaft des creutzes und todes Jesu Christi berufen sind! Hallelujah!

²¹⁰ Ebd.: „Den 30. jan[uaris 1738] erhielte [ich = Forstmann] ein paquet briefe von Herrenhut.“

²¹¹ Ebd.: „Den 14. febr[uaris 1738] habe [ich] ein schreiben vom he[rrn] Grafen von Castel erbrochen [dazu Sybel für Francke: davon Copia hiebey gehet].“

²¹² Wie Weigelt gezeigt hat, standen der Graf und Henke allerdings auch danach noch viele Jahre lang in regem Kontakt. Aus ihrer damaligen Korrespondenz erhalten sind insgesamt 36 Briefe. Sie stammen aus der Zeit zwischen dem 12. Januar 1738 und dem 3. November 1744. Dazu kommen mehrere Schreiben aus den 1760er Jahren. Und 1769 war es dann auch wieder Henke, den der Graf von Castell um Mitteilung näherer Einzelheiten über den ihm bekanntgewordenen Tod Tersteegens (3. April 1769) bat. Der Duisburger Pfarrer hat ihm ausführlich geantwortet und eine Kopie von Tersteegens letztem Brief (23. März 1769) beigelegt. Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 36 Anm. 5. Vgl. dazu auch bereits Goebel, Geschichte (wie Anm. 2), S. 368.

²¹³ Brief: Ludwig Friedrich Graf zu Castell-Remlingen in Rehweiler an Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen (nach einer Kopie von der Hand Forstmanns für Sybel). Kopie von der Hand Sybels für Gotthilf August Francke in Halle, 3. Februar 1738. AFSi Halle H C 635:13.

²¹⁴ Ebd.

Triumph, Victoria! [...] Fahren sie fort, lieber bruder, dringen sie immer tiefer in das hertz Jesu. Laßen sie sein evangelium ihr einiges studium seyn. Probirn sie die euangelische arzneyen erst an ihrem eignen hertzen. Laßen sie sich vom Heylande selbst lehren, dann gehen sie und sagen in ihrer gemeine auf, practiciren sie, wie sie sichs einmahl vorgenommen, ihre predigten auf den knien zu meditirn. Der Herr hat sie schon legitimiret, aber es ist noch nicht zeit, zufrieden zu seyn. Man ist doch bey seinem looß nicht frölig, bis eine menge von sehlen sehlig. Es müße in Solingen keiner überbleiben, zum wenigsten unter ihrer gemeine, der nicht dem Heylande ewige treue schwöre!²¹⁵

Anschließend wandte sich der Graf dann an die Solinger Gemeinde. Sie stand, so sah er es, nicht nur bei ihm, sondern auch beim Heiland selbst im Wort:

„Ich grüße alle brüder und schwestern hertzlich. Ich erinnere sie an alle [!] das versprechen, das sie mir vor dem angesicht Gottes und unsers Heylandes Jesu Christi im bey seyn vieler menschen freywillig mit handreichen gelobet, ewig des Heylandes zu seyn und sich mit Gott versöhnen zu laßen.²¹⁶ Ich habe es nicht vergeßen. Ich werde es auch nicht vergeßen, wie viel weniger wird es der Heyland vergeßen. Wie wird er sich nach manchem umsehen, der ihm sein wort noch nicht gehalten, der noch sich selber lebt, der sich noch nicht wil versöhnen laßen, sondern sein tückisches, böses hertz behalten wil.“²¹⁷

Im Fortgang des Briefes wurden die Deutungsmuster dann immer massiver:

„Der Heyland hat es nicht um meinetwillen geschehen lassen, daß ich bin zum schauspiel worden, allen menschen.²¹⁸ Ich bins nicht würdig gewesen, sondern um euretwillen. O, ihr Solinger, daß ihr daran gedenken sollt, was ihr zugesagt. Machet doch meinem Heylande die freude, haltet ihm eure zusage, bezahlet ihm eure gelübde²¹⁹.“²²⁰

Das Fortschreiten der Solinger auf dem Weg ihrer durch sein Geschick in Gang gebrachten Erweckung war von größter Bedeutung:

„Ich kan nicht sagen, daß ich gantz uninteressiret hierinnen bin, denn wer ist das siegel und die crone meiner reise?²²¹ Seyd nicht auch ihrs? Ihr seydt unsere crone und freude!²²² O, wie werde ich mich freuen, wenn ich nun viele, und, warum nicht, alle einmahl dorten fur dem thron des men-

²¹⁵ Ebd.

²¹⁶ Vgl. 2. Korinther 5,20.

²¹⁷ Wie Anm. 213.

²¹⁸ Vgl. 1. Korinther 4,9.

²¹⁹ Vgl. Hiob 22,27; Psalm 22,26; 50,14; 61,9; 65,2; 116,14; Sprüche 7,14; Jona 2,10 und Nahum 2,1.

²²⁰ Wie Anm. 213.

²²¹ Vgl. 1. Thessalonicher 2,19.

²²² Vgl. Philipper 4,1.

schen=sohnes²²³ umfaßen [kann], und wir uns einander über unser cronen freuen werden, welche mir der Herr, der gerechte richter geben wird, nicht mir aber allein, sondern euch allen, so viel eurer sein erscheinung lieb haben²²⁴.²²⁵

Forstmann, so der Graf, sollte ihm daher auch unbedingt häufig und gründlich berichten:

„Mein lieber gehülfe [Forstmann]! Schreiben sie mir doch! *Ihr kinder des höchsten*,²²⁶ wie stehts um die liebe? Folgt ihr noch dem wahren vereini-gungs=triebe? Bleibt ihr auch im bande der einigkeit²²⁷ stehen? Ist keine zertren-nung der geister²²⁸ geschehen?²²⁹ Wandelt ihr auch würdiglich dem ewange-lio?²³⁰ Ihr starcken, traget ihr die schwachen?²³¹ Ihr schwachen, wolt ihr nicht getragen seyn? Ihr vätter, sincket ihr immer tieffer zu grunde, und gehet euer sinn immer zu mehrerer ähnlichkeit mit dem bilde, das uns auf dem berge gezeigt ist?²³² Ihr jünglinge, ihr munteren streiter, muß der feind auch in euch des schlangentretters²³³ krafft spüren? Habt ihr die fer-sen=stiche getan, weils kopfzersplittern darauf setzt? Greift ihr den feind in seinem lager an, damit ihr ihm den vorteil des angriffs entreißt? Wie stehts um die wafen=rüstung?²³⁴ Habt ihr guten hang²³⁵ bey dem schwerd

²²³ Vgl. Offenbarung 19,4.

²²⁴ 2. Timotheus 4,8.

²²⁵ Wie Anm. 213.

²²⁶ Vgl. Psalm 82,6.

²²⁷ Vgl. Epheser 4,3.

²²⁸ Vgl. Galater 5,16-20.

²²⁹ Zitat aus dem Lied „Ihr Kinder des Höchsten, wie steht's um die Liebe?“ von Christian Andreas Bernstein († 1699) aus dem Freylinghausenschen Gesangbuch von 1704, hier Strophe 1. Albert Friedrich Wilhelm Fischer, Kirchenliederlexikon. Hymnologisch-literarische Nachweisungen über ca. 4500 der wichtigsten und verbreitetsten Kirchenlieder aller Zeiten in alphabetischer Folge nebst einer Übersicht der Liederdichter, Gotha 1878 (Nachdruck: Olms 1967), hier Band 1, S. 403, sowie Band 2, S. 429 (Dichter).

²³⁰ Vgl. Philipper 1,27; Kolosser 1,10; 1. Thessalonicher 2,12.

²³¹ Vgl. Römer 15,1.

²³² Vgl. Exodus 25,8f.

²³³ Vgl. 1. Mose 3,16.

²³⁴ Vgl. Epheser 6,10-18.

²³⁵ Wehrgehänge?

des geistes?²³⁶ Ihr verstehtet ja, was gute clingen sind.²³⁷ Hält der helm des heyls²³⁸ den kopf verwahrt? Ist der glaubens=harnisch schuß frey? Und sie meine brüder? Sind sie an [den] beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das evangelium des friedens?²³⁹ Ihr kinder, saugtet ihr [die] milch der gnaden?²⁴⁰ Nehmet ihr immer zu an dem werck des Herren?²⁴¹ Wißet, eure arbeit ist nicht vergeblich in dem herrn^{242!243}

Der Nachspann des Schreibens machte die quasipaulinische Attitüde – die sich daneben aber auch geschickt im Liedgut Halles bedient hatte („Ihr Kinder des Höchsten, wie steht’s um die Liebe“; Christian Andreas Bernstein) – dann komplett. Der ferne Apostel grüßte die von ihm begründete Solinger Erweckungsgemeinde:

„Mein lieber bruder in dem herrn! Ich grüße von hertzen ihre liebe frau. Meine brüder grüßen sie alle hertzlich, sowohl die, so mit mir gewesen, als auch die hiesigen. Grüßen sie die brüder Katternberg,²⁴⁴ Schmitz, Kär-scher [Kürschner,²⁴⁵ sie waren die Männer gewesen, die am 23. September durch den Richter Helling verhört worden waren²⁴⁶], den krancken schneider, bey dem ich war, den chirurgum,²⁴⁷ die ledigen brüder, die muntere braut Christi, so euer magd war, kurz alle, die dem Herrn Jesu unverrückt anhangen und ihn lieb haben, welcher ist Gott über alles, hochgelobet in ewigkeit. Ich grüße auch die brüder in [Textlücke] Kierspel,²⁴⁸ Dombach,²⁴⁹ Mülheim an der Rhur und in ihrer gantzen nachbahr-schafft.“²⁵⁰

Und natürlich hatte sich auch im fernen Rehweiler, der abgelegenen Residenz des fränkischen Apostel-Grafen, inzwischen Wunderbares getan:

„Hier hat sich die gnade ungemeyn mächtig bewiesen. Es ist eine ungemeyne erweckung unter jungen und alten, sonderlich sind über 20 kinder von der gnade ergriffen, Halleluja! und das alles in meiner abwesenheit,

²³⁶ Epheser 6,17.

²³⁷ Der Brief richtet sich an die Solinger. Die Klingen- und Messerherstellung zählte hier zu den wichtigsten Erwerbstätigkeiten.

²³⁸ Epheser 6,17.

²³⁹ Epheser 6,15.

²⁴⁰ Vgl. 1. Korinther 3,2; 9,7; 1. Petrus 2,2 und Hebräer 5,12.

²⁴¹ Vgl. 1. Korinther 15,58.

²⁴² Ebd.

²⁴³ Wie Anm. 213.

²⁴⁴ Vgl. zu ihm Neeb, Familien Schmitz (wie Anm. 86), S. 6f.

²⁴⁵ Vgl. ebd.

²⁴⁶ Wie Anm. 132.

²⁴⁷ Der Messerschleifer und Chirurg Hendrich Weck (* 1682). Wie Anm. 128.

²⁴⁸ Bei Bergisch Gladbach.

²⁴⁹ In Bergisch Gladbach (Alte Papiermühle; heute Technikmuseum).

²⁵⁰ Wie Anm. 213.

so daß wir gegen einander singen müssen: Der Herr hat großes an uns gethan! Der Herr hat großes an ihnen gethan! des sind wir frölich²⁵¹ „²⁵²

Tatsächlich erlebte das pietistische Gemeinwesen in Rehweiler dann auch eine – allerdings nur kurze – Blüte.²⁵³

8. Rückblick und Ausblick

Sechs ungewöhnliche Quellenstücke! Was sie an Aufschlüssen gewähren, ist selten – und das nicht nur für die Region!

Man gewinnt hier erstens sehr präzise Einblicke in die Genese, den Charakter und den Verlauf einer herrnhutisch geprägten Erweckung der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Man sieht hier aber zweitens auch, wie derartige Vorgänge in den Netzwerken des rheinisch-westfälischen Pietismus (und zwar in dessen ganzer, hoch eindrücklicher Breite) kommuniziert wurden. Das Bild der Region (Rheinland und Westfalen) gewinnt an dieser Stelle doch mit einem Mal viel klarere Konturen – wer wirkte hier nicht alles mit, neben und manchmal auch gegeneinander: Hallenser, Herrnhuter, Tersteegenianer, Separatisten, Dippelschüler und Ellerianer. Und drittens ist das Ganze ein Beleg für das wache, durchaus auch investigative Interesse des späten Hallischen Pietismus an der inneren und äußeren Entwicklung der mit ihm konkurrierenden Herrnhuter Brüdergemeine.

Die rheinisch-westfälische Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte des 18. Jahrhunderts mag in diesem Lichte zunächst fremd, ja teilweise sogar skurril erscheinen. Dass solches war und geschehen ist, hat im kollektiven, auch geistlichen Gedächtnis unserer Kirchen aber wohl doch viel tiefere Spuren hinterlassen, als uns das heute zumeist bewusst ist. Die rheinisch-westfälischen Erweckungen des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts waren eben doch nicht ohne Vorläufer – um von Parallelen in der eigenen Gegenwart einmal abzusehen.

Auch für die unmittelbar Beteiligten dürften die Vorgänge dauerhaft prägend gewesen sein, und zwar gleichgültig, wie sich ihr Verhältnis zur Brüdergemeine in der Folge entwickelte.

Forstmann, durch Dober stabilisiert und mittlerweile Vater eines Söhnchens mit dem Namen „Caspari“²⁵⁴, erlebte schon bald die Erfüllung eines langgehegten Wunsches: Am 31. Mai 1738 stand endlich Zinzendorf

²⁵¹ Psalm 126,3.

²⁵² Wie Anm. 213.

²⁵³ Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 37-39.

²⁵⁴ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Polykarp Müller in Herrnhut, 30. Oktober 1741, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 233f. (Nr. 3), hier S. 234.

selbst vor ihm und übernachtete sogar in seinem Haus. Als der Graf am nächsten Tag weiterreiste, begleitete ihn der Solinger Pfarrer zunächst zu Fuß und, da er sich nicht von ihm trennen konnte, anschließend auch noch in der Postkutsche bis nach Marienborn bei Büdingen in der Wetterau.²⁵⁵ Die „Bergische Affäre“²⁵⁶ um den Grafen von Castell wurde ihm von Zinzendorf offenkundig nicht nachgetragen. Forstmann galt hier auch weiterhin als Hoffnungsträger. Bei der Regierung in Düsseldorf waren die Verwicklungen von 1737 allerdings auch noch 1740 unvergessen.²⁵⁷

In der Brüdergemeinde war Forstmann in der Folgezeit so hoch geachtet, dass ihm August Gottlieb Spangenberg (1704–1792)²⁵⁸ im November 1741 das Pfarramt der deutschen Savoy-Gemeinde in London anbot. Forstmann sah sich geehrt.²⁵⁹ Nachdem er Anfang Januar 1742 tatsächlich nach London gereist war, zerschlug sich die Sache aber wieder.²⁶⁰

Forstmans Ausstrahlung als Prediger war beachtlich.²⁶¹ Das blieb auch nach 1744 so, als er Zinzendorf dessen Kritik an seinem ungeschickten Auftreten in der Amsterdamer Gemeinde (der Vorgang ist nicht ganz klar) nicht verzeihen konnte und fortan in einer jahrelangen, auch von ihm selbst als schmerzlich empfundenen, verletzten Distanziertheit zu Herrnhut verharnte.²⁶² Noch Johann Georg Hamann (1730–1788),²⁶³ der

²⁵⁵ Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 257.

²⁵⁶ Wie Anm. 195.

²⁵⁷ Brief: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, 7. September 1740: „[...] Mit der Inquisition wegen des H[errn] Grafen von Castell und meinen Versammlungen geht's scharf und stark fort [...]“, in: Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 280.

²⁵⁸ Dietrich Meyer, [Art.] Spangenberg, August Gottlieb, in: RGG⁴ 7 (2004), Sp. 1535f. (Literatur).

²⁵⁹ Briefe: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Polykarp Müller in Herrnhut, 11. Dezember 1741, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 235f. (Nr. 4) – Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an August Gottlieb Spangenberg in London, 15. Dezember 1741. Zitiert nach Wotschke, Westfälischer Pietismus (wie Anm. 42), S. 57 Anm. 25. – Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Polykarp Müller in Herrnhut, 17. März 1742, in: Wotschke, Briefe (wie Anm. 42), S. 236–238 (Nr. 5).

²⁶⁰ Johann Hüffel in Solingen an N.N., 17. Februar 1742: „[...] Als ich hierher kam, traf ich unseren lieben Br[üder] Forstmann unvermutet an, der den 12. schon wieder aus London zurückgekommen war [...]“. Zitiert nach Wotschke, Westfälischer Pietismus (wie Anm. 42), S. 65f.

²⁶¹ Nach den ersten, noch ganz vorläufigen Betrachtungen Schunkes von 1949 (vgl. dazu Schunke, Beziehungen [wie Anm. 42], S. 18–21) bedürfte es hier wohl dringend einer neuen Untersuchung.

²⁶² Briefe: Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf in Marienborn an Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen, 21. Juli 1744. Wotschke, Briefwechsel (wie Anm. 42), S. 284 (Nr. 1). – Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen an Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf in Marienborn, 24. August 1744, in: a.a.O., S. 282–284 (Nr. 10). – Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf in Marienborn an Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen, 31. August 1744, in: a.a.O., S. 284f. (Nr. 2).

²⁶³ Ulrich Moustakas, [Art.] Hamann, Johann Georg, in: RGG⁴ 3 (2000), Sp. 1396f. (Literatur).

bekannte Königsberger Aufklärungsgegner und „Magus des Nordens“, pries Forstmanns Predigtgabe:

„Ich kenne keinen größern Redner unter den Neuern. Kein Wunder! Was sind die Angelegenheiten eines Demosthenes und Cicero gegen das Amt eines Evangelisten, eines Engels, der nichts weniger und nichts mehr seinen Zuhörern zu sagen weiß, als: Lasset euch versöhnen mit Gott [vgl. 2. Korinther 5,20], und sie mit der Liebe, mit der Gewalt, mit der Niedrigkeit dazu vermahnt, als wenn er Christus selbst wäre?“²⁶⁴

Der Graf zu Castell-Remlingen ging eigene Wege. Der Kontakt zu Tersteegen war zunächst noch rege (26 Briefe aus der Zeit zwischen dem 24. Januar 1738 und dem 29. Februar 1744; 16 von Castell; zehn von Tersteegen,²⁶⁵ davon keiner [!] in der wissenschaftlichen Briefausgabe²⁶⁶), schief aber später wohl ein.²⁶⁷

Bei den radikalen Pietisten war das Urteil über ihn zumeist ein negatives. So heißt es etwa in einem ansonsten alchemistischen Brief Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofens auf Schloss Hayn bei Siegen an den Arzt und Naturforscher Dr. Johann Christian Senckenberg (1707–1772) in Frankfurt (Main) vom 27. März 1738:

„Man hat Nachricht, daß der graf von Castell im Klevischen u[nd] Bergischen großen Zulauf bekommen [hat]. Die Seelen aber, die mehrere Erfahrung besitzen, sehen wohl, daß es bei dem guten Grafen nichts Reelles [...] [sein] darf.“²⁶⁸

Mit dem Niedergang des Hallischen Pietismus in der Mitte des 18. Jahrhunderts veränderte sich die Landschaft dann bald merklich. Die Frömmigkeit wurde stiller und eine Sache kleiner Kreise. Auch Sybel, der Sammler der hier vorgestellten Aktenstücke, hat das erfahren. Als er 1759, mitten im Siebenjährigen Krieg (1756–1763), starb, waren die Freunde Halles in Soest auf ein kleines Häuflein von Missionsfreunden zusammengeschumpft. Sie lasen, was man ihnen aus Halle (Saale) zusandte, und sammelten unverdrossen für die Hallische Mission im indischen

²⁶⁴ Friedrich von Roth (Hg.), Johann Georg Hamann's Schriften (8 Bände), Berlin 1821–1843, hier Band 1, S. 399f. und S. 416. Kaum untersucht ist bislang aber auch Forstmanns literarische Produktion. Sie war beachtlich; vgl. dazu Forstmann, Denkmale (wie Anm. 42), S. 31.

²⁶⁵ Weigelt, Beziehungen (wie Anm. 3), S. 35f. Anm. 4.

²⁶⁶ Benrath, Tersteegen Briefe 2 (wie Anm. 83), S. 578 (Register).

²⁶⁷ Brief: Gerhard Tersteegen in Mülheim an Johann Schmitz in Solingen, 14. Oktober 1751: „[...] Vom Castel habe heut auch so ein briefl[ein] mit mehreren bekommen, ich weiß wenig oder nichts darin zu tun [...].“, in: Benrath, Tersteegen Briefe 2 (wie Anm. 83), S. 187f. (Nr. 480), Zitat S. 187.

²⁶⁸ Brief: Karl Sigismund Prueschenk von Lindenhofen auf Schloss Hayn an Dr. Johann Christian Senckenberg in Frankfurt (Main), 27. März 1738, in: Knieriem/Burkardt, Kindheit Jesu-Genossen (wie Anm. 189), S. 172f. (Nr. 20), Zitat S. 173.

Trankebar oder die durch Samuel Urlsperger (1685–1772)²⁶⁹ geprägten deutschen Gemeinden jenseits des Atlantik (Ebenezer [Georgia]).

Offen pietistische Positionen vertraten damals in der Grafschaft Mark eigentlich nur noch die Herrnhuter. Der letzte Hinweis auf Sybel findet sich dann bezeichnenderweise auch in einem Bericht, den der herrnhutische Diasporaarbeiter Johann Heinrich Ernst 1764 über einen Besuch in Soest erstattet hat. Hier heißt es:

„In Soest dagegen besteht ein kleines Häuflein schon seit Jahren, um das sich einer der Pastoren gekümmert hat, der aber inzwischen gestorben ist. Derselbe hatte den Heiland lieb und hat sich auch der Seelen angenommen. Von den jetzigen acht lutherischen Pastoren kann er [Ernst] nur bezeugen, daß allen das ‚Wort von Jesu Todesgang‘ fremd ist.“²⁷⁰

Anhang

Gedicht des Kaufmanns Conrad Adolf Caspary aus Elberfeld

Quelle: Johann Gangolf Wilhelm Forstmann in Solingen. Kopie von der Hand Sybels für Gotthilf August Francke in Halle (Blatt am linken Rand beschnitten). Verfasst vor dem 16. Oktober 1737 (dem Tag der Entlassung Casparys). AFSt Halle H C 635:10.

Ein lied, welches freund Caspari in Düßeldorf im gefängniß auß dem guten schatz seines hertzens hervor gebracht.

Der nahme des Herrn ist ein festes schloß etc.
Mel[odie]. Jesu, meines lebens leben.

1. [D]u, name meines herren,
in dich will ich fliehen ein,
[d]iß kan mir kein teuffel wehren,
hierin kan ich sicher sein,
[ko]mt gleich alle macht der höllen,
hierin kan sie mich nicht fällen,
[k]ommen stürme auf mich zu,
hierin hab ich gute ruh.

²⁶⁹ Horst Weigelt, [Art.] Urlsperger, Samuel, in: RGG⁴ 8 (2005), Sp. 831f. (Literatur).

²⁷⁰ Schunke, Beziehungen (wie Anm. 42), S. 73.

2. [A]ber wan ich mich umsehe
auß dem schloß ins wilde meer,
[un]ter wie viel feind ich stehe
und wie so ein großes heer
[m]ein seel umringet haben,
geht mirs wie Elisae knaben,
[ru]fe[:] Ach, waß soll ich thun[?]
Jetzt kan ich nicht sicher ruhn.

3. [A]ber Jesu süße stimme
ruft mich widerum zurück[:]
[K]ehre ein die wilden sinne,
die vernunfft hat viele tück,
[d]ir den frieden zu berauben,
diese sieht nur auf daß schnauben.
[S]ey mir still und sieh auf mich,
ich will sehen auch auf dich.

4. Fürcht dich nicht, sey unerschrocken,
um dich liegt ein großes heer,
folg nur meines geistes locken,
zih dich auß dem wilden meer,
halte dich an meinen namen,
meine wort sind ja und amen,
lege dich in meinen schooß,
übergib dich blind und bloß.

5. Die vernunfft sey alß ein stummer,
laßt du dich nicht mit ihr ein,
halte dies alß wie ein dummer,
thue wie ein kindelein,
daß mann trägt, daß man leget,
daß mann so und so verpfeget,
laß es gehen wie es will,
halte dich in mir nur still.

6. In mir gilt kein überlegen,
hätt es noch so schönen schein,
raisoniren und erwegen
hört nicht in diß schloß hinein.
Blind und dumm und stum sich halten,
wie es geht, Gott lassen walthen,
nichtes wollen, wählen, thun,
nur in stillem frieden ruhn.

7. Siehe, Herr, da ist mein will,
der sich gerne dir ergibt,
in dir ruhig sein und still,
ist es nur, was mir beliebt.
Ach, es plagen mich viel sorgen,
wenn ich denck auf heut und morgen,
wann ich höre und betracht,
waß die welt nur von mir sagt.

8. Thu die augen und die ohren,
mund und alle sinnen zu,
laß es dann so viel rumoren,
als es will, bleib nur in ruh,
leyde dis alß eine plage,
waß nicht fliehen kanst, daß trage
alß ein creutz und schweige still,
sencke dich in meinen will.

9. Ja, mein Herr, ich wills so machen,
wie mich deine weißheit lehrt,
die trägt mich in allen sachen,
ob ichs schon mach oft verkehrt,
so treibt mich doch meine plage
und mein creutze, daß ich trage,
wieder in mein schloß hinein,
daß [ich] durch schaden klug lern seyn.

10. Daß ich nicht viel überlege,
sondern mich nur halte sti[ll],
zweifel, scrupel ja nicht he[ge],
es mag gehen, wie es will,
ohne sorgen an dir klebe
und nach deinem willen leb[e],
alles andere macht mir noth
und wirfft mich in sumpff [und] koth.

11. O, ihr meine mitgelieder,
ich ruff euch im geiste zu,
ihr, mein schwestern und mein [brüder],
such[e]t mit mir in nichts r[uh]
als in gott und seinen will[en],
wie er fällt, so last euch s[tillen],
fliehet mit mir in dieß schlo[ß],
übergebt euch blind und b[loß].

12. Halleluja, diesem namen
 sey gesungen ewig[lich],
 seine wort sind ja und amen,
 er hält alles festiglich,
 laßet uns im geiste wan[deln],
 Gott mit uns nur lassen [handeln],
 seid getrost und unverza[gt]
 und es mit mir auf ihn [wagt].

7. Seine Herr, da ich mein will
 der sich keine dir ergibt
 in die richt'gkeit und still
 ist es nur, was mir beliebt
 Ich, es plagen mich viel sorgen,
 wenn ich dorch auf heut und morgen
 wenn ich höre und betracht,
 was die welt mit mir sagt.

3. Ich der welt alle sinnen
 raff mich wiederum zurück
 Ich jenseit die welt sinnen
 die ich veranlaßt hat
 Ich den freyen geist
 verbannt aus dem geist
 Ich die welt und mich
 Ich will sehen dich

4. Du die augen und die ohren
 und die sinnen zu
 ist es dann so viel sinnen
 als es will hier nur in dir
 laßt die dir eine plage
 was nicht lieben kann, das trage
 als ein creutz und schweige still
 sende dich in deinen will

4. Für dich, ich will so machend
 an dich dich
 wie mich deine weisheit lehrt
 du trage mich in allen sachen
 ob ich schon mach' oft verkehrt
 so trage dich doch meine plage
 und mein creutz, das ich trage
 stehen in mein schloß hinein,
 das ich durch schaden klug sein

9. Ja mein Herr, ich will so machend
 an dich dich
 wie mich deine weisheit lehrt
 du trage mich in allen sachen
 ob ich schon mach' oft verkehrt
 so trage dich doch meine plage
 und mein creutz, das ich trage
 stehen in mein schloß hinein,
 das ich durch schaden klug sein

10. Ich nicht viel überlege
 sondern mich nur habe still
 zweifel, scrupel (a nicht belge)
 es mag gehen, wie es will
 ohne sorgen an die liebe
 und nach demer willen lebe
 das andere macht mir noth
 und wirft mich in scrupel loth

10. Ich nicht viel überlege
 sondern mich nur habe still
 zweifel, scrupel (a nicht belge)
 es mag gehen, wie es will
 ohne sorgen an die liebe
 und nach demer willen lebe
 das andere macht mir noth
 und wirft mich in scrupel loth

11. O die meine mit liebe
 ich ruff euch im geist zu
 die mein schwestern sind mein freude
 suchet mit mir in nichtes freude
 als in gott und seinen will
 wie er fällt, so laß euch stehn
 liebet mit mir in die schloß
 übergebt euch blind und bloß

11. O die meine mit liebe
 ich ruff euch im geist zu
 die mein schwestern sind mein freude
 suchet mit mir in nichtes freude
 als in gott und seinen will
 wie er fällt, so laß euch stehn
 liebet mit mir in die schloß
 übergebt euch blind und bloß

Die Umgestaltung der alten Gütersloher Pfarrkirche in den Jahren 1892/1893

Über 230 Jahre lang wurde die alte St.-Pankratius-Kirche, die heutige evangelische Apostelkirche, von den Evangelischen und den Katholiken des Kirchspiels Gütersloh gemeinsam genutzt.¹ Ursache für dieses Simultaneum, das seine Rechtsgrundlagen im Hagener Rezess von 1655 hatte, waren die territorialen und die sich daraus ergebenden konfessionellen Verhältnisse, die sich im Laufe des 16. Jahrhunderts in Auseinandersetzungen zwischen den Grafen von Tecklenburg als Landesherren der Herrschaft Rheda und den Bischöfen von Osnabrück als Regenten im fürstbischöflichen Amt Reckenberg und zugleich kirchlicher Obrigkeit im Kirchspiel Gütersloh herausgebildet hatten. Kurz gesagt waren das Dorf Gütersloh und die zur Herrschaft Rheda gehörenden Bauerschaften im Nordwesten des Kirchspiels lutherisch geprägt, während die Bauerschaften im Süden und Osten mit der Durchsetzung der Gegenreformation im Fürstbistum Osnabrück zum Katholizismus zurückgekehrt waren. Da überdies im Normaljahr 1624, nach dessen Konfessionsstand sich entsprechend den Regelungen der *Capitulatio perpetua* für das Fürstbistum Osnabrück die konfessionellen Verhältnisse eines Kirchspiels künftig richten sollten, das Gütersloher Kirchspiel weder eindeutig als katholisch noch unzweifelhaft als lutherisch zu klassifizieren war, gehörte es zu jenen sieben Kirchspielen im Fürstbistum Osnabrück, für die ein Simultaneum festgelegt wurde.²

Die mit dem Hagener Rezess von 1655³ verbundene gemeinsame Nutzung der Kirche führte nicht nur zu immer wieder aufflammenden Reibe-

¹ Werner Freitag: Kirchdorf und Bauerschaften. Das Kirchspiel Gütersloh im Mittelalter und der Frühen Neuzeit, in: Werner Freitag (Hg.): Geschichte der Stadt Gütersloh, 2. Aufl. Bielefeld 2003, S. 87-91; Eckhard Möller: Die Auflösung des Simultaneums und der Bau der neuen katholischen Kirche in Gütersloh, in: Gütersloher Beiträge zur Heimat- und Landeskunde, Heft 28/29, Dezember 1990, S. 597-602.

² Zu den territorialen und konfessionellen Streitigkeiten siehe: Freitag (wie Anm. 1), S. 87-91; Hans Richter: Die Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh, in: H[ans] Richter/Herm[ann] Goldstein (Hgg.): Die evangelische Gemeinde Gütersloh in Vergangenheit und Gegenwart. Festschrift zur Vierhundertjahrfeier der Einführung der Reformation, Gütersloh 1928, S. 75-119; Hermann Eickhoff: Geschichte der Stadt und Gemeinde Gütersloh, Gütersloh 1904, S. 163-194; Franz Flaskamp: Die Kirchenvisitation des Albert Lucenius im Archidiakonat Wiedenbrück (1625) (= Quellen und Forschungen zur westfälischen Geschichte 76), Wiedenbrück 1952, S. 3-26.

³ Dieser regelte auch die Unterhaltung der anderen kirchlichen Gebäude und die Besetzung der Pfarrstellen. Zum Hagener Rezess siehe unter anderem: Eckhard Mül-

reien um Gottesdienstzeiten und die Feier kirchlicher Feste, sondern auch zu allerhand Unzuträglichkeiten in der Einrichtung der Kirche, die sowohl den Bedürfnissen des evangelischen Gottesdienstes als auch denen der katholischen Messfeier zu dienen hatte. Während die Konflikte um die Gottesdienstzeiten dadurch gemildert werden konnten, dass die evangelische Gemeinde in Gütersloh 1861 ihre „Neue Kirche“, die heutige Martin-Luther-Kirche, einweihte, blieb es bei der durchaus unpraktischen Einrichtung der von den Evangelischen seither als „Alte Kirche“ bezeichneten St.-Pankratus-Kirche.⁴ Alle Angebote der katholischen Kirchengemeinde, das alte Gotteshaus zur alleinigen Nutzung zu erwerben, wurden von evangelischer Seite abgelehnt. Entscheidendes Motiv dafür dürfte gewesen sein, dass ein Verzicht auf die Keimzelle christlichen Lebens im Kirchspiel für die selbstbewusste und von der ravenbergischen Erweckungsbewegung geprägte evangelische Kirchengemeinde ein Abschneiden der eigenen Traditionen und die Aufgabe des Führungsanspruchs bedeutet hätte.⁵

Daher kam es den Interessen der evangelischen Gemeinde entgegen, dass die katholische Kirchengemeinde Mitte der 1880er Jahre ihrerseits den Erwerb eines Grundstücks und den Neubau einer eigenen Kirche anstrebte und den Verkauf ihrer Rechte an der alten St.-Pankratus-Kirche anbot. Am 17. November 1887 wurde der Vertrag zur Aufhebung des Simultaneums von den beiden Kirchengemeinden unterschrieben, der die Zahlung einer Summe von 30.000 Mark an die katholische Kirchengemeinde vorsah, die zur Deckung der Baukosten genutzt werden sollte. Während der Aufhebungsvertrag für die bauliche Unterhaltung der übrigen kirchlichen Gebäude sofort in Kraft trat, blieb der katholischen Kirchengemeinde ein Nutzungsrecht an der „Alten Kirche“ bis zur Weihe ihrer neuen Kirche am 16. Oktober 1890, auf die dann auch das St.-Pankratus-Patrozinium übertragen wurde.⁶

ler: Der Hagener Rezeß. Vorgeschichte, Inhalt und Wirkungen. In: Gütersloher Beiträge zur Heimat- und Landeskunde 28/29 (1990), S. 55-60.

⁴ Die Apostelkirche erhielt erst 1911 ihren heutigen Namen. Zuvor hatte die 1861 eingeweihte neue Kirche aus Anlass des 50. Jubiläums ihrer Einweihung den Namen „Auferstehungskirche“ erhalten. S. Presbyterium Gütersloh, Beschluss vom 28. November 1911. Evangelisches Gemeindearchiv [EGA] Gütersloh A 878, Protokolle des Presbyteriums. Die Protokollbände des Presbyteriums sind unpaginiert.

⁵ Zur Aufhebung des Simultaneums siehe Eckhard Möller: Protestanten und Katholiken im Kirchspiel Gütersloh von der Zeit der Reformation bis zur Auflösung des Simultaneums 1890, in: JWKG 85 (1991), S. 120-135.

⁶ A.a.O., S. 120-135; Möller, Auflösung (wie Anm. 1), S. 87-91.



Abb. 1: Chor der Apostelkirche Gütersloh vor der Umgestaltung
aus: StadtA Gütersloh BB 15655

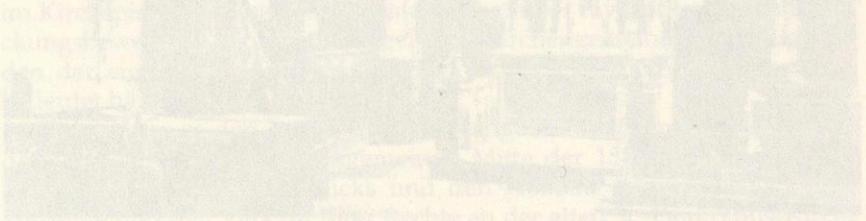
Deutlich sind die alten Skulpturen der Kreuzigungsgruppe sowie
des Mose und des Paulus zu erkennen; ebenso die alte Kanzel
mit dem mächtigen Schalldeckel.

↳ Fotograf: unbekannt

Nach dem endgültigen Auszug der katholischen Kirchengemeinde aus der „Alten Kirche“ konnte die evangelische Kirchengemeinde mit deren Umbau für die Zwecke des evangelischen Gemeindegottesdienstes beginnen, der 1893 abgeschlossen wurde. Dieser Umbau dürfte in der lokalen Forschung vor allem deshalb bislang nur wenig Interesse gefunden haben, weil 1932 eine weitere Renovierung des am 26. November 1944 bei einem britischen Bombenangriff zerstörten Gotteshauses realisiert wurde, die in der Erinnerung weitaus lebendiger geblieben ist als die vierzig Jahre zuvor erfolgte neugotische Ausgestaltung. Als wichtigstes Ausstattungsstück aus dieser Phase ist in der Kirche allein ein Relief mit der Darstellung des letzten Abendmahls erhalten, das aus der Predella des 1932 abgeräumten neugotischen Altars aus dem Jahr 1893 stammt. Selbst des-

sen Bezeichnung mit Krack und Schmeckpeper hat kein Interesse daran geweckt, mehr über dessen Urheber herauszufinden.⁷

Auslöser für die zu dieser Darstellung führenden Recherchen war die Rückgabe dreier von der Kanzel des Jahres 1893 stammender Reliefskulpturen aus Dortmunder Privatbesitz, die als Christus sowie die Evangelisten Matthäus und Johannes zu identifizieren sind. Diese hatte Pfarrer Paul Gronemeyer aus den Trümmern der Kirche geborgen und privat genutzt, weil für sie in der nach Plänen von Werner March neu aufgebauten und puristisch ausgestatteten Apostelkirche kein Platz mehr war. Nach Gronmeyers Tod kamen sie in den Besitz seiner Tochter Magdalene Neumüller, die sie 2013 der Evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh überlassen hat.⁸



Die Apostelkirche in Gütersloh ist ein Werk des Architekten Werner March, das 1933 bis 1935 erbaut wurde. Die Kirche ist ein Beispiel für die 'Neue Kirche' der Weimarer Republik, die sich durch ihre schlichte, funktionalistische Gestaltung auszeichnet. Die Kirche ist ein Werk des Architekten Werner March, das 1933 bis 1935 erbaut wurde. Die Kirche ist ein Beispiel für die 'Neue Kirche' der Weimarer Republik, die sich durch ihre schlichte, funktionalistische Gestaltung auszeichnet. Die Kirche ist ein Werk des Architekten Werner March, das 1933 bis 1935 erbaut wurde. Die Kirche ist ein Beispiel für die 'Neue Kirche' der Weimarer Republik, die sich durch ihre schlichte, funktionalistische Gestaltung auszeichnet.

⁷ Karsten Kelberg: Die Geschichte der Kirche. Von den Anfängen bis zum Zweiten Weltkrieg, in: Förderverein historische Kirchen im Stadtzentrum Gütersloh (Hg.): Apostelkirche. Geschichte, Ausstattung, Rundgang, Gütersloh 2002, S. 17-20.

⁸ Auskunft von Magdalene Neumüller an den Verfasser. Paul Gronemeyer (1887–1976) war von 1931 bis 1956 Pfarrer in Gütersloh; s. Friedrich Wilhelm Bauks: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, Nr. 2114.

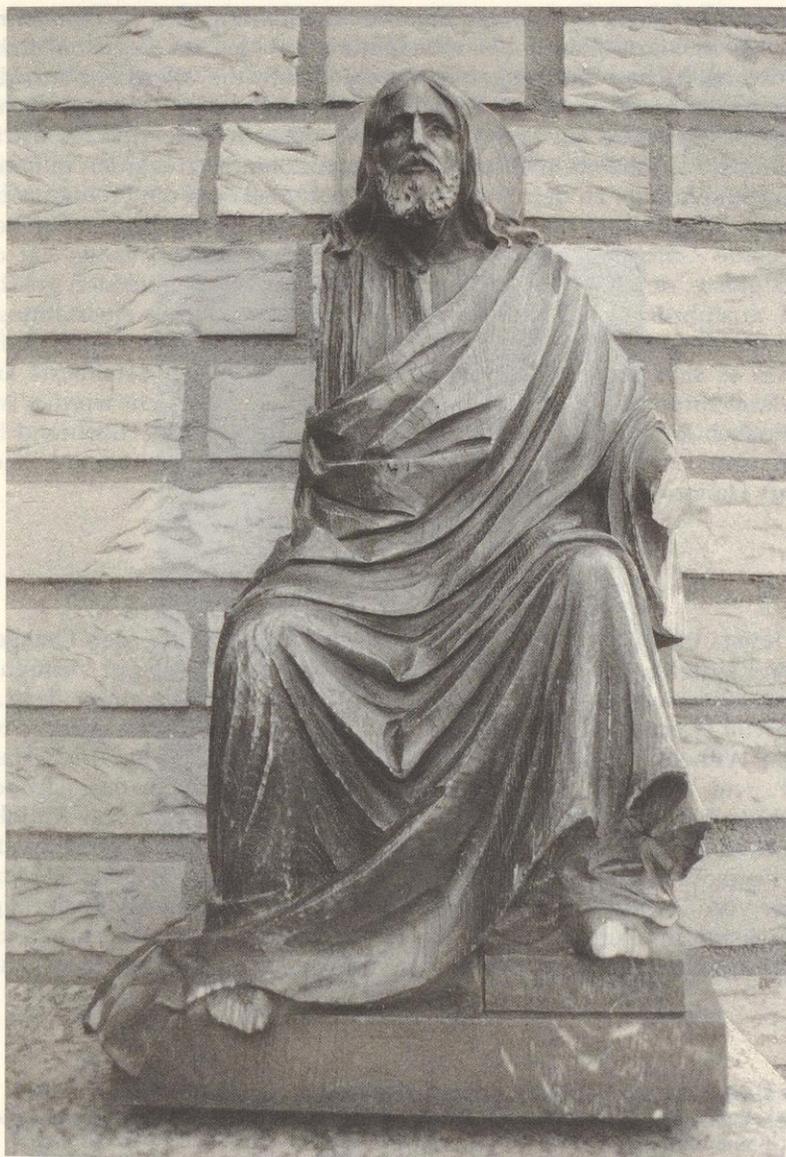


Abb. 2: Skulpturrelief des thronenden Christus
von der Kanzel des Jahres 1893

Foto: Eckhard Möller

Wesentliche Quellengrundlage für die Erforschung des in den Jahren 1891 bis 1893 erfolgten Umbaus waren zwei Akten im Gemeindearchiv der Evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh, die allerdings nur den Schriftverkehr enthalten,⁹ so dass für die Beschreibung der wesentlichen Ausstattungsstücke auf Fotografien des Innenraums der Kirche, die im Stadtarchiv Gütersloh überliefert sind, zurückgegriffen werden musste.¹⁰ Ergänzend konnte zu den Entscheidungsprozessen auf die Protokolle der Gemeindevertretung und des Presbyteriums der Evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh zurückgegriffen werden. Darüber hinaus hat die Lokalpresse, deren Ausgaben ebenfalls im Stadtarchiv Gütersloh greifbar sind, ausführlich – auch mit exakten Beschreibungen der Ausstattung – über die Neueinweihung der Kirche im Mai 1893 berichtet. Als Glücksfall erwies es sich zudem, dass in der Literatur 1909 eine detaillierte Entwurfszeichnung des Altars aus dem Jahr 1893 veröffentlicht worden ist.¹¹ Schließlich konnte ergänzend auf die Rudolph Eberhard Hillebrand betreffenden Unterlagen in der Hannoverschen Bausammlung im Stadtarchiv Hannover zurückgegriffen werden.¹²

1. Der Umbau der „Alten Kirche“

Nachdem im Herbst 1891 die alte St.-Pankratius-Kirche der Evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh zur alleinigen Nutzung zur Verfügung stand, entschied das Presbyterium, eine Baukommission unter der Leitung von Pfarrer Otto Greve¹³ zu bilden, der auch der Kirchmeister, Kaufmann Wilhelm Niemöller, der Rektor der Volksschule, Friedrich Hark, und zwei Landwirte angehörten.¹⁴ Es mag überraschen, dass sie dem Presbyterium vorschlugen, die Bauleitung in die Hände von Rudolph Eberhard Hillebrand (1840–1924) und damit eines durchaus bedeutenden Kirchenbaumeisters zu legen. Hillebrand, ein Schüler und späterer Mitarbeiter von Conrad Hase, hatte sich nach einer Tätigkeit als Regierungsbaumeister in Flensburg 1872 in Hannover als Bauunternehmer und Architekt niedergelassen, wo er von 1883 bis 1887 auch als Stadtbauin-

⁹ EGA Gütersloh A 641 und A 642 (diese Akten sind unpaginiert).

¹⁰ Ein Dank geht an die Mitarbeitenden des Stadtarchivs Gütersloh für die freundliche Unterstützung.

¹¹ Eberhard Hillebrand: *Evangelische Kirchen und Pfarrhäuser*. 60 Tafeln mit Text, Dresden 1909.

¹² Den Mitarbeitenden des Stadtarchivs Hannover ist für die freundliche und sachkundige Unterstützung im Schriftwechsel und bei Recherchen vor Ort zu danken.

¹³ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 8), Nr. 2077.

¹⁴ Presbyterium Gütersloh, Beschluss vom 17. November 1890. EGA Gütersloh A 875, Protokolle des Presbyteriums 1864–1897.

spektor wirkte.¹⁵ In der näheren Umgebung von Gütersloh lassen sich immerhin zwei Kirchen nachweisen, die auf Rudolph Eberhard Hillebrand zurückgehen – die 1883 eingeweihte neugotische Pauluskirche in Bielefeld sowie die für die evangelische Gemeinde in Beckum 1883/1884 errichtete, ebenfalls neugotische Lutherkirche.¹⁶ Denkbar ist, dass die Gütersloher Baukommission von der Superintendentur in Bielefeld auf Hillebrand hingewiesen worden ist.



Abb. 3: Rudolph Eberhard Hillebrand
aus: Stadtarchiv Hannover HBS A, Hillebrand

¹⁵ Zur Biographie Hillebrands siehe Günter Kokkeling: Biographie. Stadtarchiv Hannover, Hannover Bausammlung (hbs) a, E. Hillebrand, Band 1. Die Unterlagen zu Eberhard Hillebrand in der hbs sind unpaginiert und undatiert.

¹⁶ Hillebrand, Kirchen (wie Anm. 11), S. 6, sowie Tafeln 6 und 7. Siehe auch: Stadtarchiv Hannover: hbs a, E. Hillebrand, Band 2. – Für den Hinweis auf die Pauluskirche danke ich auch Dr. Ulrich Althöfer (Baureferat der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld). – Zur Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde in Beckum siehe: Jens Murken: Die evangelischen Gemeinden in Westfalen. Band 1: Ahaus bis Hüsten. Hg. im Auftrag der Evangelischen Kirche von Westfalen. Bielefeld 2008, S. 118f.

Auf der Grundlage eines von Hillebrand im Juni 1891 vorgelegten Bauplanes entschied dann das Presbyterium am 23. April 1892, ihn mit der Durchführung des Umbaus der „Alten Kirche“ zu beauftragen. Dafür waren von Hillebrand 37.500 Mark veranschlagt worden.¹⁷ Das Hauptziel des Umbaus bestand darin, die Zahl der Sitzplätze in der Kirche deutlich zu erhöhen. Hatte Hillebrand zunächst mit 884 Plätzen (davon 281 auf Emporen) geplant, sollten nach Umplanungen sogar 952 Gottesdienstbesucher in dieser Kirche Platz finden können.¹⁸

Mit den Umbauarbeiten dürfte nach Ausschreibung und Vergabe der Aufträge, bei der fast immer Gütersloher Handwerker den Zuschlag erhielten, im Sommer 1892 begonnen worden sein. Allerdings verfuhr Hillebrand so, dass diese bei künstlerischen Arbeiten, zu denen auch die Ausmalung der Kirche gehörte, nach vom Architekten vorgelegten Entwürfen arbeiten mussten. Für die skulpturalen Darstellungen an Kanzel und Altar verließ er sich allerdings lieber auf Hannoveraner Bildhauer, mit denen er bei anderen Vorhaben zusammengearbeitet hatte.



Abb. 4: Apostelkirche in Gütersloh nach dem Umbau von 1893

aus: StadtA Gütersloh BB 15686

Foto: Ferdinand Goldbecker

¹⁷ Presbyterium Gütersloh, Beschluss vom 23. April 1891. EGA Gütersloh A 875, Protokolle des Presbyteriums 1864–1897.

¹⁸ Rudolph Eberhard Hillebrand: Bemerkungen zum Entwurf für den Umbau vom 11. April 1891 und Erläuterungsbericht vom 9. Juni 1891. EGA Gütersloh A 641, Umbau der Alten Kirche, Band 1.

Nach Abschluss der Umbauarbeiten stellte sich heraus, dass die Kosten um fast 30.000 Mark über dem geplanten Ansatz lagen und sich auf über 67.000 Mark beliefen, von denen immerhin 11.000 Mark durch Spenden aufgebracht worden waren. In seiner Begründung für die Kostenüberschreitung wies Hillebrand darauf hin, dass die Mehrkosten vor allem durch zusätzliche Wünsche des Presbyteriums in der Bauphase hervorgeufen worden seien, so durch den Einbau einer neuen Heizung und die Anschaffung von Altar, Kanzel und Taufstein.¹⁹ Daher entwickelten sich über die Kostensteigerungen auch keine Auseinandersetzungen zwischen dem Architekten und der Kirchengemeinde.

2. Die Einweihung der Kirche

Der Umbau der Kirche war bis Mitte Mai 1893 so weit abgeschlossen, dass die Gemeinde die Kirche wieder für ihre Gottesdienste nutzen konnte. Warum man sich für den 17. Mai 1893, einen Mittwoch, als Tag der Einweihung entschieden hat, bleibt unklar. Denkbar ist, dass die Kirchengemeinde unbedingt die Beteiligung des Generalsuperintendenten Gustav Nebe²⁰ wünschte und auf dessen Terminwünsche Rücksicht nehmen musste.

Die Wiedereinweihung der Alten Kirche begann bereits am Vorabend mit einem Geläut der Glocken der Neuen Kirche. Am Tag der Einweihung selbst weckte morgens der Posaunenchor des Jünglingsvereins die Gütersloher auf, bevor um 9 Uhr eine Andacht in der Neuen Kirche stattfand, die Pfarrer Paul Siebold²¹ leitete.

In einem langen Festzug, der von den Schulkindern mit den Lehrern angeführt wurde, zogen sodann die Presbyter, die Pfarrer, die Baukommission und schließlich die gesamte Gemeinde über die Berliner Straße, die wie andere Straßen mit frischem Grün geschmückt worden war, vor die Alte Kirche. Dort vollzog sich eine bei der Einweihung von Kirchen übliche Zeremonie: Nach dem Singen des Liedes „Tut mir auf die schöne Pforte“ übergab der Architekt den Kirchenschlüssel an Generalsuperintendent Nebe, der ihn mit einem Segensspruch an Superintendent Clamor Huchzermeyer²² weiterreichte. Dieser übergab ihn ebenfalls mit einem

¹⁹ Rudolph Eberhard Hillebrand: Erläuterungsbericht zur Gesamtrechnung vom 16. August 1893. EGA Gütersloh A 642, Umbau der Alten Kirche, Band 2.

²⁰ Gustav Nebe war seit dem 1. Oktober 1874 westfälischer Generalsuperintendent; s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 8), Nr. 4404.

²¹ Paul Siebold war von 1884 bis 1912 Pfarrer in Gütersloh, seit 1910 zugleich Superintendent des Kirchenkreises Bielefeld; s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 8), Nr. 5857.

²² Clamor Huchzermeyer war von 1872 bis 1894 Superintendent des Kirchenkreises Bielefeld. Gütersloh war er als Mitbegründer und Kurator des Evangelisch-stiftischen Gymnasiums verbunden. S. Bauks, a.a.O., Nr. 4404; vgl. auch Verzeichnis der früheren und jetzigen Kuratoren, in: Festschrift zur Hundertjahrfeier des Evange-

Segensspruch an den Präses des Presbyteriums, Pfarrer Karl Meinshausen.²³

In der Kirche waren sämtliche Plätze besetzt, und auch auf deren Gängen drängte sich die Gemeinde, als die Einweihung der umgebauten Kirche, zu der auch Landrat Ernst Osterrath aus Wiedenbrück und Gustav Fürst von Bentheim-Tecklenburg aus Rheda gekommen waren, mit einer Ansprache des Generalsuperintendenten begann. Dieser ging auf die Gütersloher Kirchengeschichte, auf die konfessionellen Spannungen zwischen der Herrschaft Rheda und dem Fürstbistum Osnabrück und schließlich auf den Umbau der Kirche für die evangelische Gemeinde ein. Danach wurden der Altar, der Taufstein, die Kanzel, die Orgel und die gesamte Kirche – wie die Gütersloher Zeitung ausdrücklich formulierte – „geweiht“.²⁴ Es folgten die Liturgie und schließlich die Predigt von Pfarrer Otto Greve, der seit 1862 zunächst als Hilfsprediger, dann als 2. und 1. Pfarrer in Gütersloh wirkte.²⁵ Mit dem gemeinsamen Gesang des Chorals „Nun danket alle Gott“ ging der Gottesdienst zu Ende.

Damit waren die Feierlichkeiten aber keineswegs beendet, denn es folgten noch ein Festessen im Saal der Herrengesellschaft „Eintracht“ und schließlich am Abend ein Jugendgottesdienst. Beim Festessen durfte natürlich ein Kaisertoast nicht fehlen, den der Generalsuperintendent brachte.²⁶ Dabei vergaß er nicht, auf die Königstreue der Gütersloher im Revolutionsjahr 1848 hinzuweisen, die er neben der Frömmigkeit, dem Evangelisch-stiftischen Gymnasium sowie Schinken und Pumpnickel als diejenigen Merkmale Güterslohs hervorhob, die die Stadt im ganzen Land bekannt machten.²⁷

lich stiftischen Gymnasiums zu Gütersloh. 16. bis 19. Juni 1951, Gütersloh 1951, S. 99.

²³ Karl Meinshausen wurde 1883 als Hilfsprediger in Gütersloh eingeführt und besetzte seit 1885 die 3., seit 1902 die die 2. und seit 1913 schließlich die 1. Pfarrstelle; s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 8), Nr. 4071.

²⁴ Anonymer Bericht „Neuweihe der ‚Alten Kirche‘“, in: Gütersloher Zeitung, 19. Mai 1893, Stadtarchiv [StadtA] Gütersloh, Bestand Zeitungen.

²⁵ Otto Greve [Bauks, Pfarrer (wie Anm. 8), Nr. 2077] war Sohn des Gütersloher Pfarrers Johannes Friedrich Greve (a.a.O., Nr. 2076). Die 2. Pfarrstelle übernahm er von Otto Meyer (a.a.O., Nr. 4038), der 1864 Otto Greves Vater in der 1. Pfarrstelle folgte. Nach Meyers Tod rückte Greve in die 1. Pfarrstelle. Dieses Prinzip des „Aufrückens“ in den Pfarrstellen lässt sich in Gütersloh bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts nachweisen; s. Murken, Gemeinden (wie Anm. 16), S. 731.

²⁶ Anonymer Bericht „Zur Neuweihe der ‚Alten Kirche‘“, in: Neue Gütersloher Zeitung, 21. Mai 1893, StadtA Gütersloh, Bestand Zeitungen.

²⁷ Der Bericht über die Einweihung nach dem anonymen Bericht, in: Gütersloher Zeitung, 19. Mai 1893, StadtA Gütersloh, Bestand Zeitungen.

3. Die Ausmalung der Kirche

Von der Ausmalung der Kirche sind einige Fotografien erhalten, die in Grundzügen das Figurenprogramm erkennen lassen. Details werden aber nur durch den Bericht in der Neuen Gütersloher Zeitung überliefert. Diese hob in einer allgemeinen Wertung hervor, man sei bei der Neugestaltung des Kirchenraumes „mit größter Pietät vorgegangen und [habe] alles erhalten, was erhalten werden konnte, und [...] das Uebrige dem Stil und der Erbauungszeit der Kirche entsprechend hergestellt und bemalt“²⁸ und dabei Rücksicht auf die romanischen und gotischen Architekturelemente genommen.

Während im Kirchenschiff nur die Zwickel der Gewölbe mit floraler Malerei versehen wurden und der untere Wandbereich eine wandteppichartige Bemalung erhielt, folgte die Ausmalung im Altarraum einem klaren theologischen Figurenprogramm. Im Mittelpunkt der Ausmalung des Chorgewölbes standen vier schwebende Engelfiguren, die ein Band mit einem Spruch zum Preis und Lob Gottes aus der Offenbarung in ihren Händen hielten.²⁹ Wolken und Sterne in den übrigen Flächen des Chores standen symbolisch für den offenen Himmel, in den die Seelen der Verstorbenen aufgenommen werden. Auch der Teppich im Chorraum, auf dessen Rändern abwechselnd Hirsch und Adler dargestellt waren, besaß eine theologische Aussage, die der Berichterstatter der Zeitung ausführlich erläuterte, ohne allerdings auf Psalm 42,2 zu verweisen: „Wie der Hirsch im eilenden Lauf zur Wasserquelle strebt, so soll die Seele des heilsbegierigen Christen zum Gnadenquell des göttlichen Wortes und Sakraments hineilen; und wie der Adler sich erhebt zur höchsten Höhe des Himmels, so soll die Seele des Christen durch Gottes Wort und Gnade zur Himmelsheimat streben.“³⁰ Der Triumphbogen des Chorgewölbes war mit den Symbolen der Evangelisten im Wechsel mit ornamentalen Darstellungen ausgemalt.

²⁸ Zur Neuweiheung (wie Anm. 26).

²⁹ Die Bibelstelle wird in der Presse nicht erwähnt; die Fotografien des Altarraums ermöglichen es nicht, den Bibeltext in dem Spruchband zu entziffern.

³⁰ Zur Neuweiheung (wie Anm. 26).



Abb. 5: Chorraum nach der Umgestaltung im Jahr 1892
aus: StadtA Gütersloh BB 15568
Foto: W. Schaar

Als sicher kann gelten, dass die Gütersloher Maler August Brocke, Friedrich Giljohann und Heinrich Westerfrölke den Auftrag für die dekorativen Malerarbeiten erhielten. Dabei war ihnen nicht nur vorgegeben, dass sie Käse-Kalk-Farben zu verwenden hatten, sondern auch, dass „die Wand- und Deckenflächen sämtlicher Innenräume einsch[ließ]lich der Vorhallen, der Treppenhäuser, der Sacristei und des Vorraumes derselben [...] auf Grund des vorliegenden Entwurfs bemalt und decoriert werden“ sollten.³¹ Ob diese Maler auch die figürliche Malerei im Altarraum nach Entwürfen Hillebrands ausgeführt haben oder ob diese Aufgabe den Hannoveraner Malern Karl Bedey und August Diehn, die an der Kanzel mitgewirkt haben, übertragen worden ist, lässt sich nicht klären.

Zum Bildprogramm im Altarraum gehörten zwölf „mächtige Apostelgestalten, welche früher immer auf dem Chor ihren Platz hatten“³² und vor der Umgestaltung unter der Tünche versteckt gewesen waren.³³ Ein

³¹ Vergabebedingungen für die dekorative Malerei. 4. Januar 1893. EGA Gütersloh A 642.

³² Zur Neuweiheung (wie Anm. 26).

³³ Diese Skulpturen wurden 1911 namensgebend für die Kirche. 1893 hatte Paul Eickhoff erfolglos versucht, die Beibehaltung des alten Namens anzuregen; so ebd.

seit alters in der Kirche befindliches Bildnis Mariens sei überdies von der Ostwand des Chores zum Nordfester mit der Weihnachtsdarstellung versetzt worden. Ebenso blieb das spätgotische Sakramentshäuschen erhalten, das sich seitlich in einer Chorwand befand. Dessen Öffnung war von zwei schmalen Säulen eingefasst und von einem mit Fialen bekrönten Bogen überfangen.³⁴

4. Der Altar aus dem Jahr 1893

Bei der Umgestaltung der Kirche wurde der alte, aus einer Säulenarchitektur bestehende Altar, zu dessen Figurenprogramm ein Kruzifix, begleitet von Jesu Mutter Maria und dem Jünger Johannes, sowie Skulpturen des Mose mit den Gesetzestafeln und des Apostels Paulus gehörten, entfernt.³⁵ Das eröffnete die Möglichkeit, in die Chorwand ein Fenster einzufügen, in dessen oberem Segmentbogen sich auf Fotografien eine Taube als Symbol des Heiligen Geistes ausmachen lässt. Durch den Lichteinfall erscheint das Kruzifix des neuen Altars wie von einem Strahlenkranz umgeben. Eine genaue Beschreibung des Altars ist aufgrund der von Eberhard Hillebrand selbst veröffentlichten Entwurfszeichnung möglich;³⁶ ergänzend können Fotografien herangezogen werden.

³⁴ A[lbert] Ludorff (Bearb.): Die Bau- und Kunstdenkmale des Kreises Wiedenbrück. Im Auftrage des Provinzialverbandes der Provinz Westfalen. Mit geschichtlichen Einleitungen von Dr. Eickhoff. Münster 1901, S. 26 und Tafel 7.

³⁵ Diese Skulpturen, deren Urheberschaft einem „Schäfer“ zugeschrieben wird, befinden sich heute im Stadtmuseum Gütersloh.

³⁶ Hillebrand, Kirchen (wie Anm. 11), Tafel 21. Der Tafelteil des Werkes ist unpaginiert.

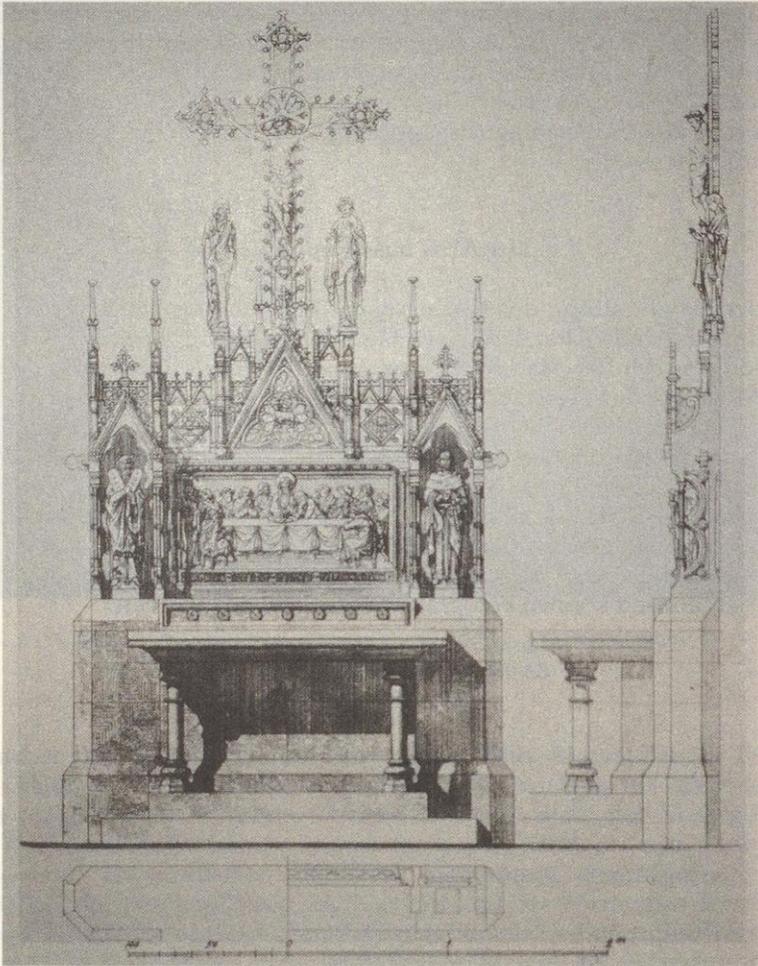


Abb. 6: Zeichnung von R. Eberhard Hillebrand
für den Altar in der Apostelkirche Gütersloh
aus: Hillebrand, Kirchen (wie Anm. 11)

Der in der oberen Zone mit Fialen reich verzierte Altar bestand aus einem steinernen Tisch mit Leuchterbank als Unterbau sowie einer Rückwand aus Eichenholz. Die schlichte Altarmensa aus Deister-Sandstein wurde von den Gütersloher Bildhauern Heinrich Schmitz und Friedrich-Wilhelm Voßpeter angefertigt. Für die Gestaltung des Figurenprogramms hatte Eberhard Hillebrand einen Entwurf angefertigt, der von den Bildhauern Louis Krack und Heinrich Schmeckpeper realisiert wurde, die in Hanno-

ver ein gemeinsames Atelier betrieben. In einem Aktenvermerk Hillebrands hieß es ausdrücklich, dass „dieselben zunächst auf eigenes Risiko ein Modell vom Abendmahl an[fertigen] auf Grund des heute leihweise überlassenen Entwurfs; wenn dies Modell mir gefällt u[nd] genügende Sicherheit bietet für eine tüchtige Ausführung der Arbeit, soll die letztere den Herren auf Grund des obigen Angebots übertragen werden“.³⁷ Als Honorar erhielten sie schließlich 500 Mark.³⁸ Die vollplastischen Skulpturen für den Altar wurden von Christoph Siebe geschaffen,³⁹ einem Bildhauer und Ornamentiker der Wiedenbrücker Schule.⁴⁰ Ob auch der Zierschmuck auf diesen oder doch auf den Gütersloher Bildhauer Wilhelm Johannpeter zurückgeht, lässt sich nicht ermitteln.



Abb. 7: Abendmahlsrelief vom neugotischen Altar,
heute an einer Wand links vor dem Altarraum
der Gütersloher Apostelkirche
Foto: Ullrich Felchner

Der untere Teil des Altars wurde etwa bis zur halben Höhe der Rückwand von dem erhalten gebliebenen Abendmahlsrelief dominiert. Über die gesamte Breite des Reliefs verlief ein mit gotischem Zierwerk versehenes Gesims, in dessen Mitte sich in einem die Trinität symbolisierenden Dreieck eine Darstellung des Opferlammes befand, rechts und links von der Darstellung eines Kelches und einer mit Hostien belegten Patene in

³⁷ Eberhard Hillebrand: Aktenvermerk, 31. Juli 1892. EGA Gütersloh A 641.

³⁸ Gesamtrechnung des Umbaus der Alten Kirche, 6. August 1893. EGA Gütersloh A 642.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Zu Christoph Siebe siehe: Benedikt Große-Hövest/Maria Heinrich: Die „Wiedenbrücker Schule“. Kunst und Kunsthandwerk des Historismus. Paderborn 1991, S. 58f.

auf die Spitze gestellten Vierecken begleitet. Links und rechts neben dem Relief standen, jeweils unter von zwei Fialen bekrönten Spitzbögen, Vollplastiken des die Gesetzestafeln haltenden Mose und des Apostels Paulus mit dem seinen Märtyrertod symbolisierenden Schwert, von Eberhard Hillebrand selbst als Vertreter des neuen Bundes charakterisiert. Auf der Rückwand thronte ein reich verziertes Kreuz, das etwa ebenso hoch war wie die Rückwand mit den übrigen Darstellungen und einen Korpus vom Drei-Nagel-Typ trug. Links und rechts neben dem Kreuz, allerdings deutlich niedriger, standen Skulpturen Mariens und des Apostels Johannes.⁴¹

5. Die Kanzel aus dem Jahr 1893

Von der neugotischen Kanzel, die Eberhard Hillebrand für die Apostelkirche plante, sind keine Entwurfszeichnungen erhalten. Daher muss eine Beschreibung sich allein auf Fotografien stützen. Die neue Kanzel trat an die Stelle einer alten, ebenfalls auf der rechten Chorseite befindlichen mit einem etwas zu mächtig erscheinenden Schalldeckel.

Die Planungen für die neue Kanzel reichen bis Juli 1892 zurück, und wie beim Altar entschied sich Hillebrand dafür, die einfachen handwerklichen Arbeiten an Gütersloher Handwerker zu übertragen, sich bei der Ausführung des Figurenprogramm jedoch auf Hannoveraner Bildhauer zu verlassen.

Den Auftrag für den steinernen Sockel der Kanzel erhielten wie beim Altar die Gütersloher Steinmetze und Bildhauer Heinrich Schmitz und Friedrich Wilhelm Voßpeter, wofür ihnen ein Honorar von 200 Mark gewährt wurde. Mit der Anfertigung des Kanzelkorbes, der in jedem Feld einen spitzbogigen Rahmen und verzierte Zwickel enthielt, sowie des mit einer Krone in neugotischer Formensprache verzierten Schalldeckels wurde der heimische Tischler Wilhelm Johannpeter beauftragt. Sein Honorar betrug 818 Mark. Dabei war er allerdings in seiner Gestaltung nicht frei, sondern musste sich an einem Entwurf des Architekten orientieren.

Mit den Relief-Skulpturen der Evangelisten, dem Christus-Relief sowie einem Rosenornament für die sechste Seite des Kanzelkorbes wurden wie beim Abendmahlrelief die Bildhauer Louis Krack und Heinrich Schmeckpeper beauftragt. Aber auch sie besaßen keineswegs völlige künstlerische Freiheit, sondern hatten einen Entwurf Eberhard Hillebrands auszuführen. Für ihre Arbeiten erhielten sie ein Honorar von 630 Mark. Offenbar war der Hintergrund der spitzbogigen Felder an der Kanzel in Gold gefasst. Mit dieser goldenen Ausmalung wurden die Ma-

⁴¹ Beschreibung in: Hillebrand, Kirchen (wie Anm. 11), nach Tafel 21. Das Werk enthält darüber hinaus im Textteil (a.a.O., S. 7) eine Kurzbeschreibung des Altars.

ler Karl Bedey und August Diehn, ebenfalls in einer Atelieregemeinschaft in Hannover arbeitend, beauftragt.



Abb. 8: Skulpturrelief des Evangelisten Matthäus
von der Kanzel des Jahres 1893
Foto: Eckhard Möller

Die drei kürzlich nach Gütersloh zurückgekehrten Reliefs zeigen Spuren der Kriegszerstörung: Während bei dem Relief des Evangelisten Johannes unten links der Adler als typische Beifigur fragmentarisch erhalten ist, lassen sich der Evangelist Matthäus und Christus, bei dem die zum Segen erhobene und die Weltkugel haltende Hand verlorengegangen sind, nur auf Grund der typischen Gesichtszüge identifizieren. Die Beschädigungen sollen auch künftig sichtbar bleiben, weil sie die Geschichte der Apostelkirche und ihrer Zerstörung dokumentieren. Da es in der Kirche keine Verwendung für die Reliefs gibt, hat die Kirchengemeinde mit dem Heimatverein Gütersloh einen Depositatvertrag geschlossen, der die Aufbewahrung der Reliefs im Magazin des Stadtmuseums und künftige Nutzungen regelt.

Auch für das dritte Prinzipalstück, den Taufstein, übernahmen Heinrich Schmitz und Friedrich Wilhelm Voßpeter die Steinmetzarbeiten. Sie schufen einen Sockel aus Deister-Sandstein, dem ein Säulenbündel aus Bely-Granit vorgelegt war. Auf diesem ruhte ein quadratischer Stein, einem Würfelkapitell nicht unähnlich. In diesen war ein Messingbecken eingearbeitet, das der Aufnahme der silbernen Taufschale diente. Mit den Symbolen Hand, Kreuz und Taube verwies das Becken auf die Taufe Jesu im Jordan.⁴²

6. Fazit

Die überaus reiche Ausmalung im Bereich des Chors und die reichen neugotischen Verzierungen an Kanzel und Altar, die die „Alte Kirche“ zu Beginn der 1890er Jahre erhielt, entsprachen zweifellos dem Zeitgeschmack des wilhelminischen Kaiserreichs. Da Rudolph Eberhard Hillebrand auch die Ausmalung und die Gestaltung der Prinzipalstücke im Detail plante, kann davon gesprochen werden, dass die Kirche eine Art Gesamtkunstwerk des Architekten darstellte.

⁴² Zur Neuweiheung (wie Anm. 26).



Abb. 9: Skulpturrelief des Evangelisten Johannes
von der Kanzel des Jahres 1893
Foto: Eckhard Möller



Abb. 10: Ein großes Gemälde der Beweinung Christi
aus: StadtA Gütersloh BB 15702
Es dominierte den Altarraum nach seiner Umgestaltung
durch Ernst Pfannschmidt 1932.

Foto: Ansichtskarten-Verlag Zimmaß, Erfurt

**„Gott behüte unsre Lande, unsre Seelen vor der Schande“
Patriotische Briefseelsorge im Ersten Weltkrieg –
ein Beispiel aus Minden-Ravensberg¹**

Als ein bemerkenswertes Seelsorgebeispiel aus dem Ersten Weltkrieg ist eine Briefsammlung aus Minden-Ravensberg erhalten, die durch glückliche Umstände vollständig bewahrt geblieben ist und während der zurückliegenden Jahre nunmehr ausgewertet und als Band 37 der „Roten Reihe“ (der Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte) publiziert werden konnte.²

Die insgesamt 48 vom Briefschreiber selbst nummerierten, nunmehr mit einem reichhaltigen Anmerkungsapparat kommentierten Briefe wurden zwischen dem 6. September 1914 und dem 13. Dezember 1918 aus dem Pfarrhaus Oetinghausen, Kreissynode Herford, an sämtliche männliche Gemeindeglieder versandt, die sich außerhalb der „Heimatgemeinde“, also im Einsatz als Kriegsteilnehmer, als Frontsoldaten im Westen wie im Osten, in der Rekrutenausbildung, in Lazaretten, in ausländischer Kriegsgefangenschaft und anderer kriegsbedingter Abwesenheit befanden.

Eine akribisch gepflegte Anschriftenkartei wuchs im Laufe der Kriegsmonate und -jahre auf zuletzt 380 Anschriften an: Nach Sibirien und Marokko, Polen und Russland, in die Karpaten und die Slowakei, nach Ungarn, Galizien, Frankreich, Rumänien, Tschechien, in die Vereinigten Staaten, die Walachei, nach Litauen und Siebenbürgen, Masuren, Flandern, England, Finnland, nach Konstantinopel, Odessa und Kiew verließen 48 verschiedene, mehrseitige, handgeschriebene, später hektographierte Monatsbriefe das Pfarrhaus des kleinen ravensbergischen Dorfes.

So verschickte der mit unermüdlicher Kraft und Motivation sich sorgende „Heimatpastor“ Johannes Meyersieck³ insgesamt mehr als 16.000

¹ Kurzvortrag beim Tag der Westfälischen Kirchengeschichte am 25. Oktober 2014 in Münster. Die vorgetragenen Briefzitate sind im Vortragstext belassen, dazu noch weitere zur Veranschaulichung bzw. zum Beleg der Ausführungen im Anmerkungs-text ergänzt.

² Rottschäfer, Ulrich (Hg.): „Wir denken an euch“. Feldpostbriefe eines ravensbergischen „Heimatpastors“ im Ersten Weltkrieg (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 37), Bielefeld 2011.

³ Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, S. 330, Nr. 4159. – Johannes Friedrich Karl Gottlieb Meyersieck versah von Juni 1914 bis Oktober 1920 die neue zweite Pfarrstelle des alten ravensbergischen Kirchspiels Hiddenhausen. Neben dem ersten Bezirk des Kirchspiels mit dem Kirchdorf Hidden-

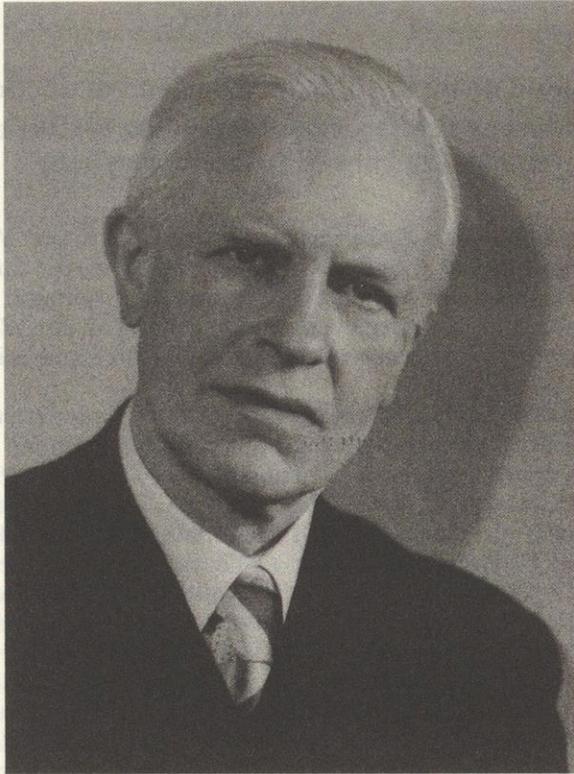


Abb. 1: Johannes Meyersieck (1884–1971)

Foto: Landeskirchliches Archiv Bielefeld

Feldpostbriefe, dazu noch etwa 3.500 Paketsendungen in alle Welt. Auf diese Weise erhielt jeder der 489 Soldaten, die bis 1918 einberufen wurden, aus seiner Gemeinde monatlich einen Brief seines Gemeindepfarrers – eine beachtliche Leistung, ein kaum zu ermessendes Ausmaß an disziplinierter Organisation neben aller Gemeindegemeinschaft vor Ort, an unaufhörlicher Arbeitskraft, lange Zeit auch an privat getragener Finanzierung dieser Bemü-

hausen und den Nachbardörfern Eilshausen und Bustedt, den von 1889 bis 1930 Pfarrer Wilhelm Meyer betreute, war Pfarrer Meyersieck den beiden Dörfern des zweiten Bezirks der großen Gemeinde, Oetinghausen und Lippinghausen, zugeordnet.

hungen, dabei zugleich an einfühlsamer und, wie zahlreiche Briefftexte zeigen, weitsichtig fürsorglicher⁴ wie speziell theologisch-seelsorgerlicher Bemühung.

Mit einem Segnungs- und Abendmahlsgottesdienst hatte der Pastor die ersten 120 jungen Männer seiner Gemeinde unmittelbar am 1. August 1914, wenige Stunden nach der allgemeinen Mobilmachung, zum „Einsatz für das Vaterland“ verabschiedet.⁵ Seitdem standen sie als Soldaten draußen „im Felde“.

Den ersten Brief schrieb der junge Johannes Meyersieck, damals erst wenige Wochen⁶ in seiner ersten Pfarrstelle im Dienst, am 6. September 1914 an die ihm bis dahin bekanntgewordenen Feldpostadressen jener 120 Jünglinge, Jungbauern, Familienväter, Hoferben, Handwerksgesellen. Er begann mit bezeichnenden Worten, in denen sich bereits der gleichbleibende Duktus aller Briefe, vor allem aber auch die Intention des „Heimatpastors“, als der er in jedem der 48 Briefe die Empfänger grüßt, für die gesamten vier Jahre des Krieges abbildet:

⁴ Zum Beispiel Rottschäfer, Feldpostbriefe (wie Anm. 2), Brief Nr. 1, S. 22: „Heute nur eine kurze Warnung, die vielleicht schon an Euch gelangt ist, wie sie hier durch die Zeitungen gegangen ist: 1) Hütet Euch vor den *Falltüren* in Frankreich, hinter denen 1870 schon so mancher „Vermißte“ verschwunden ist. – 2) Hütet Euch vor dem *Ab-sinth*, diesem verderblichen alkoholischen Getränk der Franzosen, aber hütet Euch überhaupt vor dem *Alkohol*. Er bringt Euch in sittliche und leibliche Gefahr. Eure Körper- u[nd] Nervenkraft ist zu kostbar, als daß Ihr sie so vergeuden dürft. Wie hat doch unser Kaiser gesagt: diejenige Nation, die das geringste Maß Alkohol zu sich nimmt, die gewinnt. *Und das sollt Ihr sein*. Und Ihr wißt: *Wir müssen siegen*.“ Oder auch a.a.O., Brief Nr. 6, S. 38: „Und nun zum Schluß noch eine ernste Bitte: Etwa im November werden die meisten von Euch ein Sittlichkeitsflugblatt erhalten haben durch ihre Angehörigen. Ich lege noch einmal heute das Blatt bei. *Bitte, bitte* beachtet den Inhalt, auch Ihr in den Garnisonen, ja Ihr erst recht, damit Ihr alle als Sieger und nicht als ehrlos erbärmliche Wichte heimkehrt und Eure Frauen und Bräute und Kinder unglücklich macht. Es gibt davon schon genug. In 1 einzigen Lazarett in Sachsen liegen 360 geschlechtskranke Krieger. Müßten die nicht eigentlich mit Schande aus dem deutschen Heere ausgestoßen werden? Sie machen den deutschen Namen fleckend vor den anständigen Bewohnern des besetzten Landes. Aber die Versuchung wird gewiß oft sehr groß sein.“

⁵ A.a.O., Brief Nr. 14 (vom 1. August 1915), S. 64.

⁶ Die Einführung in die Pfarrstelle hatte am 14. Juni 1914 stattgefunden; s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 330, Nr. 4159.

Posten nicht eigenmächtig verlassen darf, und ich weiß, daß ich auch hier dem Vaterlande Dienste leisten kann.“⁷

Und weiter:

„Manchem von Euch ist die Arbeit des Pastors vielleicht bisher überflüssig erschienen, die des Feldpredigers wird Euch willkommen sein. Und so werdet Ihr denn, hoffe ich, auch meinen Gruß aus der Heimat nicht verachten, wenn ich Euch von Zeit zu Zeit einen ins Feld hinaussende als einen Gruß von der Heimatkirche, und werdet nicht unwillig werden, wenns nicht lauter Schmeicheleien sind, sondern auch Mahnungen, herausgebornen aus der Erkenntnis der großen Gefahren für Leib und Seele, die Euch draußen drohen.“⁸

Zum konzeptionellen Duktus zählt, dass nahezu alle Briefftexte mit einer heimatlichen, jahreszeitlichen, gottesdienstlichen, seltener auch einer kriegspolitischen Beobachtung,⁹ selten auch einem Pressezitat beginnen, gelegentlich mit einem Hinweis auf die aktuelle Erntearbeit auf den Feldern, die Obstblüte, die Rodelfahrt und den Schneemann-Bau der Dorfjugend, eine Bauernregel, die gegenwärtigen Ernährungssorgen und dergleichen, zuweilen angereichert durch eine besinnliche Anekdote, vielfach auch mit Versen der klassischen Lyrik.

⁷ Rottschäfer, Feldpostbriefe (wie Anm. 2), Brief Nr. 1 (vom 6. September 1914), S. 21.

⁸ Ebd.

⁹ Zum Beispiel a.a.O., Brief Nr. 12, S. 56: „Hoffentlich habt Ihr tapferen Kämpfer in den Armeen v[on] Mackensen u[nd] v[on] Linsingen nun bald Galizien gesäubert, dann wird Euch gewiß auch die verdiente Erholung gewährt werden können. Was werdet Ihr bei Euren Verfolgungsmärschen unter dem Staub u[nd] der Hitze gelitten haben! Jetzt werden die Rumänen gewiß Respekt vor Euch bekommen u[nd] den Italienern es nicht nachmachen. U[nd] sollte auch diese Hoffnung trügen, dann verzagen wir noch lange nicht. Noch nie ward Deutschland besiegt, wenn es einig war, hat der Reichskanzler damals im August gesagt. Und einig sind wir ja, Gottlob.“ Oder auch a.a.O., Brief Nr. 38, S. 201: „Und nun gehen wir in den vierten Kriegswinter hinein und müssen allmählich damit rechnen, daß Ihr auch in diesem Jahre noch Weihnachten draußen feiern müßt. Das ist ein bitteres Muß. Aber während des letzten Jahres haben sich die Dinge doch wesentlich zugespitzt, daß die Aussichten auf eine baldige Entscheidung gewachsen sind. Wir [ge]denken da der großen Erfolge dieses Jahres. Wie gings doch Schlag auf Schlag. Erst die Befreiung Galiziens und der Bukowina, dann die Eroberung Rigas, das großartige Unternehmen gegen Oesel[,] und nun das Gottesgericht, darf man wohl sagen, über Italien. Und daneben doch als eine unmittelbare Folge unserer Erfolge der innere Zerfall Rußlands, von dem wir eine ernstliche Bedrohung wohl nicht mehr zu erwarten haben, und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten unserer Feinde infolge der Tätigkeit unserer U-Boote. Und dabei dürfen wir wegen der Ernährung jedenfalls ruhiger sein als im vorigen Winter. Und nun sind neue wertvolle Provinzen in Italien erobert; was wir in Flandern haben preisgeben müssen, ist dagegen ganz wertloses Gelände. Was bedeuten überhaupt die 143 Quadratkilometer, die wir seit Juli im Westen verloren haben, gegenüber den 45.550 Quadratkilometern, die wir seitdem erobert haben. Aber nicht unterschätzen wollen wir, was Ihr dort in Flandern und an der Aisne geleistet habt! Ich glaube, das wird in der Heimat viel zu wenig beachtet“, schrieb mir kürzlich einer. Er wird wohl recht haben.“

Geschickt wird Pfarrer Meyersieck dabei, durchaus eindrucksvoll, jeder Anknüpfungspunkt zum Gleichnis: für das Licht der Osterbotschaft, für den Weg allen Werdens und Vergehens, für weihnachtliche Besinnlichkeit,¹⁰ für ein Totengedenken, für einen dankbaren Gedanken an den Schöpfer, zu dem der Erntekranz am Sonntag rief.

Nahezu immer wird schon im Briefanfang¹¹ deutlich erkennbar: Hier lädt der Gemeindepastor ein zum Gespräch, und zwar mit klarem pastoralem Anspruch und seelsorgerlich-väterlicher Attitüde, mit verständnisvoller, mitfühlender, herzlicher Anteilnahme an allem, was die extreme Welt-situation den Menschen in der Ferne wie zuhause auferlegt: dass sie vor allem zum Glauben ruft, zur Verantwortlichkeit mahnt, zur Lehre aus allen schlimmen Erfahrungen für die Kriegs- und besonders die Nachkriegszeit und das ganze Leben.

¹⁰ So zum Beispiel a.a.O. in Brief Nr. 6, S. 37: „Liebe Kameraden! Ist die Christnacht hell und klar, gibts ein gar gesegnet Jahr – so lautet eine alte Bauernregel. Heiligabend war hier hell und klar, und wie einige von Euch schon mitgeteilt haben, war sie es auch draußen, wenigstens im Westen. Aber wir denken bei jenem Bauernspruch nicht bloß an die Klarheit des Sternenhimmels, sondern an das Licht, das jene 1. Christnacht helle gemacht hat, das auch 100.000 Sonnen nicht weicht, weil es nicht bloß die Oberfläche der Erde beleuchtet, sondern es in den Herzen hell macht. Und da wünsche ich Euch denn, daß bei den ergreifenden Weihnachtsfeiern, von denen Ihr ja zum großen Teil berichtet habt, ein heller Schein in Euer Herz gefallen sei und nachleuchte Euer Leben lang, dann wird sich auch an Euch die Regel bewähren: Ist die Christnacht hell und klar, gibts ein gar gesegnet Jahr, gesegnet für Euren innern Menschen, aber Gott gebe, gesegnet auch für Euer schweres Werk und für unser ganzes geliebtes Vaterland.“

¹¹ Zum Beispiel a.a.O., Brief Nr. 9 (vom 22. März 1915), S. 46-48; Zitate S. 46f.: „Liebe Kameraden! Und dräut der Winter noch so sehr | Mit grimmigen Gebärden, | und streut er Schnee und Eis umher, | *Es muß doch Frühling werden.* [S]o haben wirs heute wieder erlebt. Als ich vor 3 Tagen durch die Gemeinde ging, kam ich als richtiger Schneemann in die Häuser hinein, aber heute früh riefs mir der warme Sonnenschein schon in mein Schlafzimmer hinein: ‚Frühling, Frühling wird es nun bald‘. [...] am liebsten hätte man zur Schute gegriffen u[nd] wäre schon in den Garten gegangen, z[um] 1. Mal sumtten wieder die Bienen vor ihren Stöcken, und die Schweine kamen neugierig in den Hof, um zu sehen, ob sie dort schon etwas Ersatz für die teure Gerste fänden. [...] Man ist doch gleich ein ganz anderer Mensch, wenn die Frühlingssonne lacht. Die Welt bleibt die alte, aber wie vermag sie der Frühling zu verklären! Liebe Kameraden, ists nicht ein Gleichnis, diese Frühlingssonne? [...] trägt das Kreuz wirklich nur ein sterbend Bild? Dann müßten wir b[eim] Karfreitag stehen bleiben u[nd] d[as] Osterfest streichen, u[nd] am besten streichen wir d[en] Karfreitag auch. [...] Aber wir wissens besser. Wir pflanzen d[as] Kreuz auf unsere Kirchtürme u[nd] auf Gräber u[nd] heften es den Tapferen auf die Brust nicht als Zeichen des Unterliegens, des Todes, sondern als Zeichen des Siegens, des Lebens, [...] U[nd] darum: *Fröhliche Ostern!* Euch draußen im Felde u[nd] uns in d[er] Heimat! [...] Im Osterlicht liegt auch die dunkle Welt des Krieges u[nd] des Todes u[nd] der Tränen verklärt da. Möge d[ie] Ostersonne i[m] Herzen leuchten [-] Euch, die Ihr tägl[ich] dem Tode i[ns] Angesicht schaut oder die Ihr wehmütig auf die Gräber der Kameraden schaut [-] u[nd] uns, denen es weh ums Herz ist über den Opfern, die das Vaterland v[on] uns gefordert hat, denen die Sorge um ihr Leben d[as] Herz bedrückt, denen, die mit leiden mit dem Schmerz des Vaterlandes.“

Im Mittelteil der Briefe werden sodann aktuelle Ereignisse des jüngsten Kriegsverlaufs aufgegriffen und mit ausführlichen Berichten aus der Heimat und zum Austausch untereinander entfaltet. Die vom öffentlichen (und erst recht deutschsprachigen) Nachrichtenzugang oft wochenlang völlig abgeschnittenen Soldaten im Einsatz erfuhren so von unvorstellbarem Leid an den internationalen Frontlinien, garniert mit in- und ausländischen Pressemeldungen und/oder bedeutenden (auch patriotisch kommentierten) politischen und militärischen Entscheidungen. Die Männer der ravensbergischen Landgemeinde, deren Gedanken während aller Monate in Krieg und/oder Lazarett bzw. Gefangenschaft auf die Angehörigen, auf das lokale und regionale Umfeld zu Hause ausgerichtet waren, erfuhren so regelmäßig von Wunden, die Familien (bis hin zur eigenen Familie des Autors) erleiden mussten, konkreten Szenen und Erlebtem, auch Familiendramen, Unglücken im Dorf und ringsum, Nachrichten aus dem Gemeindeleben, über Kriegstraungen, Geburten und zivile Sterbefälle, immer verbunden mit vielfältigen Grüßen quer über den Kontinent.

Zuletzt bildet schließlich die stets lange Auflistung der Vermissten, Gefangenen, Verwundeten, Erkrankten, der Beförderten und mit Orden dekorierten Soldaten den Abschluss. Zweifellos diente dieses dichte Kommunikationsnetz dem brennenden Interesse der weit verstreuten Leserschaft, der jungen Soldaten, zunehmend auch im Laufe der Monate und Jahre dem Austausch untereinander. Die Feldpostbriefe des Pastors bündelten alles, was die Empfänger mit der Heimat, mit den ihnen vertrauten Menschen verband, wie in einem Brennglas.

Viele der Empfänger schrieben Antwortbriefe, die dann im nächsten Brief aus dem Pfarrhaus wieder aufgegriffen und als Lebenszeichen dem großen Leserkreis bekanntgegeben wurden. Von beiden Seiten, vom Pastor wie von einzelnen Soldaten, wurden Fragen gestellt, gelegentlich sogar kontrovers diskutiert. Der aus all dem deutlich werdende ideologische Standort des Dorfpastors, der die persönliche Motivation zum Schreiben der Kriegsbriefe trieb und lenkte, lässt sich in vier bestimmenden Motiven skizzieren:

1. *Meyersieck versteht sich selbst als Soldat!* Er wäre zu gern selbst mit hinausgezogen! Akribisch genau verfolgt er nunmehr von der „Heimatfront“ aus¹² das Frontgeschehen in der Ferne, kommentiert die

¹² Zum Beispiel deutlich ausgeführt a.a.O., Brief Nr. 28, S. 132: „Das Heimatheer soll in noch weiterem Umfange mobilgemacht werden, um Euch die Waffen zu reichen, die Ihr braucht. Zu diesem Heere gehöre ich ja auch wohl, solange mich die Militärbehörde noch nicht ablöst. Sind's auch keine Gewehre und Granaten, die ich schmieden kann, Waffen des Geistes tun auch not, und da hoffe ich, daß auch meine Heimatgrüße mithelfen, Euch solche Waffen darzureichen und Eure Freudigkeit zu mehren, und auch mein Dienst in der Heimat mit dazu beiträgt, daß wir innerlich und äußerlich durchhalten.“

militärischen Entscheidungen in Berlin, berichtet über die Reaktionen im Ausland. Er spricht die Empfänger, die er vom ersten Tag an mit Begeisterung beneidet, darum auch stets als seine „Kameraden“ an! So findet der historisch-politisch interessierte Leser der Briefe in ihnen reichliches, anschauliches Material zu den (freilich vom Autor selektierten) Ereignissen des internationalen Kriegsverlaufs. Ein solches uns heute gewiss befremdendes militaristisches Denken und Empfinden durchweht alle 48 Briefe.

So umfassend wie möglich, wenn nötig sogar mit einer veranschaulichenden Kartenskizze, werden die Gefechte, Eroberungen, Rückschläge, Trauernachrichten, Gefangenenschicksale der Oetinghauser Männer in nahezu jedem Brief aufgelistet.

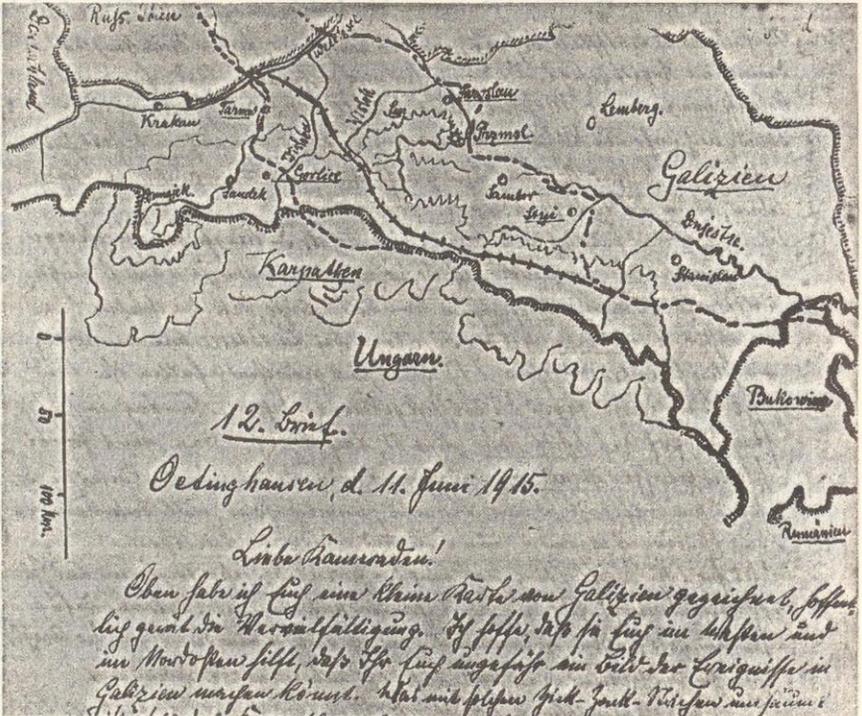


Abb. 3: 12. Brief Meyersiecks vom 11. Juni 1915
 (Kopie im Besitz des Verfassers)

Meyersieck organisiert bald ein „Dorfkriegsmuseum“ mit unzähligen Beutestücken, Flugblättern und Gegenständen aus den (meist ausländischen) Stellungen, aber auch diverse Haussammlungen in

seinem Dorf für die Soldaten: eine Kaisergeburtstagsspende, eine Ludendorffspende, eine U-Boot-Spende und mehr. Er gründet eine eigene „Jugendkompanie“ mit 72 Jugendlichen seiner Gemeinde zwischen 16 und 20 Jahren, um sie für das Mitkämpfen zu gewinnen und vorzubereiten.

2. sammelt er, wie dargestellt, „mit brennender Aufmerksamkeit“ alle erreichbaren Informationen aus der Heimat. Er will den Soldaten eine *Heimatverbundenheit*, die Krieg und Fremde zu überdecken und zu verdrängen drohen, ermöglichen und mit allen Kräften aufrechterhalten, derer sie um der psychischen Kraft willen bedürfen, nach der sie auch eindeutig verlangen, derer sie aber auch, die Familie daheim vor Augen, zum Schutz vor ethischen Versuchungen bedürfen, in der sie jede heimatliche Nachricht „aufsaugen“!

Der heimatgeschichtlich und auch familiengeschichtlich interessierte Leser der Briefe findet darin heute noch eine wahre Fülle interessanter, detaillierter, wertvoller Informationen über die damaligen Dörfer des Kirchspiels. Hunderte Namen Einheimischer sind „nebenbei“ erwähnt, Todesfälle, Ernteverlauf, Hausverkäufe, Schulbetrieb, Gottesdienste, Krankheitswellen, das Gedeihen der Felder und der Viehbestände, das mühevoll Wirken der Mütter und Ehefrauen, mit denen zusammen Meyersieck Strümpfe und Kniewärmer, Hemden und Handschuhe – und natürlich Zigarren – an die Männer in der Fremde verschickt.

3. Politisch steht natürlich für den bedingungslos *kaisertreuen Patrioten* der deutsche „Sieg“ ohne jeden Zweifel oder Vorbehalt fest!

„Wenn Ihr uns den Sieg erkämpft, wie wichtig ist es da, daß unser Volk sich darauf rüstet, daß der Sieg ihm nicht schade, daß der Segen des Sieges ihm zuteil werden kann.“¹³

Allein dieser Satz (wie hunderte andere Ausführungen zur Dramatik und Hoffnung des politischen Geschehens) zeigt bereits, dass der fraglos blinde Patriotismus und der völlig selbstverständliche Militarismus – beides prägte die politische Haltung wie auch die Kriegskommentierung in den Brieftexten und lässt sich natürlich mit heutigem Abstand allzu bequem und zeitgeistbestimmt kritisieren – in der Regel von pastoralen Zielen überlagert und durchdrungen ist, dass also das mutige Predigtamt wie auch das feinfühlig Seelsorgeramt letztlich alles dominieren.

Das lutherisch-pietistisch verkündete Evangelium von der Erlösung aus aller Schuldverstrickung, von der verborgenen und offen-

¹³ Wie Anm. 7.

baren Gegenwart Gottes, vom Leben aus der Gnade um Christi willen, der Ruf zum Glauben, zur Buße, zum Aufblick ans Kreuz, zur persönlichen Andacht, das Flehen zu Gott um Frieden, die christliche Ethik etwa der ehelichen Treue, der unermüdliche Appell an die Gewissen, der Aufruf zur Bitte an die Ehefrauen, auf „strenge Zucht im Hause“ zu achten, womit zeittypisch nicht mehr (und nicht weniger!) als eine bewusst christliche Erziehung gemeint ist – das und noch vieles mehr sind die Stichworte, um die sich immer wieder lange Ausführungen ranken.¹⁴

¹⁴ Zum Beispiel in einem Pfingstbrief, a.a.O., Brief Nr. 11, S. 52: „Geist v[on] oben spürt Ihr, wenn Ihr dem kampfuntüchtigen Gegner gegenüber Euch als Christen beweist, wenn Euch die Feldgottesdienste so wunderbar ans Herz greifen, wenn es Euch drängt, i[m] Feldgesangbuch oder im Neu[en] Test[ament] zu lesen. Aber Ihr kommt auch mit einem anderen, einem unheiligen Geist in Berührung, wenn Ihr mit schlechten Kameraden umgehen müßt, wenn in den Garnisonen od[er] den Etappenorten verkommene Weiber sich an Euch herandrängen u[nd] Euch verleiten wollen, Euren Frauen u[nd] Bräuten die Treue zu brechen u[nd] Eure Leiber zu schänden, wenn d[ie] Verführung z[um] Alkoholgenuß an Euch herantritt. Und nun fragt sich: Welcher Geist soll herrschen? Allein werden wir des bösen Geistes nicht Herr. Da laßt uns den Herrn bitten, daß er sein[en] Geist in uns kräftig wirken lasse, daß der böse Geist nicht aufkommen könne, sondern wir alle in dieser großen Zeit am inwendigen Menschen erstarken, damit neues göttliches Leben in unserm Volke erwache [...]“

Eben darin will Pastor Meyersieck

4. ganz ausdrücklich für alle Kriegsbetroffenen, für die Angehörigen zuhause wie für die Soldaten in der Fremde, der *Seelsorger* sein!

„Hinter dem kämpfenden Volk muß das betende Volk stehen, dann wird unser Volk einer großen, herrlichen Zukunft entgegen gehen. Und da darf ich Euch sagen: wir beten für Euch. [...] An jedem Donnerstag abends halb 9 sammeln wir uns in Lippinghausen vor Gottes Angesicht, um den Krieg in das Licht des Wortes Gottes zu rücken [...] und Ihr würdet Euch freuen, wenn Ihr sähet, wie viele zu diesen Kriegsbetstunden sich einfinden [...]“¹⁵

Mit einfühlsamen Worten denkt sich Pastor Meyersieck hinein in die Nöte und Gedanken der Kämpfenden, der Verwundeten, der Gefangenen, in ihre Sehnsucht nach dem Zuhause. Unablässig versorgt er die Empfänger seiner Briefe mit Bibeln, Traktaten und Andachtsheften, auch mit Bildern und sogar Fotos (!), mit Innenansichten ihrer dörflichen „Heimatkirche“ zu Hause. Vielfach warnt er vor sexuellen Versuchungen des Soldatenlebens, denen junge Männer in den Wirrnissen des Krieges leicht ausgesetzt sind, warnt vor leichtfertiger Untreue als Ehebruch wie auch vor Alkohol und Drogen. Er appelliert an Ehrfurcht und Liebe gegenüber den Eltern zu Hause, exegetisiert Psalmen und vertraute Gesangbuchverse, tröstet mit Auslegungen der biblischen Pasiongeschichte.

Alles patriotische und kaisertreue Beten und Hoffen sollte zuletzt, im Herbst 1918, bitter enttäuscht werden: Der Kaiser dankte ab, floh ins niederländische Exil, Deutschland wurde zur Republik. Der letzte und längste Brief Pastor Meyersiecks zeigt demzufolge viel Verbitterung, viel Ungewissenheit, zugleich auch ein ungebrochenes Gefangensein in den alten Idealen:

„Gottlob, daß wenigstens ein Lichtstrahl in das Dunkel fällt. Das deutsche Kriegsheer, das bis zum letzten Tage treulich seine Pflicht getan, es darf zurückkehren in das ruhmvoll verteidigte Vaterland. Die Fahnen, die so oft deutsche Siege gefeiert haben, können die *heimkehrenden Söhne Deutschlands* grüßen. Auch bei uns sind zahlreiche Guirlanden gewunden. In Lippinghausen ist – ein schöner Gedanke – sogar eine vor der Kapelle angebracht. Für die Einquartierung, die täglich erwartet wird, ist ein Klassenzimmer in Oetinghausen ausgeräumt. [...] Das Reich, das ihr geschirmt habt, ist zusammengestürzt. Ihr findet nur noch einen wüsten Trümmerhaufen. Nun müssen wir alle miteinander an diesem Neubau Hand anlegen. Entschei-

¹⁵ Wie Anm. 7.

dungen von ungeheurer Tragweite hat die Nationalversammlung zu treffen. [...] Aber so wichtig auch Gesetze sind, sie allein machen es noch nicht. Was nützt das schönste eigene Haus, wenn ein zerrüttetes Familienleben darin geführt wird? Da wartet Eure noch eine andere große Aufgabe. [...] So mancher im Kriege hat sich vorgenommen: wenn Gott mich gesund heimkehren lässt, dann soll es bei uns anders werden. Dann will ich und mein Haus dem Herrn dienen. Er hat Dir Deine Bitte erfüllt. Aber nun veriß es nicht und ‚bezahle dem Herrn Deine Gelübde‘ [...]“¹⁶

Wieder münden alle Gedanken in eine letzte Bitte dessen, dem das Amt des Gemeindepastors vor vier Jahren, unmittelbar vor Kriegsbeginn, aufgetragen war, der deshalb die allermeisten Briefempfänger als Gemeindeglieder noch gar nicht persönlich kennenlernen konnte, der es seitdem jedenfalls als das Amt des Seelsorgers verstand, dem dazu Vertrauen vonnöten ist:

„Da mein Amt mich hier festhielt, war es mir eine Genugtuung, euch ein Stück Heimat hinauszutragen und so etwas mit dazu beitragen zu können, euch den Rücken zu stärken. Wollt ihr mir *einen* Dank erzeigen, so bitte ich euch um ein klein wenig Vertrauen, um das Vertrauen, daß es mir Ernst ist damit, mein Amt unter euch zu führen in dem Geiste des Wortes: nicht daß wir Herren seien über euren Glauben, sondern wir sind Gehilfen eurer Freude.“¹⁷

Pfarrer Meyersieck, dessen Vater von 1883 bis 1920 das Gemeindepfarramt in Ubbedissen bei Bielefeld versah,¹⁸ wurde dort von 1920 an bis zum Ruhestand 1955 dessen Nachfolger. Er starb im hohen Alter von 87 Jahren am 25. November 1971 in Bielefeld. Noch bis zuletzt hatte er die Kontakte zu den frühen Orten seines Wirkens, nach Lippinghausen und Oetinghausen, nicht abreißen lassen. Sie galten den Menschen, denen er, auch wenn uns, was Wunder, die zeitgebundene politische Haltung nach einhundert weiteren weltgeschichtlichen Erfahrungsjahren ganz fremd geworden ist und inakzeptabel erscheinen muss, vor dem Hintergrund weltbewegender Ereignisse doch auch ein Zeuge des Evangeliums sein durfte.

¹⁶ A.a.O., Brief Nr. 48 (vom 13. Dezember 1918), S. 273-280.

¹⁷ Zitat: 2. Korinther 1,24; s. Rottschäfer, Feldpostbriefe (wie Anm. 2), Brief Nr. 48, wie Anm. 16.

¹⁸ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 330 Nr. 4158.

Jochen-Christoph Kaiser

Die Gründungsjahre der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster

2014 beherrschten zwei – einhundert und fünfundsiebzig Jahre zurückliegende – weltgeschichtliche Ereignisse, an denen das Deutsche Reich, seine Führungseliten sowie nahezu alle Bürgerinnen und Bürger intensiven, oft schmerzlichen Anteil hatten, die historische Erinnerungskultur: der Kriegsausbruch 1914 und der deutsche Überfall auf Polen, der 1939 den Zweiten Weltkrieg auslöste. Angesichts der Wucht dieser Vorgänge und ihrer alle bisherigen Erfahrungen sprengenden Folgekosten könnte man meinen, dass demgegenüber in ihrer Wertigkeit geringer erscheinende Gedenkanlässe in den Hintergrund gedrängt worden seien. Das ist jedoch nicht der Fall. Gründe dafür liegen weniger in der Tatsache, dass letztere in der Rückschau der sich Erinnernden einen ähnlichen Stellenwert wie die genannten beiden Großereignisse gehabt hätten, als in dem schlichten Faktum, dass konkrete Geschichte und die Erinnerung an sie nicht einfach aufhören, präsent zu sein, auch wenn sie scheinbar von der Gewalt solch zentralen Gedenkens überlagert werden. Mit anderen Worten: Auch angesichts des scheinbar alles überformenden „großen Moratoriums des Krieges“ (Odo Marquardt) geht die Geschichte – und damit der Alltag – weiter. Wer in den Weltkriegen keine Angehörigen verlor oder von sonstigen Auswirkungen wie Hunger, Mangelkrankheiten etc. kaum betroffen war – wie viele Menschen in den ländlichen Randregionen Westfalens und gerade auch des Münsterlandes –, wird die Schrecken von Krieg und Nachkriegszeit anders erfahren haben als die unmittelbar Betroffenen auf den Schlachtfeldern in Ost und West oder an der sogenannten „Heimatfront“ in den großen Städten.

1. Kirchenpolitische Konstellationen im protestantischen Preußen und seiner westfälischen Provinz

Das gilt auch für den Fortgang der politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklung auf regionaler und lokaler Ebene. Natürlich lassen sich die Einwirkungen der Kriegszeit mit ihren Budgetkürzungen und der allgemeinen Mangelverwaltung hier ebenso beobachten, aber gleichzeitig wurde weiterhin gebaut, geplant, produziert, wengleich in eingeschränktem Umfang. Ferner besitzt eine perfekte Administration entscheidenden Anteil daran, dass ein politisch-soziales System in Notzeiten nicht ad hoc zusammenbricht. Das trifft auch auf die preußische Kultusverwaltung zu: Wengleich die Zahl der Studierenden und Dozenten

wegen der Einberufungen zum Kriegsdienst drastisch zurückging, unterbrachen Ministerium und nachgeordnete Dienststellen in den Provinzen ihre Planungen keineswegs, denn niemand rechnete anfangs mit einer vierjährigen Kriegsdauer – und dann wollte man für die Friedenszeit gerüstet sein. So handelte es sich auch im Fall der Erhebung der Münsterschen Akademie zur Volluniversität um einen längeren Prozess, der 1902 förmlich damit begann, dass Kaiser Wilhelm II. in seiner Eigenschaft als preußischer König die Einrichtung einer rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät billigte und der Münsterschen Hochschule gleichzeitig den Charakter einer preußischen Fakultät verlieh. Abgeschlossen war die Entwicklung damit keineswegs, denn die Ausstattung der anlässlich des Kaiserbesuchs von 1907 mit dem Namen „Westfälische Wilhelms-Universität“ ausgezeichneten neuen Institution blieb noch ein Vierteljahrhundert unvollständig: 1914 erhielten die Protestanten ihre eigene theologische Fakultät, und erst 1927 folgte die förmliche Konstituierung der Medizinischen Fakultät, die schon auf eine lange Tradition medizinischen Unterrichts in der Stadt zurückblicken konnte.

Welche näheren Umständen führten – so unsere Fragestellung – zur Errichtung einer Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster? Hier gilt es, eine Reihe unterschiedlicher Aspekte zu beachten, die nur auf den ersten Blick wenig miteinander zu tun haben: Es handelt sich um etwa drei Diskursebenen, die in scheinbarer Unabhängigkeit voneinander das Rahmenthema eines für den westfälischen Pfarrernachwuchs wünschbaren, eigenen theologischen Ausbildungszentrums berührten, aber keineswegs in erster Linie auf eine akademische Plattform zielten:

1. Zunächst einmal ging es um nicht unerhebliche kirchenpolitische Friktionen im preußischen Kirchenregiment, wo sich in den Provinzialsynoden, vor allem aber im Evangelischen Oberkirchenrat (EOK) im Wesentlichen zwei Kirchenparteien gegenüberstanden, die miteinander um den politischen Kurs der Landeskirche rangen und angesichts der Herausforderungen der „modernen“ Theologie nach Wegen suchten, um dieser angemessen zu begegnen.
2. Ferner spielte die 1905 erfolgte Errichtung der Kirchlichen Hochschule in Bethel eine gewichtige Rolle, deren Gründer sich erklärtermaßen gegenüber der historisch-kritischen Forschung in Gestalt etwa der Religionsgeschichtlichen Schule sowie von der Schulpolitik der Staatsregierung abgrenzten.
3. Schließlich bestimmten verdeckte bis handfeste antikatholische Ressentiments die Debatte um die Etablierung der evangelischen Theologie in Münster, obschon sich die Staatsregierung erkennbar bemühte, solche Missklänge zu dämpfen, um den kulturellen Frieden in den neuen preußischen Westprovinzen nicht zu gefährden.

Dass der König als Summus episcopus wie auch das Kultusministerium und seine Kirchenabteilung als eigenständige Größen fungierten, die keineswegs immer einer Meinung waren, komplizierte die Behandlung strittiger Fragen zusätzlich. Von zentraler Bedeutung aber war der Kurs des EOK und der ihm zur Seite stehenden Generalsynode: Hier dominierten abwechselnd die von der Vermittlungstheologie geprägte Evangelische Vereinigung und – als ihr Widerpart – die Positive Union. An sich stand die „Vereinigung“ dem Liberalismus nahe, allerdings mit Einschränkungen, die sich auf das unbedingte Festhalten an der preußischen Union und den Bekenntnissen des 16. Jahrhunderts bezogen. In exegetischen Fragen gab man sich gegenüber der aufkommenden historisch-kritischen Methode in ihren wechselnden Spielarten aufgeschlossen und löste sich von überkommenen orthodoxen wie erwecklichen Positionen, die bis zur Jahrhundertmitte noch die theologische Ausrichtung der Landeskirche bestimmt hatten. Allerdings war der Kurs der „Vereinigung“ alles andere als geradlinig, da die Mitglieder der Generalsynode wie die des EOK sorgfältig darauf zu achten hatten, nicht mit Krone und Staatsregierung in Konflikt zu geraten. So musste sie geschmeidig agieren, wohingegen ihr Widerpart, die Positive Union, in ihrer „Oppositionsrolle“ wesentlich robuster auftreten konnte als die Evangelische Vereinigung, solange diese die Mehrheit der Delegierten der Generalsynode und des EOK stellte. Führungsgestalt der Positiven Union war der Berliner Hofprediger Rudolf Kögel, der Exponent der Hofpredigerpartei. Er genoss das Vertrauen des alten Kaisers Wilhelm I., während dessen Enkel nach der Thronbesteigung 1888 eher mit der Evangelischen Vereinigung bzw. Mittelpartei kooperierte. Zu deren wichtigsten Exponenten gehörten der Hallenser Praktische Theologe Willibald Beyschlag und seit den 1880er Jahren der geistliche Vizepräsident des EOK, Hermann von der Goltz. Auf dessen Linie lag ferner der Präsident des EOK, der Jurist Friedrich Wilhelm Barkhausen.

Die Positive Union war nicht allein eine synodale Fraktion, sondern wurde von vielfältigen konservativ-erwecklichen Gruppierungen auf Ebene der Gemeinden und einzelner Segmente des Verbandsprotestantismus gestützt. Sie bildete einen entschiedenen Gegenpart zur liberal geprägten Weltanschauung und Wirtschaftsordnung, wie sie die Mehrheit des Bildungs- und Wirtschaftsbürgertums vertrat. In der liberalen Gesellschaftstheorie mit ihrer marktwirtschaftlichen Orientierung und Skepsis gegenüber tradierten religiösen Dogmen sahen die Positiven das Grundübel der Zeit: schleichende Entkirchlichung, allmähliche Lösung des Bildungssystems von christlichen Normierungen, der Einzug liberal-kritischen Denkens in die Geisteswissenschaften und vor allem in die Theologie. Die Besetzung der theologischen Lehrstühle wurde von „positiver“ Seite misstrauisch registriert. Dabei musste man sich stets gegen den unterschweligen Verdacht wehren, dass liberale Professoren, aber

auch die Lehrer das Einfallstor zur Verführung der Jugend und deren Entfremdung von religiös-kirchlichen Prägungen bildeten. Vereinzelt entstanden neue evangelisch geprägte Gymnasien, in denen das christliche Traditionsgut in erwecklicher Färbung besonders gepflegt wurde – so in Westfalen das Stiftische Gymnasium in Gütersloh. Die preußische Kultus- und Schulverwaltung war darüber nicht besonders glücklich, erhob sie doch selbst den Anspruch, Erziehung auf bewusst christlich-protestantischem Fundament zu bieten, und hielt Gründungen wie in Gütersloh für überflüssig, ja kontraproduktiv im Sinne moderner Schulpädagogik (Landfermann).¹ Besonders anstößig erschien der staatlichen Schulaufsicht die Kritik der Befürworter besonderer streng religiös orientierter Schulen am Unterricht in den alten Sprachen: Hier werde den Schülern heidnisches Kulturgut vermittelt, hieß es, das zu den ethischen Werten des Christentums in Widerspruch stehe.

Zu den Befürwortern freier christlicher Schulen bzw. theologischer Ausbildungszentren gehörte der Bethel-Begründer Friedrich von Bodelschwingh, der seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert den Aufbau einer eigenen theologischen Hochschule² betrieb und dessen Sohn und Nachfolger Fritz von Bodelschwingh in den 1920er Jahren allgemeinbildende Schulen in Bethel errichtete. Zu den Vorbildern des Vaters gehörte offenbar das genannte Gütersloher Gymnasium, mit dessen zeitweiligem Kuratoriumsvorsitzenden, dem Pfarrer und Gymnasialprofessor Julius Möller, Bodelschwingh befreundet war. Eine Vorstufe der 1905 ins Leben tretenden Betheler Kirchlichen Hochschule – jedoch *nicht* ein regelrechter Vorläufer – war das Betheler Kandidatenkonvikt, wo junge examinierte Theologen die Zeit bis zur Berufung auf eine Stelle verbrachten und sich mit Themen der Diakonie und der (äußeren) Mission beschäftigten. Allerdings scheiterte Bodelschwinghs Versuch, das Konvikt zu einer Art Predigerseminar bzw. Sammelvikariat zu erheben, was er als notwendig ansah, weil nach seiner Einschätzung die angehenden Pastoren „meist ohne Erfahrung und Anleitung in das Amt hineintreten, für das sie nichts

¹ Dietrich Wilhelm Landfermann (1800–1882), Erinnerungen aus seinem Leben, Leipzig 1890. Landfermann war Provinzialschulrat in Koblenz und Leiter des Höheren Schulwesens der Rheinprovinz; zu ihm siehe auch Ottwilm Ottweiler, Der Koblenzer Provinzialschulrat Dietrich Wilhelm Landfermann (1800–1882). Ein Beitrag zur Schulgeschichte im Rheinland, in: Landeskundliche Vierteljahrsblätter 37 (1991), S. 177–192. Zum Verhältnis der Inneren Mission zum preußischen Schulwesen vgl. Jochen-Christoph Kaiser, Volksmission als gesellschaftliche Sinnstiftung: Der kulturelle Formierungsanspruch der Inneren Mission, in: Jochen-Christoph Kaiser (Hg.), Soziale Arbeit in historischer Perspektive. Zum geschichtlichen Ort der Diakonie in Deutschland, Festschrift für Helmut Talazko zum 65. Geburtstag, Stuttgart [u.a.] 1998, S. 24–38, besonders S. 26–28.

² Allgemein dazu Frank-Michael Kuhlemann, Die kirchliche Hochschule Bethel. Grundzüge ihrer Entwicklung 1905–2005, Bielefeld 2005.

anderes mitbringen als eine dürftige Weisheit von den Schulbänken“.³ Dies wurde Ende des 19. Jahrhunderts allgemein als Mangel empfunden: Die Gründung von Predigerseminaren in den einzelnen Landeskirchen nach dem Vorbild des bereits seit 1817 bestehenden Wittenberger Seminars im Anschluss an den Ersten Weltkrieg ist dafür ein Beleg. Auch der EOK wurde eingeschaltet, dessen Präsident Barkhausen sich allerdings zögerlich zeigte, nicht zuletzt, weil der westfälische Generalsuperintendent Gustav Nebe die Betheler Initiative skeptisch betrachtete. Immerhin ließ Barkhausen das Unternehmen in verkleinerter Form zu. Offensichtlich sah man in Berlin die Aktivitäten des alten Bodelschwingh auch deshalb kritisch, weil man zu starken Einfluss der Gemeinschaftsbewegung auf Theologiestudium und Kirche fürchtete und im EOK ohnehin der Auffassung war, der geeignete Ort für die wissenschaftliche Pfarrerausbildung sei und bleibe die Universität.⁴ Ab 1890 geriet das Konvikt stärker in den Dunstkreis der Überlegungen für ein Ausbildungszentrum der Betheler Äußeren Mission: Bis 1908 durchliefen das Konvikt 26 akademisch gebildete Theologen, die dann als Missionare nach Ostafrika gingen. Schließlich konzentrierte sich auch die Idee der „Brüder mit der blauen Schürze“, das heißt von Kollegiaten, die an den Wochenenden in Betheler Einrichtungen Dienst taten, auf das Konvikt. Trotz mangelnder institutioneller Anerkennung durch die Provinzialkirche war damit ein gewisser Einfluss auf diese gesichert.

Nach dem Scheitern des Vorhabens, das Kandidatenkonvikt zu einer Hochschule oder wenigstens zu einem anerkannten Predigerseminar auszubauen, gab „Vater Bodelschwingh“ seine Initiative zwar nicht auf, verlagerte sie aber, nachdem er 1888 neues Mitglied der Generalsynode geworden war, auf Bemühungen, mit Hilfe dieses Gremiums verstärkten Einfluss auf die Berufungspolitik der preußischen Theologieprofessoren zu nehmen, was ihn dem Spott seiner liberalen Gegner aussetzte. So kommentierte die nationalliberale Berliner National-Zeitung ironisch: „[...] Es gäbe allerdings ein Mittel, die moderne theologische Wissenschaft auf den Universitäten unschädlich zu machen. Man brauchte nur dem Generalsynodalvorstand oder den Konsistorien eine entscheidende ‚Mitwirkung‘ bei der Besetzung theologischer Professuren zugestehen.“ Und Willibald Beyschlag, Praktischer Theologe in Halle, meinte ähnlich süffisant: „Herr Pastor von Bodelschwingh ist ein Mann von großen Ver-

³ So in einer Eingabe Friedrich von Bodelschwingh-Vater 1887 an das Kultusministerium in Berlin; zitiert nach Jelle van der Kooij, *Die Entstehung der Theologischen Schule*, in: Gerhard Ruhbach, *Kirchliche Hochschule Bethel 1905–1980*, Bielefeld 1980, S. 11–57, dort S. 21.

⁴ So der Greifswalder Praktische Theologe Eduard von der Goltz, der an diesem Punkt ähnlich dachte wie sein Vater, der geistliche EOK-Vizepräsident Hermann von der Goltz, in einem Brief an Fritz von Bodelschwingh vom 12. September 1927; s. a.a.O., S. 28.

diensten und großer Schöpferkraft, allein hier betritt er ein Gebiet, von dem er nichts versteht.“ Die Fakultät in Halle habe ihm einst den Ehrendoktor verliehen, „allerdings nicht wegen seiner theologischen Kenntnisse oder Verdienste, sondern nur [...], um in ihm einen evangelischen St. Franziskus zu ehren“. Dieser habe von Theologie nichts verstanden, aber er habe sich auch nicht an der Gründung einer theologischen Fakultät versucht.⁵

Der Gedanke verstärkter Einflussnahme auf die Berufungspolitik sollte übrigens Jahre später im Zusammenhang mit der Errichtung der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster eine wichtige Rolle spielen. Erste Bemühungen um deren Schaffung gab es bereits Anfang der 1890er Jahre. Ihren Ausgangspunkt nahmen die Debatten über dieses Thema in der westfälischen Provinzialsynode. Wegen der zurückhaltenden Position der Berliner Kirchenleitung und selbst des Münsterschen Konsistoriums schlug man bewusst einen Umweg ein, um diesem Wunsch Nachdruck zu verleihen:

Mit der Gründung der beiden preußischen Westprovinzen Rheinland und Westfalen waren die bis dahin bestehenden westfälischen Universitäten Münster und Paderborn zugunsten Bonns aufgehoben und zu Akademien degradiert worden, womit der ursprüngliche Plan des Freiherrn vom Stein scheiterte, Münster zu einer modernen preußischen Großuniversität auszubauen. Der Akademie fehlten – wie schon erwähnt – neben der evangelischen Theologie noch zwei weitere klassische Fakultäten: die Rechts- und Staatswissenschaften sowie die Medizin. Da sich um die Jahrhundertwende abzeichnete, dass die Juristen in absehbarer Zeit eine eigene Fakultät erhalten würden, was dann 1902 auch geschah, argumentierte die westfälische Provinzialsynode 1891 zur Förderung ihres Antrags, es sei im Interesse des paritätischen Charakters der Akademie und entspreche dem Bedürfnis der Provinzialkirche, wenn bei dieser Gelegenheit neben der juristischen auch eine theologische Fakultät für die Protestanten gegründet würde. Doch der EOK winkte ab und wollte die Initiative nicht unterstützen, weil eine Erweiterung der Akademie durch neue Fächer seines Erachtens nicht in Sicht sei.

Fast zehn Jahre wurde das Thema nicht weiterverfolgt, jedenfalls nicht von offizieller Seite. Aber innerhalb der Akademie und in Teilen der evangelischen Bevölkerung Westfalens diskutierte man weiter über das vermeintliche Unrecht durch die Zurücksetzung, die sich negativ auf die ganze Provinz und ihre Entwicklung auswirke. Dazu griff die Presse in die Debatte ein, so dass sich nun auch die kirchliche Obrigkeit in Münster und Berlin dem Thema nicht mehr entziehen konnte. Während der EOK trotz ablehnender Haltung des Königs eine Erweiterung der Akademie – freilich vorerst nur bezogen auf die Juristen und Mediziner, nicht auf die

⁵ A.a.O., S. 27f.

evangelischen Theologen – für sinnvoll hielt, beharrte das Konsistorium Münster auf seiner ablehnenden Haltung, die allerdings in sich wenig überzeugend blieb. Am 10. August 1901 wandte sich der Münstersche Generalsuperintendent Gustav Nebe mit einem aufschlussreichen Brief an den bereits erwähnten Vizepräsidenten des EOK, in dem er seine Ablehnung einer Erhebung der Akademie zur Universität erläuterte. Aus dem nicht widerspruchsfreien Schreiben soll im Folgenden etwas ausführlicher zitiert werden.⁶

2. Das Problem der konfessionellen Parität als Motor der Errichtung einer protestantisch-theologischen Fakultät

Auslöser der neuen Debatte sei der in der Presse geäußerte Verdacht, die Königliche Akademie in Münster sei eine [katholisch!] „konfessionalisierte Hochschule“. Die Staatsregierung streite das ab und weise auf ihre Praxis hin, auch Professoren evangelischer Konfession nach Münster zu berufen. Das mache in der Öffentlichkeit jedoch wenig Eindruck, die weiterhin eine „Entkonfessionalisierung“ der Münsterschen Akademie fordere. Andererseits vermute er (Nebe), die Errichtung einer protestantisch-theologischen Fakultät werde die konfessionellen Spannungen noch erhöhen, weil dadurch gerade das katholische Profil der Hochschule gestärkt werde. Deshalb sei das Münstersche Konsistorium der Auffassung, die Erweiterung „weder als wünschenswert noch gar als notwendig“ anzusehen. Das Konsistorium befürchte, dass – angesichts der ultramontanen Stellung der Katholiken in Münster – auf die neuen Lehrstühle wiederum nur katholisch gesonnene Hochschullehrer oder doch nur solche berufen würden, „die sich den hier herrschenden Anschauungen zu unterwerfen bereitfinden lassen werden“. Die Akademie werde dadurch mehr als zuvor ihren katholischen Charakter festigen und die katholischen Studenten von engeren Kontakten zu ihren evangelischen Kommilitonen fernhalten. Es liege also keine Notwendigkeit zur Errichtung einer Volluniversität vor, zumal es derzeit eine „Überproduktion“ an Akademikern gebe und „bei dem Steigen des Wohlstandes und bei dem dadurch hervorgerufenen Drängen nach höherer Lebensstellung eher die Gefahr des Anwachsens eines akademischen Proletariats [drohe]“. Durch den Ausbau Münsters werde Westfalen „in seiner altsächsischen, niederdeutschen Abgeschlossenheit“ nur noch bestärkt, anstatt seinen Nachwuchs in außerwestfälischen Bildungsstätten heranzuziehen. Sollten Juristen und Mediziner aber dennoch Fakultätsstatus erhalten, müsse aus

⁶ Folgendes nach Robert Stupperich, Der Anteil der Kirche an der Errichtung der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster, in: JVKWG 49/50 (1956/1957), S. 199-207, hier S. 203-205.

Paritätsgründen auch eine Evangelisch-Theologische Fakultät ins Leben gerufen werden.

Im Sommersemester 1898 studierten 124 Westfalen evangelische Theologie, darunter 33 in Halle, 29 in Bonn, 19 in Greifswald, 13 in Erlangen, 9 in Tübingen und 6 in Berlin. Nebes Fazit lautete: „Wir sind ganz zufrieden, dass die Theologen ihre Studienzeit außerhalb der Provinz in überwiegend evangelischer Umgebung zubringen; verkennen auch das Bedenken nicht, dass Bonn durch das Fernbleiben der Westfalen einen schweren Schaden erleiden würde.“ Gleichwohl bleibe es unerlässlich, dass bei einem gegebenenfalls erfolgenden Ausbau der Akademie zu einer Vollanstalt eine Evangelisch-Theologische Fakultät geschaffen werden müsse, weil Münster sonst die einzige „katholische“ Universität in Preußen sein werde, mithin „ein Sammelpunkt ultramontaner Studentenschaft, eine Gefahr für das Staatsleben [...]“.

Ende des Jahres 1901 veranstaltete der EOK eine Umfrage in der rheinischen und westfälischen Kirchenprovinz wegen der Erweiterung der Akademie. Das Konsistorium in Koblenz lehnte diese schroff ab und hatte vor allem die sinkende Studentenzahl in Bonn dabei im Blick (damals aktuell 71 Theologiestudenten, davon 18 aus Westfalen). Ferner bemühte man das Argument, evangelische Studenten und Dozenten würden sich im katholischen Münster nicht wohlfühlen und dann dennoch ihr gesamtes Studium in der engeren westfälischen Heimat verbringen, was das Konsistorium offenbar nicht wünschte.

Der EOK ließ sich durch diese unisono erfolgende Ablehnung von seiner Forderung der Aufstockung der Akademie in eine Volluniversität aber nicht abbringen und revidierte diese Auffassung auch nicht, als König Wilhelm II. am 17. Dezember des Folgejahres 1902 eine theologische Fakultät evangelischer Ausrichtung ebenfalls verwarf. Dass wiederum zehn Jahre später neue Bewegung in die Diskussion kam, verdankte sich weniger kirchlichen Funktionären und Gremien als weltlichen Vertretern des Landtags mit seinen beiden Kammern, die für dieses Ziel fochten, sowie der westfälischen Provinzialsynode, die seit 1888 unermüdlich für die Schaffung einer Evangelisch-Theologischen Fakultät eingetreten war. Jedoch setzte man hier seine Hoffnungen auf eine Berufungspolitik, die primär positive Fachvertreter berücksichtigen würde, und ließ damit erkennen, dass es weniger um ein produktives, aber wissenschaftlich neutrales Gremium über Parteigrenzen hinaus ging als um die Fortführung älterer theologiepolitischer Traditionslinien ohne paritätischen Anspruch. Dieser hätte an sich auf der Hand gelegen, weil der Anteil positiver und liberaler Theologieprofessoren sowohl in Preußen als auch im Deutschen Reich insgesamt etwa 50:50 betrug. Nach einer Meldung der „Christlichen Welt“, die sich auf Angaben des „Hamburger Correspondenten“ vom 19. Mai 1905 bezog, waren in Preußen 32 Ordinarien positiv und 26 liberal eingestellt; bei außerordentlichen Professoren sowie Privatdozenten über-

wogen die „Nichtpositiven“. Die Vergleichszahlen für das Reich lauten: 54 liberale und 53 positive Ordinarien. Bei außerordentlichen Professoren und Privatdozenten findet sich dort ein ähnlicher Überhang von liberalen Einstellungen wie in Preußen.⁷ Die so lange bestehenden alten Befürchtungen der Positiven Union, die in der Westfälischen Provinzialsynode eine Mehrheit bildete, vor einer Übermacht der Liberalen waren angesichts dieser Zahlen mithin faktisch obsolet. Jedenfalls ist zu konstatieren, dass der EOK sowie die Generalsynode nach 1888 den westfälischen Kirchenvertretern nur formal folgten. Das heißt, sie traten ebenfalls für die Bildung einer zweiten theologischen Fakultät ein, taten dies aber aus kulturpolitischen und Paritätsgründen gegenüber der etablierten katholischen Theologie in Münster, während den westfälischen Synodalen und ihren Sprechern die Gründung der Fakultät in erster Linie als ein Bekennnisanliegen erschien.

3. Das Ringen um die Besetzung der Lehrstühle

Am 28. März 1914 beschloss das Preußische Abgeordnetenhaus die Fakultätsgründung; das Herrenhaus stimmte dem am 21. Mai des Jahres zu. Der Lehrbetrieb sollte zum Wintersemester 1914/1915 aufgenommen werden. Der Vertreter der Universität im Herrenhaus, der Mineraloge und Rektor im Akademischen Jahr 1909/1910 Professor Georg Busz, dankte dem Kultusminister emphatisch für diese Entscheidung, mit der sich jener „ein Denkmal“ in Westfalen gesetzt „und seinen Namen mit der Geschichte der Universität für immer verknüpft [habe]“. Diesen Dank verstärkte Konrad von Studt, langjähriger Oberpräsident der Provinz und einer der Vorgänger des amtierenden Kultusministers: Die Provinz habe es verdient, mit einer Volluniversität ausgestattet zu werden. Nun heiße es, dafür zu sorgen, dass die richtigen Leute auf die theologischen Lehrstühle kämen und der Minister deshalb auf „eine der christlich-positiven Gesinnung der evangelischen Bevölkerung entsprechende Besetzung der Lehrstühle“ achte. Eine solche Berufungspraxis würden auch die Katholiken zu würdigen wissen.⁸

Dieser Vorgang unterstützt die Vermutung, dass die Fakultätsgründung primär von der staatlichen Kirchenpolitik gefördert worden war und ohne diese Unterstützung wahrscheinlich an den theologiepolitischen Bedenken von Provinzialkirche und EOK-Mehrheit gescheitert wäre. Doch die kirchlich-theologischen Querelen um die richtungspolitische Besetzung der Professuren waren damit nicht beendet. Sie zogen

⁷ Manfred Jacobs, Die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Münster 1914–1933, in: Wilhelm H. Neuser (Hg.), Die Evangelisch-Theologische Fakultät Münster 1914–1989, Bielefeld 1991, S. 42–71, hier S. 46.

⁸ PrHH, 13. Sitzung, Sp. 556f. [29. Mai 1914].

sich noch längere Zeit hin, in der die jeweiligen Personalvorschläge von der Provinzialsynode mit Argusaugen verfolgt wurden. Wieder ging es um den – letztlich unbegründeten – Verdacht, dass über „Hintertüren“ am Ende doch liberale Personalentscheidungen fallen würden, die den Sinn des ganzen Unternehmens infrage stellen könnten. Den Anlass für dieses Misstrauen bildete der triviale Sachverhalt, dass es noch keine evangelischen Universitätstheologen in Münster gab, die eine Berufungskommission hätten bilden können. Deshalb nutzten Kultusminister von Trott zu Solz und seine Ministerialbeamten, namentlich der für Münster zuständige Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Prof. Dr. Ludwig Elster,⁹ die Chance, die Erstbesetzung der Fakultät selbst vorzunehmen. Diese wurde lange und offensichtlich ganz bewusst geheim gehalten, denn auf wiederholte Anfragen der Synodalpräsidies Friedrich König (Witten) und nach dessen Tod 1914 Hermann Kockelke (Schwelm) hieß es immer wieder, man sei noch nicht so weit, Namen zu nennen, obgleich diese längst feststanden!

So schrieb Präses König, der sich mehrfach vergeblich um eine persönliche Besprechung mit dem Minister bemüht hatte, um die personellen Wünsche der Synode vorzutragen, am 12. Dezember 1913 an den erwähnten Dr. Elster, bisher sei die westfälische Kirchenprovinz bezüglich der Ausbildung ihrer Theologen durch Bonn mitvertreten worden; indessen fühlten sich „große Teile der Provinz“ nicht zu Bonn hingezogen und suchten deshalb vorwiegend entfernte Universitäten wie Greifswald, Leipzig, Halle und Erlangen auf. Es bestehe „der lebhafteste Wunsch“, dass die neue Fakultät in Münster nun die entsprechende Anziehungskraft entwickeln möge. Das könne gelingen, wenn die Berufungen der Professoren auf jene fielen, „welche im wissenschaftlichen Leben Bedeutung haben, im Bekenntnis der Kirche stehen und durch ihre bisherige Wirksamkeit als gern aufgenommene Führer der theologischen Jugend sich erwiesen haben“. Das sei besonders der Fall in „Teilen der Provinz: [nämlich] Minden-Ravensberg, Siegerland, Tecklenburg und bei dem größeren Teile der Grafschaft Mark“, wenn die zu Berufenden zusammen „eine *einheitlich positive Fakultät*“ [Hervorhebung vom Verfasser] bildeten. Angesichts des Standortes Münster und seiner konfessionellen Gestaltung sei dies wesentlich: „Eine in sich selbst gespaltene evangelisch-theologische Fakultät würde gegenüber der hervorragend tüchtigen katholisch-theologischen Fakultät in erheblichem Nachteil sein [...]“. Hingegen böte eine „bei aller Freiheit im Einzelnen positiv geschlossene Fakultät [...] die

⁹ Elster war Vortragender Rat für das Hochschulwesen im Kultusministerium und in diesem Amt Nachfolger des Ministerialdirektors Friedrich Althoff (<http://www.catalogus-professorum-halensis.de/elsterludwig.html>; Stand 13.09.2015). – Nach den Erinnerungen Karl Heims (Ich gedenke der vorigen Zeiten. Erinnerungen aus acht Jahrzehnten, Hamburg 1957, S. 78f.) stellte Kultusminister von Trott zu Solz die Berufungsliste selbst zusammen; nach Jacobs (wie Anm. 7), S. 45.

beste Gewähr für die gegenseitige Achtung und für ein friedliches Verhältnis“. Er (König) kenne die Zahl der zu berufenden Professoren nicht; es stehe ihm schon aus diesem Grund nicht zu, bestimmte Namen zu nennen. Und dann nannte er sie doch: Eine Berufung von Erich Schaeder-Kiel (Systematik), Ernst Sellin-Rostock (Altes Testament) oder Georg Grützmacher-Heidelberg (Kirchengeschichte) werde in der Provinz „mit dankbarer Freude aufgenommen“. – Von dieser Wunschliste wurde schließlich nur Grützmacher berufen. Dass König, der zu Beginn des Wintersemesters 1914/1915 starb, die Besetzung der ganzen Fakultät noch bewusst erlebt hat, scheint fraglich.

Mit ähnlicher Zielrichtung äußerte sich der Versmolder Pfarrer Karl Eggerling in seiner Eigenschaft als Superintendent von Halle (Westfalen), Mitglied der westfälischen Provinzialsynode und der preußischen Generalsynode, in einem Schreiben an Kultusminister von Trott zu Solz am 9. Mai 1914, in dem es hieß: „Mit zunehmender Spannung und nicht ohne einige Besorgnis“ stünden die kirchlichen Kreise Westfalens vor der Frage, mit welchen Männern die neue Fakultät besetzt werde. „Für ein Unglück würden diese Kreise es halten, falls nicht positive Theologen die neuen Lehrstühle bestiegen“, und zwar in vierfacher Hinsicht: 1. Nur eine positiv besetzte Fakultät könne die Parität zur vorhandenen Katholisch-Theologischen Fakultät gewährleisten. 2. Wer sich [im evangelischen Westfalen] der Theologie zuwende, wolle nicht „negative Professoren“, sondern eine Fakultät, die „in erster Linie [...] unseren Söhnen dienen [solle]“. 3. Gebe es keine „positive Fakultät“, werde diese bald in Spannungen zum Münsterschen Konsistorium geraten, „deren Folgen nicht abzusehen [seien]“. 4. Sei bereits die Betheler Theologische Schule „streng positiv“ ausgerichtet. Sollte die Zusammensetzung der Münsterschen Fakultät ganz anders ausfallen, werde das positive Element in Bethel so gestärkt, dass das weder für den Staat noch für die Kirche wünschbar sei. [!] Denn aus einem solchen Gegensatz heraus würden nur freikirchliche Bestrebungen gefördert.¹⁰

Noch kurz vor der Konstituierung der neuen Fakultät zum Wintersemester 1914/1915 beschäftigten sich zwei überregionale Zeitungen intensiv mit den Münsteraner Vorgängen: die „Neue preußische Zeitung“ – vulgo „Kreuzzeitung“ wegen des Eisernen Kreuzes in ihrem Titel – am 30. April 1914 und die liberale „Kölnische Zeitung“ am 2. Mai. Ihre Kommentare zur Besetzung der Münsterschen Lehrstühle seien hier wie-

¹⁰ Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK) Berlin, I. HA, Rep. 76, Kultusministerium VA Sekt. 13, Tit. IV, Nr. 16, Bd. 1. – Aufschlussreich an diesem Schreiben erscheint die kirchenpolitische Warnung vor einer Überbetonung des positiven Anliegens, die sich für den Gesamtprotestantismus schädlich auswirken könne, da sie die Kirche an den Rändern möglicherweise schwäche. Vermutlich spielte die negative Erinnerung an die (alt-)lutherische Separation der 1830er Jahre in Schlesien hier eine Rolle.

dergegeben, weil sie bemerkenswert deutlich die divergierenden Standpunkte markieren. So las man in der „Kreuzzeitung“ unter dem nach Alarmismus klingenden Titel „Ein ernstes Wort in letzter Stunde“: Verständlich sei es, dass die westfälische Provinzialkirche mit größter Spannung die personelle Besetzung der neuen Fakultät erwarte – ob diese positiv ausgerichtet sein werde oder ob sie „als etwas Fremdes oder Gegensätzliches innerhalb weiter Kreise der westfälischen Provinzialkirche erwartet werden müßte?“ Man erhoffe sich vom Kultusminister einen Kurs, der nicht zu Experimenten neige, die sehr gefährlich seien. Gerüchte seien aufgekommen, dass die neue Fakultät einen liberalen Einschlag erhalten werde. Man vertraue allerdings darauf, dass diese falsch seien. Sollte die Wahl auf liberale Professoren fallen, würde in weiten Kreisen der evangelischen Provinz das Vertrauen zur Regierung erschüttert. Außerdem werde das die Attraktivität der Fakultät für die westfälischen Studenten beeinträchtigen. Bis jetzt sei es geglückt, die hiesige Arbeiterschaft weitgehend in einem „gut kirchlichen und königstreuen Sinn zu erhalten“. Das sei nicht zuletzt den positiv gesonnenen Pfarrern der Provinz zu verdanken. Wenige Andersdenkende in Deutschland spielten keine Rolle: „Wenn aber jetzt durch die neue theologische Fakultät in Münster der Geist des modernen Liberalismus in die Köpfe der Arbeiterwelt hinübergeleitet wird, so wirken diese Ideen in diesen Kreisen bekanntlich viel schlimmer als in irgendwelchen andern Ständen [...]“. Deshalb stehe man nun „vor einer tiefensten folgeschweren Entscheidung“.

Eine Gegenposition nahm die „Kölnische Zeitung“ ein, indem sie titelte „Eine Sorge der Orthodoxie“ und den Artikel der Kreuzzeitung kritisch kommentierte: Wenn eine liberale theologische Fakultät eine positive „Strafprofessur“ erhalte,¹¹ heiße es immer von orthodoxer Seite, die Studenten müssten auch „die andere Meinung“ hören, um einseitigem Denken zu entgehen. In Münster aber kämpfe man für eine „homogene Fakultät“ und scheue sich nicht, „eine Erschütterung ihrer Königstreue an die Wand zu malen, wenn der Kultusminister liberale Lehrer nach Münster schicken sollte“. Seitens der „Kölnischen Zeitung“ sei man allerdings davon überzeugt, dass die Kandidaten der künftigen Fakultät mehrheitlich „rechts stehen“ werden. Dabei sei es nach den Erfahrungen der letzten Jahre gut und gerecht, wenn die westfälische Provinzialkirche liberale Professoren erhalte. Viele Christen hätten sich wegen ihres konservativen Kurses inzwischen der Kirche entfremdet ...

¹¹ Damit nahm der Artikel Bezug auf die umstrittenen Berufungen in Berlin mit Reinhold Seeberg versus Adolf Harnack 1898 oder in Marburg 1912 mit Heinrich Böhrmer als Gegenpart zu Martin Rade und Adolf Jülicher. Beide Berufungen erregten in der akademischen Welt und im protestantischen Bürgertum erhebliches Aufsehen.

Im Laufe des Sommers 1914 lüftete sich allmählich das Geheimnis der Berufungsliste, was Anzahl und Namen der Kandidaten anging. Die fünf klassischen theologischen Fächer wurden jeweils einfach besetzt; hinzu traten noch zwei Extraordinariate, von denen das eine zusätzlich für das Alte Testament vorgesehen war, während das zweite Kirchengeschichte und Systematik vertreten sollte.

Am 28. April 1914 schickte das Kultusministerium folgende Ordinarien-Kandidatenliste an den EOK mit der Bitte um Prüfung und Zustimmung:¹²

1. Karl Heim, seit 1907 Privatdozent in Halle (Saale) und Inspektor am dortigen schlesischen Studentenkonvikt [ab 1920 in Tübingen, dort 1939 emeritiert]
2. Johannes Leopoldt, Ordinarius für Neues Testament in Kiel [ab 1916 in Leipzig, dort 1954 emeritiert]
3. Wilhelm Rothstein, Ordinarius für Altes Testament in Breslau [in Münster 1921 emeritiert]
4. Georg Grützmacher, Privatdozent für Kirchengeschichte und Neues Testament (mit Professorentitel) in Heidelberg [in Münster im Wintersemester 1934/1935 emeritiert]
5. Julius Smend, Ordinarius für Praktische Theologie in Straßburg, Gründungsdekan in Münster 1914 [dort 1926 emeritiert]

Als schwieriger erwies sich die Besetzung der nachgeordneten Professuren bzw. Lehraufträge. Während die Berufung des bereits im Ruhestand befindlichen Soester Pfarrers Hugo Rothert zum Lehrbeauftragten bei gleichzeitiger Ernennung zum Honorarprofessor für Westfälische Kirchengeschichte auf ungeteilte Zustimmung stieß – er zählte zu den markantesten Vertretern der Westfälischen Kirchengeschichte und genoss das Vertrauen des Konsistoriums bis hin zum Generalsuperintendenten Wilhelm Zoellner¹³, zog sich die Festlegung auf die beiden außerordentlichen Professoren für Kirchengeschichte und Altes Testament hin. Vor allem die Besetzung der alttestamentlichen Stelle bereitete erhebliche Schwierigkeiten, weil sich das Kollegium zunächst nicht zwischen Wilhelm Caspari und Emil Balla entscheiden konnte. Auch der inzwischen ausgebrochene Weltkrieg, der die jüngeren Dozenten wie Balla zum Wehrdienst verpflichtete, verzögerte die Komplettierung der Besetzungs-

¹² GStA PK Berlin I. HA, Rep. 76, Kultusministerium VA Sekt. 13, Tit. IV, Nr. 16, Bd. 1. – Der EOK erhob in seiner Antwort vom 20. Mai 1914 keine Einwände; ebd.

¹³ So berichtete der Kurator der Westfälischen Wilhelms-Universität, Dr. Karl Prinz von Ratibor und Corvey, in einem Rotherts Ernennung befürwortenden Schreiben an den Kultusminister vom 12. November 1914, Generalsuperintendent Zoellner habe den Antrag der neuen Evangelisch-Theologischen Fakultät intensiv unterstützt. Diesem Votum schließe er sich an; s. GStA PK Berlin I. HA, Rep. 76, Kultusministerium VA Sekt. 13, Tit. IV, Nr. 16, Bd. 1.

liste und verhinderte sie in einigen Fällen bis Kriegsende und darüber hinaus.¹⁴

Der Lehrstuhlinhaber für Altes Testament, Wilhelm Rothstein, hatte den eben erwähnten Wilhelm Caspari¹⁵ gegen die handfesten Bedenken der vier anderen Ordinarien durchgesetzt, jedoch dessen mangelnde Lehrbefähigung verschwiegen, was der Neutestamentler Leipoldt in einer Eingabe an das Ministerium monierte.¹⁶ Tatsächlich reagierte das Ministerium auf diese Vorhaltungen und ließ Caspari fallen; auch der zweitplatzierte Kandidat Gustav Hölscher kam nicht zum Zuge;¹⁷ an seiner Stelle wurde Emil Balla ernannt, der das Amt – wie bereits erwähnt – wegen seines Kriegsdienstes vorerst nicht antreten konnte.¹⁸

Der verstorbene Kirchenhistoriker Manfred Jacobs zog 1991 ein ausgewogenes Fazit über die erste Zusammensetzung der Münsterschen Fakultät, wenn er feststellte: „Diese Ministerliste zielt nicht auf eine Renommier-Fakultät, sondern auf eine Ausbildungsstätte für die Pastoren der Provinzialkirche und auf eine Institution für freie Lehre und Forschung.“¹⁹ Gleichwohl hielt die kirchliche Rechte die Liste seinerzeit für „liberalen Unrat“ („Kreuzzeitung“ vom 8. April 1914) und fürchtete, dass der „Geist des modernen Liberalismus in die Köpfe der Arbeiterwelt hinübergeleitet [werde]“, – eine Sorge, die sich während des Krieges und in den Jahren der Republik allerdings nicht bestätigen sollte. Aus heutiger

¹⁴ So der Kirchenhistoriker Walther Glawe, außerplanmäßiger Professor in Rostock 1912, nach der Berufung nach Münster als Feldgeistlicher unabhkömmlich, Dienstantritt 1919, 1921 Ernennung zum persönlichen Ordinarius in Münster, noch im gleichen Jahr Ordinarius in Greifswald, dort 1953 emeritiert.

¹⁵ S. <https://www.uni-kiel.de/ns-zeit/bios/caspari-wilhelm.shtml>, Stand 13.09.2015.

¹⁶ In diesem Sinne schrieb er am 30. November 1914 an den Minister, gerade eine junge Fakultät benötige einen „zugkräftigen jungen Mann“. Man wäre dankbar, wenn die Wahl in Berlin nicht ausgerechnet auf Caspari fallen würde; GStA PK Berlin I. HA, Rep. 76, Kultusministerium VA Sekt. 13, Tit. IV, Nr. 16, Bd. 1. – Am 4. Dezember 1914 sprang der inzwischen zum Dekan der neuen Fakultät ernannte Julius Smend seinem Kollegen Leipoldt zur Seite und berichtete dem Minister, „Wilhelm Caspari sei ein Ausbund der Langweiligkeit und leider ohne alle pädagogische Gabe“. Die „ganz außerordentliche Lehrbefähigung“ seines Konkurrenten Emil Balla sei bei dem Dreivorschlag an das Ministerium nur unzureichend gewürdigt worden. In Abwägung zu dessen zugegebenermaßen nur geringeren literarischen Produktion spiele sein erfolgreicher Einsatz für die Lehre die entscheidende Voraussetzung für eine Berufung anstelle Casparis. Nur um des lieben Friedens willen hätten die anderen Kollegen sich auf letzteren geeinigt; GStA PK Berlin I. HA, Rep. 76, Kultusministerium VA Sekt. 13, Tit. IV, Nr. 16, Bd. 1.

¹⁷ <http://www.catalogus-professorum-halensis.de/hoelschergustav.html>, Stand 13.09.2015.

¹⁸ Er war Leutnant im 1. Garderegiment Potsdam, einer der angesehensten Infanterieeinheiten der preußischen Armee. – Erst am 1. November 1919 kam er aus englischer Kriegsgefangenschaft zurück und konnte sein Amt in Münster antreten; GStA PK Berlin I. HA, Rep. 76, Kultusministerium VA Sekt. 13, Tit. IV, Nr. 16, Bd. 1. Dort wurde er 1921 zum Ordinarius ernannt, ging aber schon 1924 nach Leipzig und von dort aus 1930 nach Marburg, wo er 1953 emeritiert wurde.

¹⁹ Jacobs (wie Anm. 7), S. 45f.

Sicht wird dem Votum von Manfred Jacobs zuzustimmen sein, der meinte, die Liste sei „weder konfessionell-orthodox noch herausragend liberal“ und bewege sich „auf einer vermittelnden, wissenschaftsorientierten Linie.“

4. Grundsatzentscheidungen im Vorfeld der Fakultätsgründung

Am 3. Juni 1914 traten die Vertreter der in Aussicht genommenen fünf Fächer der neuen theologischen Fakultät unter Leitung des Berliner Hochschulreferenten Elster erstmals zusammen. Man tagte im Hotel „König von England“²⁰ und widmete sich vorwiegend praktischen Organisationsproblemen.²¹ Elster teilte mit, das zweite Extraordinariat sei bewilligt worden, voraussichtlich für das Fach Altes Testament; dessen personelle Besetzung wurde jedoch vertagt. Ferner beschlossen die Anwesenden, ein theologisches Gesamtseminar aus den fünf Fächern unter dem Dach der Fakultät zu bilden,²² für das 800 Mark jährlich sowie für Übungszwecke 120 Mark zur Verfügung stehen sollten. Zum Aufbau der Fachbibliothek stellte das Ministerium einen Betrag von 5.000 Mark in Aussicht, der künftig noch erhöht werden könnte. Prof. Leipoldt sollte Geschäftsführender Direktor des Seminars werden. Die beiden Extraordinarien wollte man neben den Ordinarien zu Mit-Direktoren des Seminars ernennen – eine Entscheidung, die für den Bereich preußischer Universitäten ein Novum darstellte. Die Besetzung des Dekanats sei hingegen Sache des Ministers. Auf Vorschlag von Professor Rothstein empfahl das Gremium für dieses Amt die Berufung des Praktischen Theologen Smend, der zugleich als Universitätsprediger vorgesehen war. Die Ordnung der Gottesdienste habe dieser mit dem Presbyterium der Kirchengemeinde abzusprechen. In ihrem Rahmen sollte auch der Universitätsprediger *eingeführt* werden, während der Generalsuperintendent den Prediger lediglich *begrüßen*, nicht aber offiziell in sein Amt einzusetzen habe. Gegenüber den

²⁰ Heute Prinzipalmarkt Nr. 5.

²¹ Handschriftliches Protokoll von Julius Smend; Universitätsarchiv (UA) Münster, Bestand 11, Nr. 288. S. auch den Bericht Die neue evangelisch-theologische Fakultät in Münster, in: Kirchliche Rundschau für die evangelischen Gemeinden Rheinlands und Westfalens, zitiert nach einem Zeitungsausschnitt ohne Datierung und Nummer in den Akten des Kultusministeriums, GStA PK Berlin I. HA, Rep. 76, Kultusministerium VA Sekt. 13, Tit. IV, Nr. 16, Bd. 1. Zwar konstatierte das Blatt, die neuen Professoren seien „von großem Wohlwollen seitens der Regierung getragen“ und wünschte „alles Gute zum Geburtstag [der Fakultät]“, vermisste jedoch ein eindeutiges „Bekanntnis zur an sich gewünschten ‚positiven theologischen Linie‘“.

²² Ursprünglich waren die in Aussicht genommenen Ordinarien der Auffassung gewesen, keine neue Fakultät bilden zu sollen, sondern lediglich ein „Seminar“ unter Leitung eines leitenden Seminardirektors anstelle eines Dekans. Die Entscheidung für eine Fakultät fiel erst auf der genannten Sitzung im „König von England“; vgl. Jacobs (wie Anm. 7), S. 46.

Familien der Universitätsangehörigen und den Studenten dürfe der Universitätsprediger das Recht der Sakramentsverwaltung in Anspruch nehmen. Weil die bestehenden Fakultäten Münsters eine je eigene Talar-Festtracht besäßen, sei auch für die Theologische Fakultät eine solche vorgesehen, für die sie selbst zu sorgen habe. Das gelte – mit geringen Abweichungen – gleichermaßen für die Extraordinarien.

Daraus wird deutlich, welche Rolle im damaligen Preußen-Deutschland ein ausgeprägtes Hierarchiedenken auch innerhalb der Religionsgemeinschaften – insbesondere in ihrer Eigenschaft als Staatskirchen – spielte. Dafür ein Beispiel: Am 5. September 1914 richtete Kultusminister von Trott zu Solz ein Schreiben an den Kurator der Westfälischen Wilhelms-Universität, den Prinzen von Ratibor und Corvey, in dem er (der Minister bzw. seine zuständige Abteilung) sich auf 1½ Seiten [!] ausführlich mit der künftigen Amtstracht der Angehörigen der neuen Münsterschen Fakultät beschäftigte.²³ Der zu akademischen Festen zu tragende Talar solle die Farbe Violett haben, die sich genügend von jener der Katholisch-Theologischen Fakultät absetzen habe. Die Bekleidung des Dekans wurde detailliert beschrieben: „[...] über dem gewöhnlichen schwarzen Frack ein vorn offenes, weites und faltiges Oberkleid, den sogenannten Doktorrock, von wollenem Stoff in der Fakultätsfarbe, den Kragen, die Ärmelaufschläge und die beiden vorderen Seiten inwendig mit Sammet von derselben Farbe besetzt: als Kopfbedeckung ein rundes Barett von Sammet von der Fakultätsfarbe“. Etwas bescheidener sollten die Ordinarien auftreten: „[...] schwarze Doktorröcke von wollenem Stoff mit der Fakultätsfarbe in der Art besetzt, daß an beiden Seiten vorn vom Kragen bis zu dem bis an die Knöchel reichenden Saum, sowie an den Aufschlägen und den unteren Ärmelöffnungen die Farbe zu sehen ist [...] der farbige Besatz an den Professorenröcken ist jedoch aus wollenem Stoff“. Noch eine Stufe darunter fielen die außerordentlichen Professoren und die Privatdozenten mit ihren schwarzen Doktorröcken ohne die Fakultätsfarbe. Alle Dozenten sollten für die Kosten ihrer Festbekleidung selbst aufkommen, während die Amtstracht des Dekans aus Universitätsmitteln bereitzustellen sei und deshalb nach Ausscheiden aus dem Amt an die Universitätsleitung zurückgegeben werden solle.²⁴

Die neue Fakultät wurde der Gesamtuniversität anlässlich des Rektoratswechsels zu Beginn des Wintersemesters 1914/1915 vorgestellt, nachdem die neuberufenen protestantischen Theologieprofessoren gegenüber Oberpräsident bzw. Kurator ihren Amtseid abgelegt hatten. Altrector Karl Spannagel, von Hause aus Allgemein- und Landeshistoriker, war in Kürassieruniform erschienen und erinnerte damit auch optisch an den

²³ UA Münster Best. 11, Nr. 288.

²⁴ Ursprünglich hatte es beim Treffen der ersten Fakultätsmitglieder am 3. Juni 1914 (s.o.) geheißen, die Festtracht des Dekans werde voraussichtlich aus einer Dotation des Königs beglichen, was anscheinend scheiterte.

„Ernst der großen Zeit“. Die Einrichtung der Evangelisch-Theologischen Fakultät komme „zunächst einem provinziellen Bedürfnis entgegen“. Natürlich sei der Grundcharakter Münsters in konfessioneller Hinsicht katholisch, aber die Universität sei dennoch nicht einseitig katholisch fixiert, was diese Neugründung unterstreiche: Seit dem Westfälischen Frieden sei Münster in historischer Hinsicht gewissermaßen als „Heimat zweier theologischer Fakultäten“ vorherbestimmt.²⁵ – Diese wohlwollend-harmonisierende Interpretation der deutlichen Stärkung des protestantischen Elements innerhalb der soeben erst von einer Akademie zur Volluniversität erhobenen westfälischen Bildungseinrichtung war sichtlich der kriegsbedingten Burgfriedenspolitik geschuldet und folgte darin der vom Kaiser ausgegebenen Parole, er kenne jetzt keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche.²⁶

Auch nach der offiziellen Etablierung der Evangelisch-Theologischen Fakultät an der Westfälischen Wilhelms-Universität ebte der innerprotestantische Streit um die theologische Ausrichtung der Theologieprofessoren in Münster nicht ab: So wandte sich am 30. Juni 1919 der inzwischen zum Rektor der Münsterschen Universität aufgestiegene Gründungsdekan Professor Smend an den Unterstaatssekretär im Kultusministerium, den liberalen Altorientalisten Professor Carl Heinrich Becker, um energisch gegen eine ihm bekanntgewordene Eingabe der Landeskirchlichen Gemeinschaften der Westfälischen Provinzialsynode zu protestieren. Er bat ihn darum, deren Forderung, „mit allen Mitteln dafür wirken zu wollen“, der Theologischen Schule in Bethel die Rechte einer evangelisch-theologischen Fakultät zu verleihen, abzuweisen. Damit – so der Tenor der von Smend kritisierten Petition – solle angeblich für eine „schriftgemäße Heranbildung der Kirchendiener“ Sorge getragen werden. Das sei eine „Beleidigung“ für die Münstersche Fakultät, bei der nur die Tatsache „strafmildernd“ zu berücksichtigen sei, dass die Antragsteller nicht wissen könnten, was die „schriftgemäße Heranbildung“ bedeute. Wer sich dessen allerdings nicht bewusst sei, solle sich mit derartigen Anträgen zurückhalten. Nun seien die Verfasser der Eingabe jedoch Theologen und hätten ihren Schritt sicherlich mit Wissen der Betheler theologischen Dozenten getan. Deshalb müsse die Evangelisch-Theologische Fakultät in Münster „in jenem Bestreben eine ihre Existenz bedrohende Unternehmung sehen [...]“.²⁷

²⁵ Nachrichten aus Westdeutschland, in: Kölnische Zeitung, 17.10.1914, zitiert nach UA Münster, Allgemeine Fakultätsangelegenheiten 1914–1940, Bestand 4/95.

²⁶ Spannagels Nachfolger wurde der katholische Theologe Joseph Mausbach, der seine am gleichen Tag gehaltene Rektoratsrede über die „Bedeutung des sittlichen Kampfes“ ganz der politischen Gegenwartslage widmete.

²⁷ UA Münster, Allgemeine Fakultätsangelegenheiten 1914–1940; Best. 4/95. – Zu den Kriegsansprachen Münsterscher Professoren im Weltkrieg vgl. auch meinen Beitrag: Jochen-Christoph Kaiser, Münster im Kaiserreich. Vom Ende des Kultur-

Wie kaum anders zu erwarten, blieb dieser Vorstoß der westfälischen Gemeinschaftschristen ohne Resonanz innerhalb des neuen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Dessen Beamte kannten seit Jahrzehnten den von Bethel ausgehenden Streit um die staatliche Anerkennung ihrer ganz der positiven Theologie verpflichteten Theologischen Schule in Ostwestfalen. Sie und mit ihr der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin und auch das Münstersche Konsistorium fürchteten aus wissenschaftlichen wie etatistischen Gründen solche Bestrebungen und betrachteten argwöhnisch religiöse Sonderbestrebungen bis hin zu Sekten, die bildungspolitisch Einfluss zu nehmen suchten. Denn nach herrschender Auffassung fügten diese den ohnehin durch die Trennungsgesetzgebung geschwächten ehemaligen Staatskirchen zusätzlichen Schaden zu.²⁸

5. Resümee: Evangelische Theologie im Kontext preußischer Kultuspolitik nach dem Ersten Weltkrieg

Die neue Münstersche Evangelisch-Theologische Fakultät erwies sich wie viele andere Neugründungen des 20. Jahrhunderts vor und nach 1945 durchaus lebensfähig und leistete ihren gewichtigen Beitrag sowohl für die westfälische Provinzial- und spätere Landeskirche wie für die Theologie als Wissenschaft und die Profilierung unterschiedlicher theologischer Strömungen der vergangenen hundert Jahre. Sie brachte bedeutende Wissenschaftler hervor, für die sie zeitweise oder dauerhaft zur geistigen Heimat wurde, und prägte vor allem viele westfälische Studenten- bzw. Studierendengenerationen, die zuvor an den mittel- und ostdeutschen Universitäten ihr theologisches Handwerkszeug gelernt hatten. Dabei blieb Münster mit seinen evangelischen Theologen von den großen Krisen des Jahrhunderts nicht verschont, die sich auch in Kirche und Theologie niederschlugen. Zu denken wäre hier nicht nur an die als schmerzhaft empfundene Trennung von Kirche und Staat im Kontext der Novemberrevolution (1918), an die Auseinandersetzungen des sogenannten Kirchenkampfes (1933/1934), die in Westfalen besonders heftig ausgetragen wurden, oder auch nach dem Zweiten Weltkrieg an die Konflikte zwischen den Verfechtern der modernen Theologie und ihren strikten Gegnern, die gerade in dieser Region mit aller Härte aufbrachen.

kampfs bis zum Zusammenbruch 1918, in: Franz-Josef Jakobi, Geschichte der Stadt Münster, Bd. 2, 2. Auflage, Münster 1994, S. 167-217, hier S. 202-205.

²⁸ Details bei Ruhbach (wie Anm. 3) und Kuhlemann (wie Anm. 2). Tatsächlich sollte es noch Jahrzehnte dauern, bis die meisten Kirchlichen Hochschulen Fakultätsstatus und akademische Prüfungsrechte erhielten und die Anerkennung von dort absolvierten Studiensemestern von den Prüfungsämtern der Landeskirchen schrittweise erfolgte.

Die Gründungsgeschichte dieser Fakultät gehört noch ganz in die geistig-politische Welt des 19. Jahrhunderts. Signifikant ist das Denken in konfessionspolitischen Kategorien, in denen ein paritätischer Ausgleich zwischen den in Münster dominierenden Katholiken und den neuen protestantischen Verwaltungs- und Bildungseliten zu den auf die Provinz bezogenen innenpolitischen Zielen der Staatsregierung gehörte. Dass es vor allem protestantische Abgeordnete und leitende Verwaltungsbeamte waren, die den Ausbau der Münsterschen Akademie zu einer Volluniversität vorantrieben und hier die Initiative ergriffen – nicht die oberste Kirchenbehörde Preußens in Gestalt des EOK und auch nicht das ihm nachgeordnete westfälische Konsistorium –, scheint von Beginn der Bemühungen um die Etablierung der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster an offensichtlich. Dass es auch religionspolitisch einseitige theologische Machtinteressen bestimmter kirchlicher Gruppen zu berücksichtigen galt, die Forschung und Lehre der neuen Einrichtung inhaltlich wie personell zu dominieren bestrebt waren, wäre zwar aus der Perspektive des jeweiligen Lagers verständlich gewesen, musste aber den kirchen- und bildungspolitischen Zielen der preußischen Regierung zuwiderlaufen und war somit zum Scheitern verurteilt. Der Kultusbürokratie ging es nicht um die Förderung spezieller Bekenntnis Anliegen, sondern um die Pflege einer möglichst alle Bürger und hier den theologischen Nachwuchs einschließenden Religionskultur, ohne polemische Spitzen gegen Andersdenkende im wissenschaftlichen Diskurs. Wie sehr die alten staatskirchlichen Vorstellungen das Denken der höheren Beamenschaft auch über 1918 hinaus prägten, lässt sich schon an der Tatsache ablesen, dass die Trennung von Kirche und Staat nicht konsequent durchgeführt wurde, sondern realiter eine „hinkende“ war, wie der Kirchenrechtler Ulrich Stutz schon Mitte der 1920er Jahre deutlich erkannte.²⁹ In diesem Sinne musste sich die Münstersche Fakultätsgründung in das staatlich vorgegebene preußisch-deutsche Bildungssystem einfügen und hat dies zugunsten seiner Angehörigen seit ihrer Einrichtung vor nunmehr 100 Jahren auch getan.

²⁹ Ulrich Stutz, *Die päpstliche Diplomatie unter Leo XIII. nach den Denkwürdigkeiten des Kardinals Domenico Ferrata*, Berlin 1926, S. 54.

Jürgen Kampmann

Kirchliche Arbeit und theologische (Fehl-)Orientierungen (nicht nur) in Minden-Ravensberg im Kontext des Ersten Weltkriegs

„Bei Kriegsausbruch zeigte die Gemeindegemeinschaft das bekannte Bild: Abschiedsgottesdienste, Abendmahlsfeiern, ein letzter Händedruck mit manchem der vielen Ausziehenden, gemeinsames Gebet mit dem und jenem Bruder, der deshalb noch schnell hereinkam. In solchen großen Stunden wacht in vielen etwas von dem auf, was Predigt und Unterricht einst mitteilte, was aber der Verschüttung anheimfiel. Freilich verirrte auch davon wieder vieles. Aber trotzdem wird in solcher Zeit offenbar, was ein Volk verliert, wenn die christliche Verkündigung nur die Aufgabe kleiner Kreise wird. – Mit Erstaunen nahm ich in der ersten Kriegszeit (länger dauerte es im Ganzen nicht) wahr, wie ‚ein Geist über ein Volk kommen‘ kann. Es herrschte eine merkwürdige Freiheit, mit wildfremden Menschen über Gott zu reden, und das Berliner Tageblatt fand hohe Worte für das Neue Testament. – Die Kriegsbetstunden gestalteten wir nicht in allgemein üblicher Form. Wir hielten sie zunächst täglich. Und zwar verlasen wir den Tagesbericht der Heeresleitung, besprachen und erläuterten ihn und schlossen mit einer etwa nur zehn Minuten langen biblischen Andacht und Gebet. Diese stete Verbindung mit dem täglichen Geschehen auf dem Kriegsschauplatz und dem politischen Geschehen war wohl ein Grund (neben der Kürze), daß sie monatelang sich eines natürlich je nach dem Gang der Dinge wechselnden, aber allezeit starken Besuches erfreuten. Man merkte aber bald, wie unklare geographische Vorstellungen die Menschen mit bescheidener Schulbildung hatten. Durchmarsch nach Belgien! Warum durch Belgien? Wo liegt Warschau? Wo Rumänien? Da mußte geholfen werden. Mein Ältester, Primaner, damals noch nicht im Krieg, und der gleichaltrige Sohn unseres Kirchenrendanten klebten starke Papierbogen zusammen, bis ein Quadrat von 4½ Meter entstand. Darenin wurden die Grenzen der europäischen Länder, deren Hauptstädte und die großen Ströme gezeichnet. Diese Riesenkarte wurde an einer Stehleiter am Ende des Kirchenschiffes vor dem hohen Chor aufgehängt, und bei gelegentlichen, neu auftretenden geographischen Gesichtspunkten mußte einer meiner Söhne mit langem Rohrstock zeigend die Ausführungen des Pfarrers begleiten. Ich gestehe, dieser Vorgang war in keiner Agende vorgesehen, und mir wurde erzählt, ein Mitglied der obersten Kirchenbehörde in Berlin habe denn doch etwas bedenkenlich den Kopf geschüttelt, als er von diesem Ausstattungsstück einer kirchlichen Kriegsbetstunde hörte. Ich unterstellte mich auch bereitwillig der Kritik aller Fachmänner. Aber Not darf auch ein kirchlich-kultisches Gesetz brechen. Wie anders ließ sich über die Frage sprechen, wie ein Christ den Durchmarsch in Belgien zu beurteilen hat – zu schweigen von den geo-

graphischen Verhältnissen der Balkanstaaten, wo wohl mancher ‚Gebildeter‘ eine etwas genauere Prüfung nicht bestanden hätte. Jedenfalls waren viele in der Gemeinde sehr dankbar, und vermehrtes Verständnis und Aufmerksamkeit war die erfreuliche Folge dieser Einrichtung. Nach einiger Zeit, etwa nach einem Vierteljahr, konnte erklärlicherweise eine tägliche Kriegsbetstunde nicht mehr durchgeführt werden. Wir hielten sie dann zweimal in der Woche und außerdem an besonderen Tagen.“¹

Mit dieser anschaulichen Schilderung ist Einblick in die Situation zu Beginn des Ersten Weltkrieges zu gewinnen, wie sie ein evangelischer Gemeindepfarrer 1914 in seiner Gemeinde erlebt hat – genauer: wie sie sich ihm eingepägt hat und wie er sie 35 Jahre später, 1949 (und damit ja nach dem Durchleben auch des Zweiten Weltkriegs) in seinen Lebenserinnerungen zum Druck gebracht hat. Sollte man erraten, an welchem Ort, in welcher Kirchengemeinde es so wie geschildert in den Kriegsbetstunden im Spätsommer und Herbst 1914 zugegangen sein mag, würde man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf ein kulturprotestantisch-liberal geprägtes Milieu in einer sich sonst nicht gerade durch geprägte Kirchlichkeit besonders auszeichnenden Region tippen.

Doch weit gefehlt! Die zitierte Schilderung stammt aus der Feder von Walter Michaelis² – der seinerzeit als Pfarrer in der Bielefelder Neustädter Mariengemeinde wirkte, also unmittelbar vor den Toren Bethels, und der damit trotz des städtischen Umfeldes in einem Weichbild verankert und tätig war, das zu dieser Zeit immer noch in starkem Maße von der unverkennbar konfessionell lutherisch ausgerichteten Minden-Ravensberger Erweckungsbewegung (der nach Johann Hinrich Volkening und Theodor Schmalenbach dritten Generation) geprägt wurde, erreicht von einer starken Ausstrahlung der Betheler diakonischen wie missionarischen Arbeit und den an der dortigen Theologischen Schule vermittelten theologischen Prägungen.³ Überdies war Walter Michaelis in der Provinz Westfalen ins-

¹ Michaelis, Walter: *Erkenntnisse und Erfahrungen aus fünfzigjährigem Dienst am Evangelium*. 2., durchgesehene und vermehrte Auflage. Gießen 1949. S. 60f.

² Bauks, Friedrich Wilhelm: *Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945*. Bielefeld 1980 [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4], S. 330f. Nr. 4163.

³ Zur theologischen Prägung der Betheler Theologischen Schule s. Kooij, Jelle van der: *Die Entstehung der Theologischen Schule*. In: Ruhbach, Gerhard (Hg.): *Kirchliche Hochschule Bethel 1905–1980*. Bielefeld 1980. S. 11–57, dort S. 43–53; siehe auch Schlatter, Theodor: *Aus der Geschichte der Theologischen Schule in ihren ersten 25 Jahren*. In: Ruhbach, Gerhard (Hg.): *Kirchliche Hochschule Bethel 1905–1980*. Bielefeld 1980. S. 68–88, dort S. 68–70. Zur Bedeutung der (1919 erfolgten) Berufung von Walter Michaelis als Praktischem Theologen an die Betheler Theologische Schule s. Adam, Alfred: *Ziel und Weg der Theologischen Schule 1905–1955*. In: Ruhbach, Gerhard (Hg.): *Kirchliche Hochschule Bethel 1905–1980*. Bielefeld 1980. S. 104–110, dort S. 108. – Zur Geschichte der Bethel-Mission in den Jahren des Ersten Weltkriegs s. Menzel, Gustav:

gesamt und auch weit darüber hinaus im gesamten deutschen Protestantismus bekannt als Präses des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes (von 1906 bis 1911 und dann erneut von 1919 bis 1953) – und damit als eine exponierte Persönlichkeit der landeskirchlich gebundenen Gemeinschaftsbewegung.⁴

Dass ausgerechnet in einem von solcher Frömmigkeit und entsprechender theologischer Grundorientierung geprägten Umfeld in der im Ersten Weltkrieg geleisteten Gemeindegarbeit im unmittelbar gottesdienstlichen Bereich derart gewirkt worden ist, stellt bereits ein erstes Indiz dafür dar, dass man in der Zeit des Ersten Weltkriegs auf weitere überraschende Deklinationen und ungewöhnliche Konjugationen – um nicht gleich von Verbiegungen zu sprechen – theologischer Topoi und kirchlicher Praxis nicht nur, aber auch in Minden-Ravensberg zu stoßen vermag.

1. Zum Weltkriegsgeschehen an den Fronten – im Feld und in der Heimat

Zahlreiche Ausstellungen, Vortragsveranstaltungen, auch historische Dokumentationen im Fernsehen haben in Erinnerung des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs vor nunmehr einem Jahrhundert versucht, über die Ursachen, den Verlauf und die Folgen dieses Krieges zu informieren; sie lassen erkennen, welche fürchterliche Dimension das Kriegsgeschehen durch das militärische Handeln an den verschiedenen Fronten sehr schnell gewonnen hat – nicht nur durch den erstmaligen Einsatz von so „modernen“ Waffen wie Flugzeugen, Panzern und U-Booten, sondern auch durch die Anwendung von Giftgas als chemischer Massenvernichtungswaffe mit ungeheurer, todbringender Wirkung gerade in dem für den Ersten Weltkrieg so charakteristisch werdenden Stellungskrieg.⁵ Das Kriegsgeschehen entfaltete aber auch in der Heimat eine arge Wirkung – politisch, ökonomisch

Die Bethel-Mission. Aus 100 Jahren Missionsgeschichte. Neukirchen-Vluyn/Wuppertal/Bielefeld 1986. S. 233-252.

⁴ So Schmidt, H[einz-][[ochen]: [Art.] Michaelis, Walter. In: Evangelisches Gemeindelexikon. Hg. von Erich Geldbach, Hartmut Burkhardt, Kurt Heimbucher. Wuppertal 1978. S. 352f.; s. hier S. 353.

⁵ Einen knappen Überblick zu Ursachen, Verlauf und Wirkungen des Ersten Weltkriegs sowie zur gegenwärtigen Diskussion in der wissenschaftlichen Forschung bietet Julien, Elise: Der Erste Weltkrieg. Darmstadt 2014. Vgl. auch Unterseher, Lutz: Der Erste Weltkrieg. Trauma des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden 2014. Zur Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die Christenheit s. Greschat, Martin: Der Erste Weltkrieg und die Christenheit. Ein globaler Überblick. Stuttgart 2014; a.a.O., S. 15-23, skizziert Greschat die Verhältnisse im Deutschen Reich. – Eine Übersicht über die in immensem Umfang erschienene Literatur bietet Regulski, Christoph: Bibliographie zum Ersten Weltkrieg. Marburg 2005.

und sozial.⁶ Denn auch wenn das Territorium des Deutschen Reiches weitgehend von unmittelbar einwirkenden kriegerischen Handlungen verschont blieb (und sich der Erste Weltkrieg insofern aus der Wahrnehmung der deutschen Zivilbevölkerung vom Zweiten Weltkrieg wesentlich unterschied),⁷ so gewannen die Kriegsfolgen dennoch sehr schnell einen prägenden Einfluss. Es fehlten die an den Fronten eingesetzten Männer – im Arbeitsleben und in den Familien. Und die kontinuierlich von den Fronten bis ins letzte Dorf hinein eintreffenden Nachrichten über Verwundete und Gefallene veränderten die Wahrnehmung und Wertung des Kriegsgeschehens nachhaltig. Den Witwen und Waisen war ein Auskommen zu sichern.⁸ Hinzu kamen bald auch insbesondere in den Großstädten und industrialisierten Regionen massive Versorgungsschwierigkeiten mit Lebensmitteln – der Begriff „Steckrübenwinter“ zur Bezeichnung der Ernährungssituation 1916/1917 spricht für sich, und der nur karg zu füllende Essteller rief unmissverständlich ins Bewusstsein, dass Kriegszeiten herrschten.⁹

Durch das Kriegsgeschehen berührt war auch die kirchliche Arbeit in der Ausrichtung ihrer öffentlichen Verkündigung, in der Seelsorge und in der diakonischen Arbeit. Einen intensiven Eindruck davon haben wir im Rahmen des Tages der Westfälischen Kirchengeschichte 2014 schon anhand dessen gewinnen können, was über die in den Kriegsjahren seitens des Oetinghauser Pfarramts geführte Korrespondenz berichtet worden ist.¹⁰

⁶ S. dazu Borscheid, Peter: Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg (1914–1945). In: Kohl, Wilhelm (Hg.): Westfälische Geschichte. Bd. 3: Das 19. und 20. Jahrhundert. Wirtschaft und Gesellschaft. Mit Beiträgen von Peter Borscheid [u.a.]. Düsseldorf 1984. S. [313]–438, dort S. (316–)318–331.

⁷ Als wie desaströs die auf deutschem Territorium erlittenen Kriegseinwirkungen in Ostpreußen zeitgenössisch dennoch wahrgenommen wurden, ist zu ersehen aus: Swillus, Franz: Bilder aus dem Weltkrieg. Anhang: Bilder aus Kurland und Führer durch die ostpreußischen Schlachtgebiete. 2., erweiterte Auflage. Leipzig/Berlin 1918. [= Unser Ostpreußen 1].

⁸ S. dazu Löffelbein, Nils: „Der Dank des Vaterlandes“ – Kriegsofferfürsorge in der Provinz Westfalen während des Ersten Weltkriegs. In: An der „Heimatfront“ – Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg. [Idee und Konzept: Silke Eilers]. Münster 2014. S. 124–135, S. 178.

⁹ S. dazu die detaillierte Untersuchung von Roerkohl, Anne: Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges. Stuttgart 1991. [= Studien zur Geschichte des Alltags 10]; vgl. auch Roerkohl, Anne: Der Erste Weltkrieg in Westfalen. Lebensmittelmangel und Hunger an der „Heimatfront“. Münster 1987. [= Westfalen im Bild, Westfälische Wirtschafts- und Sozialgeschichte 3]; s. auch Roerkohl, Anne: „Viel Suppe gab's und wenig Brot“. Die Erschließung neuer Nahrungsquellen während der Hungersnot im Ersten Weltkrieg in Westfalen. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 36 (1991), S. 69–90.

¹⁰ S. dazu ausführlich: Rottschäfer, Ulrich (Hg.): „Wir denken an Euch!“ Feldpostbriefe eines ravensbergischen „Heimatpastors“ im Ersten Weltkrieg. Bielefeld 2011 [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 37].

Hier soll nun in einem regional etwas weiter gezogenen Horizont untersucht werden, wie in dem auch in den Jahren des Ersten Weltkriegs weithin noch von der Spätphase der Erweckung des 19. Jahrhunderts konfessionell lutherisch geprägten Minden-Ravensberger Land die theologische Arbeit und das kirchliche Wirken ausgerichtet gewesen sind und inwieweit dies mit dem sonst zu beobachtenden Mainstream im deutschen Protestantismus konform geht, ja ob man, wie es heute fast schon zu einer feststehenden Terminologie geworden zu sein scheint, angesichts dessen von „Kriegstheologie“, die betrieben worden sei, sprechen kann.

Wie ist man in Minden-Ravensberg auf das Kriegsgeschehen eingegangen, welche Akzente hat man zu setzen versucht, inwieweit hat man sich in die politisch proklamierte Norm der unbedingten Wahrung der nationalen Interessen einbinden lassen? Und: Konnte und wollte man sich kirchlich vielleicht auch als ein kritisches Korrektiv zum Zeitgeschehen darstellen? Welche theologischen Perspektiven wurden in dem so skizzierten Kontext eröffnet – und für welche Einsichten ist damals der Blick verschlossen geblieben?

2. Die Gestaltung kirchlicher Aufgaben in Minden-Ravensberg während der Kriegsjahre

a) Militär- und Kriegsgefangenenseelsorge

Damit es nicht vergessen geht, sei hier (den übrigen zu nennenden Aspekten voran) notiert, dass auch in den Jahren des Ersten Weltkriegs kirchlicherseits die Aufgabe der Militärseelsorge an den Fronten wie in den Lazaretten selbstverständlich wahrgenommen worden ist – durch hauptamtliche Militärpfarrer ebenso wie durch Standortpfarrer, die diese Aufgabe nebenamtlich zu ihrem Gemeindepfarramt versehen haben.¹¹ Dies wird auch in Minden-Ravensberg geschehen sein, Untersuchungen dazu liegen aber bisher noch nicht vor, so dass diesbezüglich ein Forschungsdesiderat anzuzeigen bleibt.

¹¹ Zur Struktur der Militärseelsorge im Zweiten Deutschen Kaiserreich s. die Erläuterungen bei Priebe, Hermann: *Kirchliches Handbuch für die evangelische Gemeinde unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Landeskirche*. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin 1914. S. 131-134. Gailus, Manfred: „Ein Feld weiß und reif zur Geistesernte liegt vor uns!“ Deutsche Protestanten im Ersten Weltkrieg. In: Hosfeld, Rolf (Hg.): *Johannes Lepsius – eine deutsche Ausnahme. Der Völkermord an den Armeniern, Humanitarismus und Menschenrechte*. Göttingen 2013. S. 95-109, nennt (a.a.O., S. 98) die Zahl von etwa 1.400 evangelischen Pfarrern, die als Divisionspfarrer, Feldgeistliche und im Sanitätsdienst zum Einsatz kamen. – Standorte der Armee im Regierungsbezirk Minden befanden sich in Minden, Bielefeld, Höxter und Paderborn; s. Kluebing, Harn: *Geschichte Westfalens. Das Land zwischen Rhein und Weser vom 8. bis zum 20. Jahrhundert*. Paderborn 1998. S. 318.

Kriegsgefangenenlager waren in Minden-Ravensberg im Ersten Weltkrieg eingerichtet in Holthausen (Kreis Büren) (2.893 Gefangene), Minden (25.240 Gefangene) und in der Senne (75.814 Gefangene); dazu gab es in Gütersloh ein Offizierslager (1.398 Gefangene).¹² Ob überhaupt und wenn ja, in welcher Weise hier evangelischerseits eine Gefangenenenseelsorge eingerichtet war, ist ebenfalls noch unerforscht. Allerdings dürfte mit Blick auf diesen Aufgabenbereich festzuhalten sein, dass sich unter den kriegsgefangenen Soldaten nur wenige Evangelische befunden haben dürften.

b) Diakonische Arbeit

Die bestehenden vielfältigen diakonischen Aktivitäten wurden während der Kriegsjahre wie selbstverständlich fortgeführt.¹³ Die in Minden-Ravensberg vorhandenen diakonischen Großeinrichtungen – voran Bethel und der Wittekindshof mit den zugehörigen Diakonissenmutterhäusern und Diakonenschaften – setzten ihre Arbeit in den jeweils von ihnen wahrgenommenen Aufgabenbereichen zwischen 1914 und 1918 fort, und sie trugen auch wie selbstverständlich die Lasten mit, die der Krieg mit sich brachte und stellten Klinik- und Pflegebereiche als Lazarett und (soweit möglich) samt des erforderlichen Pflegepersonals zur Verfügung.¹⁴

¹² S. Pöppinghege, Rainer: Westfalen im Ersten Weltkrieg. In: Internetportal Westfälische Geschichte, s. http://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/portal/Internet/input_felder/langDatensatzEbene4.php?urlID=38&url_tabelle=tab_websegmente (Stand 01.09.2015, 22:25). S. darüber hinaus auch generell: Hinz, Uta: Gefangen im großen Krieg. Kriegsgefangenschaft in Deutschland 1914–1921. Essen 2006; sowie Pöppinghege, Rainer: Fremde Arbeit für Westfalen: Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter in Industrie und Landwirtschaft. In: An der „Heimatfront“ – Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg. [Idee und Konzept: Silke Eilers]. Münster 2014. S. 94-105; S. 176.

¹³ S. dazu Kaiser, Jochen-Christoph: Zwischen Überforderung und Improvisation. Die Innere Mission im Ersten Weltkrieg. In: Kaiser, Jochen-Christoph/Benad, Matthias (Hgg.): Sozialer Protestantismus und Sozialstaat. Diakonie und Wohlfahrtspflege in Deutschland 1890 bis 1938. Stuttgart 1996. S. 72-88.

¹⁴ S. mit Blick auf Bethel und den Wittekindshof als diakonische Großeinrichtungen in Minden-Ravensberg insbesondere Wilke, Karsten: Das Lazarettwesen in Bethel während des Ersten und Zweiten Weltkriegs. Das Krankenhaus Gilead im Dienste der Kriegführung. In: Stockhecke, Kerstin: Von Anfang an evangelisch. Geschichte des Krankenhauses Gilead in Bielefeld. Bielefeld 2013. [= Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel 23]. S. 293-308; sowie Schmuhl, Hans-Walter/Winkler, Ulrike: „Der das Schreien der jungen Raben nicht überhört“. Der Wittekindshof – eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung, 1887 bis 2012. Bielefeld 2012. [= Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Bethel 21]. S. 183-204. – Auch das Betheler Missionshaus wurde als Lazarett genutzt; der Hausvater und Missionsinspektor Walther Trittelwitz [Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 515 Nr. 6384] bemerkte dazu [Zitat bei Menzel, Bethel-Mission (wie Anm. 3), S. 235]: „In der Heimat [Bethel] sind wir vor der größten Not bewahrt geblieben: der Arbeitslosigkeit. Es hat

In der gemeindenahen, ehrenamtlich geleisteten Diakonie wurde die Aufmerksamkeit in der Kriegszeit nicht mehr wie zuvor ganz überwiegend den lokal oder regional zu unterstützenden Hilfsbedürftigen zugewendet, sondern auch und gerade den Soldaten an der Front. In kirchlichen Frauengruppen strickte man für sie Wollstrümpfe, man sammelte Naturalien wie Kartoffeln und Eier für die Feldküchen, und mit zunehmender Dauer des Krieges gab es dann mehr und mehr Frauen und Familien zu unterstützen, in denen der Ehemann und Vater nicht mehr aus dem Krieg heimkehrte oder so schwere Verwundungen erlitten hatte, dass er nicht mehr erwerbsfähig war.¹⁵ In der preußischen Landeskirche insgesamt entwickelte sich gleich im Herbst und Winter 1914/1915 eine besonders ausgeprägte Welle der Solidarität mit den Landstrichen im Süden und Osten Ostpreußens,¹⁶ die zeitweise von russischen Truppen besetzt waren und in denen dort lebende Deutsche wenn nicht Haus und Hof insgesamt, so doch vieles an Hab und Gut eingebüßt hatten.¹⁷ Auch in Minden-Ravensberg wurden ganze Güterzüge voll Spenden an Hausrat, Möbeln und Kleidung etwa von den Frauenhilfen zusammengeholt und nach Ostpreußen auf den Weg gebracht.¹⁸ Auch hier gäbe es viele weitere lokale und regionale Details zu schildern.¹⁹

sich wieder einmal gezeigt, wie wichtig für uns der Zusammenhang mit der Anstalt Bethel ist. Unsere Beamten sind in die Lücken eingetreten, die durch die Einberufung so vieler Bethelbeamter entstanden sind. Missionare und Inspektoren sind in der Verwundetenseelsorge und im Pfarramt tätig. Inspektor Burckhardt ist als Felddivisionsprediger ausgezogen, und wir freuen uns von Herzen, daß gerade auch unsere Mission diesen Dienst leisten darf, unsern tapferen Soldaten das Beste zu bringen, Gottes Wort.“ S. auch Neumann, Reinhard: Die Nazareth-Schwester – Frauen in der Diakonie ohne Mutterhausbindung. In: Benad, Matthias (Hg.): Bethels Mission (1). Zwischen Epileptischenpflege und Heidenbekehrung. Beiträge zur Geschichte der v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel. Mit Beiträgen von Thorsten Altena [u.a.], eingeleitet von Matthias Benad. Bielefeld 2001 [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 19]. S. 133-175, dort S. 140-147.

¹⁵ S. Kampmann, Jürgen: Die Evangelische Frauenhilfe in Lübbecke. Von den Anfängen der kirchlich gebundenen Frauenarbeit und den drei ersten Jahrzehnten der Vereinsgeschichte. In: JWKG 90 (1996), S. 151-179; s. dort S. 157f.

¹⁶ S. Die Ostpreußenhilfe im Ersten Weltkrieg. Hg. vom Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg zur Ausstellung „Zum Besten der Ostpreußenhilfe“ (23.9.2006–28.1.2007). Husum 2006.

¹⁷ Zur Kriegseinwirkung in Ostpreußen siehe als zeitgenössische Darstellung Schlötter, H[...]: Ostpreußens Wiederaufbau. Vortrag mit Lichtbildern. Frauenhilfe 16 (1916), Nr. 7-8, August 1916. S. 219-228; dort besonders S. 220-222.

¹⁸ S. Kampmann, Frauenhilfe (wie Anm. 15), S. 153.

¹⁹ S. Salm, Jan: Der Wiederaufbau der Städte im ehemaligen Ostpreußen nach dem Ersten Weltkrieg. Ein Beitrag zur Forschung. In: Woniak, Micha (Hg.): Kunstgeschichte und Denkmalpflege. IV. Tagung des Arbeitskreises Deutscher und Polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Toru 02.–06. Oktober 1997. Toru 2002. [= Wspólne dziedzictwo]. S. 189-212; Salm, Jan: Der Wiederaufbau der Hofanlagen in Ostpreußen nach dem Ersten Weltkrieg. In: Pusback, Birte/Skuratowicz, Jan (Hgg.): Landgüter in den Regionen des gemeinsamen Kulturerbes von Deutschen und Polen. Entstehung, Verfall und Bewahrung. Beiträge der 12. Tagung des Arbeitskreises deutscher und

c) Die im gottesdienstlichen Leben auf Gemeindeebene geleistete Arbeit

Auch für die in den Gemeindepfarrämtern geleistete Arbeit ist für die Kriegsjahre vor allem anderen zunächst eine große Stetigkeit zu konstatieren – selbstverständlich wurden die üblichen Gottesdienste, die Amtshandlungen, der Kirchliche Unterricht und die Arbeit in Gemeindegruppen von den Pfarrern weitergeführt.²⁰ Es traten aber sehr schnell zusätzliche Aufgaben besonders im gottesdienstlichen Bereich hinzu.

So gab es nicht nur bei Kriegsbeginn vielerorts besondere Aussendungsgottesdienste für die einberufenen Soldaten, oft auch mit der Möglichkeit zum Abendmahlsempfang, der in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg unter volkskirchlich geprägten Evangelischen auch in Minden-Ravensberg zu meist nur wenige Male im Jahr üblich war, so dass das zusätzliche Abendmahlsbegehren ein klarer Indikator für das in der Bevölkerung vorhandene Bewusstsein ist, dass dem Auszug in den Krieg alles andere als der Charakter eines Ausflugs mit baldiger fröhlicher Wiederkehr eignete.²¹ Neben aller öffentlich wahrnehmbaren, heute krass ins Auge springenden – auch inszenierten – Kriegsbegeisterung bei Kriegsausbruch 1914 sollte dieses andere Element praktizierter Frömmigkeit jedenfalls nicht einfach übersehen werden – die statistisch erfasste Abendmahlsziffer stieg jedenfalls im Jahr 1914 gegenüber 1913 markant um über zehn Prozent an²² und das, obwohl in der zweiten Jahreshälfte eine Vielzahl von eingezogenen Männern

polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger in Będlewo, 30. September–4. Oktober 2004. Warszawa 2007 [= Das gemeinsame Kulturerbe 4], S. 227-237; Salm, Jan: Ostpreussische Städte im Ersten Weltkrieg. Wiederaufbau und Neuerfindung. München 2012. [= Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa 46] – S. auch die Untersuchung von Auts, Rainer: Opferstock und Sammelbüchse. Die Spendenkampagnen der freien Wohlfahrtspflege vom Ersten Weltkrieg bis in die sechziger Jahre. Paderborn [u.a.] 2001 [= Forschungen zur Regionalgeschichte 37]. S. 21-33.

²⁰ Gailus, Feld (wie Anm. 11), S. 97, weist darauf hin, dass sich die Kirchenbehörden dagegen sperrten, bestellte Pfarrer zum Dienst an den Waffen eilen zu lassen – sie sollten vielmehr Dienst an der „Heimatfront“ leisten.

²¹ Zur Stimmung in der Bevölkerung bei Kriegsausbruch in der westfälischen Bevölkerung s. Schulte-Hobein, Jürgen: Kriegsbegeisterung oder Kriegsskepsis – Reaktionen auf den Beginn des Ersten Weltkriegs in Westfalen. In: An der „Heimatfront“ – Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg. [Idee und Konzept: Silke Eilers]. Münster 2014. S. 20-33, S. 170-171.

²² S. Hölscher, Lucian (Hg.): Datenatlas zur religiösen Geographie im protestantischen Deutschland. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg. Unter Mitarbeit von Tillmann Bendikowski, Claudia Enders und Markus Hoppe. Bd. 1. Berlin 2001. S. 696-697; Datensatz AKKZG II. 1913: 33,4%, 1914: 37,4%. – Von dem deutlichen Anstieg der sogenannten „Abendmahlsziffer“ wird auch in anderen Regionen Westfalens berichtet; vgl. etwa in diesem Jahrbuch den Beitrag von Geck, Albrecht: Die evangelische Kirche und der Erste Weltkrieg. Das Reformationsjubiläum 1917 im Vest Recklinghausen. In: JWKG 111 (2015), S. 237-278; dort S. 247. Vgl. beispielweise auch ganz ähnliche Schilderungen aus Berlin; s. Gailus, Feld (wie Anm. 11), S. 95:

in den Gemeinden fehlte und damit ein markantes Absinken der Abendmahlsziffer die zu erwartende Folge hätte sein müssen.

Zudem kam es auch zu einer markanten Intensivierung des gottesdienstlichen Lebens, wurden doch durchgängig die schon eingangs erwähnten zusätzlichen Kriegsbetstunden eingerichtet, die zumeist an Werktagen abends stattfanden.²³ Diese waren insbesondere von solchen Gemeindegliedern stark besucht, deren Angehörige im Feld standen, und in ihnen kam – existenziell sofort nachvollziehbar – der Fürbitte größte Aufmerksamkeit zu. Da die eingeführte preußische Landesagende von 1895 aber eine Agende aus Friedenszeiten für Friedenszeiten war, bot sie zwar diverse Gebetsformulare zur Feier von Kaisers Geburtstag, für Bibel- und Missionsfeste, aber nur ein einziges für Nebengottesdienste „[i]n Kriegsnöten“;²⁴ als Anleitung für die Gestaltung der Betstunden fanden die Pfarrer in ihr nicht mehr als den Hinweis: „Für die im kirchlichen Raum gehaltenen Betstunden, Bibelstunden, Missionsstunden u[nd] a[ndere] genügt als liturgischer Rahmen das Gemeindelied, mit welchem die Andacht eingeleitet und nach Vaterunser und Segen beschlossen wird.“²⁵ Und schon mit dem nächstfolgenden Hinweis liefen sie dann ganz ins Leere: „Falls der Ansprache statt des freien ein formuliertes Gebet vorausgeschickt oder angeschlossen werden soll, sind dafür die Kollekten des Hauptgottesdienstes [...] oder die Gebete der Nebengottesdienste [...] zu verwenden.“²⁶ Doch genau da wurde man eben zu der speziellen Thematik nicht fündig. So kann es nicht überraschen, dass sehr schnell für die Hand der Pfarrer weitere kirchlich intern erstellte wie auch kommerziell publizierte Handreichungen und Hilfsbücher erschienen, aus denen gut zu ersehen ist, in welcher Weise eine liturgische Gestaltung und thematische Füllung von Kriegsbetstunden (über das schon dargestellte Bielefelder Beispiel hinaus) angeregt wurde.

„Häufig sei ganz spontan eine Abendmahlsfeier im kleinen Kreis verlangt worden, wenn plötzlich der Befehl zum Ausmarsch eintraf. Oder es klopfte an die Sakristei: ‚Herr Pastor, ich kann nicht mehr zum h[ei]l[igen] Abendmahl bleiben. Geben Sie mir ein gutes Wort für Leben und Sterben mit.‘“ – Im Übrigen dürfte die „Abendmahlsziffer“ als Gradmesser für die in einer evangelischen Kirchengemeinde tatsächlich anzutreffende (praktizierte) Frömmigkeit oder das vorhandene kirchliche Engagement eine eher als gering einzuschätzende Verlässlichkeit besitzen, da die Häufigkeit des Abendmahlsempfangs in starkem Maße von der lokal bzw. regional vermittelten Abendmahlskatechese abhängen dürfte – die sich zudem im Laufe der Jahrzehnte auch massiv gewandelt hat.

²³ S. dazu (mit besonderem Blick auf Berlin) Gailus, Feld (wie Anm. 11), S. 95.

²⁴ Agende für die Evangelische Landeskirche. 1. Teil. Die Gemeindegottesdienste. Berlin 1895. S. 174.

²⁵ A.a.O., S. 142.

²⁶ Ebd.

Wohl die größte Verbreitung dürfte die von Karl Arper und Alfred Zillessen herausgegebene, bis 1915 schon in fünf Auflagen und 11.000 Exemplaren erschienene „Agende für Kriegszeiten“²⁷ gefunden haben – diese dürfte damit in den allermeisten deutschen evangelischen Pfarrämtern zur Hand gewesen und auch in Minden-Ravensberg genutzt worden sein.

Sie enthielt neben der Skizze einer einfachen liturgischen Struktur für die Betstunden insbesondere auch Material, das eine Variation der verwendeten liturgischen Texte bei der thematischen Ausrichtung der jeweiligen Gottesdienste bot (je nachdem, ob es auf „gute“ oder aber „schlechte“ Nachrichten von den Kriegsschauplätzen oder aus der politischen Entwicklung – jeweils selbstverständlich aus der Perspektive des Deutschen Reiches – zu reagieren galt). Sie reiht sich (und das ist ein Charakteristikum) als fünfter Band in das von Arper und Zillessen für alle Bereiche des liturgischen Handelns in Gottesdiensten und bei kirchlichen Amtshandlungen herausgegebene Werk ein und steht damit in der Linie des anderthalb Jahrzehnte nach dem Erscheinen der Preußischen Agende von 1895 offenbar massiven Verlangens nach einer Abkehr von der in Preußen seit der Regierung König Friedrich Wilhelms III. vertretenen, auch das Agendenwerk von 1895 noch im Grundzug bestimmenden Konzeption einer strikten Vereinheitlichung des öffentlichen liturgischen Redens und Handelns in den evangelischen Kirchen des Landes – und knüpft damit (im Kontext liberaler theologischer Konzeptionen) an liturgische Überzeugungen und Gestaltungen an, die bereits in der späten Aufklärung prägend waren und die sich auch in manchen amtlichen Agenden (wie etwa der Adlerschen Schleswig-Holsteinischen Kirchenagende)²⁸ und mehr noch in einer Flut von privaten liturgischen Veröffentlichungen niedergeschlagen

²⁷ Arper, Karl/Zillessen, Alfred (Hgg.): Agende für Kriegszeiten. 1. Teil. 5. durchgesehene Aufl. Göttingen 1915. [= Praktisch-theologische Handbibliothek 3. Sonderband, 1. Teil]. – Die beiden Herausgeber legten später weiteres einschlägiges Material vor, s. Arper, Karl/Zillessen, Alfred (Hgg.): Fest-Agende für Kriegszeiten. 6. und 7. Tausend. Göttingen 1915. [= Praktisch-theologische Handbibliothek 3. Sonderband, 2. Teil], sowie Arper, Karl/Zillessen, Alfred (Hgg.): Durchhalten! Entwürfe, Gebete, Gedichte und Vaterländische Worte für Kriegsgottesdienste. Der Agende für Kriegszeiten 3. Teil. Mit Registern über alle drei Teile. 3. durchgesehene Auflage. 6.-9. Tausend. Göttingen 1915. [= Praktisch-theologische Handbibliothek 3. Sonderband, 3. Teil]. Auch in Österreich wurde dieses Material aufgenommen; s. Mühlpforth, Wilhelm (Bearb.): Evangelische Kriegsagende für Österreich. Nach der „Agende für Kriegszeiten“ von Karl Arper und Alfred Zillessen und deren „Fest-Agende für Kriegszeiten“ bearbeitet. Göttingen 1915.

²⁸ S. Adler, Jacob Georg Christian: Schleswig-Holsteinische Kirchen-Agende. Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung. Formulare für die öffentlichen Religionshandlungen. Sonntags- und Festtags-Perikopen. Auf allerhöchsten Königlichen Befehl zum künftigen Gebrauch in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, der Herrschaft Pinneberg, der Grafschaft Ranzau und der Stadt Altona verfaßt. Schleswig 1797. S. dazu auch Ostermann, Helmgard: Der Protest in der ländlichen Bevölkerung Schleswig-Holsteins 1796 und in den folgenden Jahren gegen die Einführung der Adlerschen Agende. O. O. 1990.

hatte. Es bestand jedenfalls im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts offenbar ein starkes Bedürfnis, im gottesdienstlichen Handeln das momentan die Gemeindeglieder in ihrem Denken und Empfinden Berührende aufzugreifen und widerzuspiegeln und Kontextualität zum Zeitgeschehen herzustellen – während zuvor konzeptionell gerade der entgegengesetzte Gedanke bestimmend war – also das jeweilig die Gegenwart Bestimmende mit dem Allgemeinen und bleibend von Gott und vor Gott Gültigen zu kontrastieren.

Die Sammlung von Arper und Zillessen versucht, wie gesagt, liturgisches Material für die Bedürfnisse aller darzubieten, die in ihrem gottesdienstlichen Handeln den Finger möglichst dicht „am Puls der Zeit“ haben mochten.²⁹

Das ging bis dahin, dass man sich auch nicht scheute, passend erscheinende nichtbiblische Texte bzw. nicht biblisch orientierte Inhalte zur Verwendung in den von der Kriegsthematik geprägten Gottesdiensten darzubieten – etwa in Form einer Sammlung von „Vaterländischen Worten“ (unter anderem von Friedrich Schiller, Johann Gottlieb Fichte, Emanuel Geibel, Joseph von Eichendorff und besonders von Ernst Moritz Arndt). Dies habe sich, so die Erläuterung im Vorwort der von Arper und Zillessen herausgegebenen „Agende für Kriegszeiten“, „an manchen Orten als besonders eindrucksvoll erwiesen“.³⁰ Dabei wird nicht selten auf Texte zurückgegriffen, bei denen Erfahrungen aus den Befreiungskriegen des frühen 19. Jahrhunderts im Hintergrund stehen oder erinnernd entfaltet werden. Um es an einem Beispiel aus der Feder von Emanuel Geibel 1815–1884) zu verdeutlichen:

²⁹ S. zum Beispiel die Charakterisierung in der Rezension des Schweizer Stabssekretärs und Feldpredigers Haller, [M...]: [Rez.] Agende für Kriegszeiten, und: Festagende für Kriegszeiten, herausgegeben von Arper & Zilles[s]en; Göttingen, bei Vandenhoeck & Ruprecht, 1914. In: Kirchenblatt für die reformierte Schweiz 30 (1915), Nr. 8, 20. Februar 1915. S. 32: „Gleichwohl ist es ist der Initiative einiger Theologen und dem Wagemut eines tapfern Verlegers gelungen, nach knapp drei Monaten eine sehr brauchbare Liturgie für Kriegszeiten herauszugeben, die auf 164 Seiten alles bringt, was man billigerweise von einem solchen Buche verlangen kann: Gebete zur Predigt (30), nach verschiedenen Möglichkeiten des Krieges geordnet, liturgische Stücke und ausgeführte liturgische Gottesdienste, Kasualgebete für alle denkbaren Fälle, bei Taufe, Trauung, Abendmahl, Begräbnis, Lazarettseelsorge, Schriftlektionen, ja auch einen Abschnitt ‚Gedanken für Kriegspredigten‘ von Niebergall [...] Ich wünsche dem Büchlein unter meinen Kollegen viele aufmerksame Leser. Wir können aus ihm lernen, wie man eine große Zeit groß auffaßt und verwertet. [...] Alles in Allem ein prächtiges Werk, das uns Schweizerpfarrern mit Auswahl benutzt große Dienste leisten kann.“

³⁰ Arper/Zillessen, Agende 1 (wie Anm. 27), S. 5.

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan:
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog vom Westen der Unhold [Napoleon] aus,
Sein Reich zu festen in Blut und Graus;
Mit allen Mächten der Höll im Bund
Die Welt zu knechten, das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren [nach Paris] kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen der Held der Mark [Brandenburg; König
Friedrich Wilhelm III.];
Die Banner flogen, und über ihm
In Wolken zogen die Cherubim,
Ehre sei Gott in der Höhe!

Da hub die Wage des Weltgerichts
Am letzten Tage der Herr des Lichts
Und warf den Drachen vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen hinab zum Pfuhl,
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun beb't vor Gottes und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes [Paris], der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert, wie schnell! zu Staub
Und heimgefo[r]dert wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind!

Drum laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan:
Ehre sei Gott in der Höhe!“³¹

Interessant für unsere Fragestellung mit Blick auf Minden-Ravensberg ist nun, dass man sich in der zu dieser Zeit für die theologische Ausrichtung der hier tätigen Pfarrerschaft weithin prägenden Lutherischen Konferenz

³¹ A.a.O., S. 118f.

von Minden-Ravensberg an die Publikation einer Agende für Nebengottesdienste begab.³² Hier gab es offensichtlich Widerstand gegen die theologisch liberalen Tendenzen – markant formuliert zum Abschluss der 1914/1915 im Jahrbuch des Vereins für die Evangelische Kirchengeschichte Westfalens veröffentlichten „Chronik der Lutherischen Konferenz von Minden-Ravensberg“: „Mehr als ein halbes Jahrhundert hat die Luth[erische] Konferenz in Minden-Ravensberg das Banner glaubensfreudigen, bekenntnistreuen, lebendigen Luthertums hochgehalten. Die kirchliche und kirchenpolitische Zeitlage hat sich gewandelt; die Feinde des Evangeliums der freien Gnade in Christo, der Kirche und ihres Bekenntnisses sind geliebt und der Haß wider das Evangelium, ja gegen alle Religion, ist gewachsen bei den ‚Gebildeten‘ und den Massen. Um so mehr hat die Luth[erische] Konferenz auch ferner Recht und Pflicht, die gläubigen Christen, im Amte des Wortes und außer dem Amte zu sammeln, zu wecken, zu stärken und zu vertiefen.“³³

Vor diesem Hintergrund dürfte auch die Konzeption der 1916 von der Lutherischen Konferenz publizierten Agende „Die Feier der Nebengottesdienste“ zu verstehen sein. Sie bietet insbesondere – angeregt durch bayerische Vorbilder – streng strukturierte Ordnungen für die Tagzeitengottesdienste Mette und Vesper sowie zu bestimmten Gottesdiensten an besonderen Tagen des Kirchenjahres (etwa die Improperien zur Karfreitagsvesper)³⁴, jeweils mit Noten ausgesetzt, um ein Singen der Versikel für Liturgen, Chor und Gemeinde zu ermöglichen – unter der in der Einleitung formulierten Zielsetzung, „daß unser liebes deutsches Volk durch die ‚schönen Gottesdienste‘ wieder in die Kirche gelockt in Zeit und Ewigkeit zu spüren bekomme, was das bringt, wenn man sich hält nach Seinem Wort: ‚Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Hymnen und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen!“³⁵ Zu den zweifellos für den Gebrauch auf viele Jahre bestimmten liturgischen Ordnungen tritt dann in dieser Agende aber ganz am Schluss noch ein Abschnitt „Gebete für Kriegsbetstunden“ hinzu.³⁶ Diese sind unverkennbar auf den gegenwärtig bei Erscheinen der Agende 1916 bestehenden Bedarf ausgerichtet, setzen sie doch wie selbstverständlich nicht nur die monarchische Verfassung des Deutschen Reiches voraus, sondern auch die politisch-militärische Situation eines von äußeren Feinden von allen Seiten bedrängten bestehenden Reiches (im Zweifrontenkrieg).

³² Die Feier der Nebengottesdienste. Hg. und verlegt von der Lutherischen Konferenz in Minden-Ravensberg. Gütersloh 1916.

³³ Hartmann, [Ernst]: Chronik der Lutherischen Konferenz von Minden-Ravensberg. JVEKGW 16 (1914/1915), S. 160-187; Zitat S. 187.

³⁴ S. Feier Nebengottesdienste (wie Anm. 32), S. 35f.

³⁵ S. a.a.O., S. [3].

³⁶ A.a.O., S. 60-72.

In die Gesamtkonzeption der Agende fügen sich die dargebotenen immerhin 13 Gebete³⁷ bei näherer Betrachtung gar nicht ein. Sie sind weder liturgisch in besonderer Weise gestaltet noch vermögen sie theologisch einen anderen Horizont zu öffnen als die in den Sammlungen von Arper und Zillessen gebotenen Texte. Um einen Eindruck von dem thematisch abgedeckten Spektrum zu gewinnen, sei hier eines dieser Gebete ausführlich wiedergegeben:

„Barmherziger, ewiger Herr und Gott, du Fels unseres Heils, du starker Helfer und Tröster in Not und Gefahr, zu dir kommen wir in dieser ersten und schweren Zeit: Du Gott unsrer Väter, laß uns nicht zuschanden werden! Wie du bisher gegen den Ansturm der Feinde von allen Seiten uns geholfen, so ziehe auch ferner deine Hand nicht von uns ab. Mache uns dankbar für jeden Erfolg, den du unsern Waffen schenkst, geduldig und getrost in den Tagen des Wartens, wenn unsere Brüder im Felde in heißem Kampf und unter schweren Verlusten mit einem starken und widerstandsfähigen Feind ringen müssen. Hilf uns in den wechselnden Schicksalen des Krieges in zuversichtlichem Vertrauen auf deine Hilfe auszuhalten. Herr, ein Heer von feindlichen Völkern hat sich wider uns und unsere Verbündeten erhoben, und die Kriegsflamme ergreift immer weitere Gebiete der Erde: Der du im Himmel sitztest und den Rat der Völker zunichte machen kannst, sieh in Gnaden darein und laß uns im Toben der Völker nicht verderben, sondern durch deine Hilfe erhalten bleiben und zu einem guten Ausgang zum Heil unseres Vaterlandes gelangen. Segne und behüte mit starkem Arm wider alle Gefahren unsern Kaiser und sein ganzes Haus; schenke ihm im Ansturm der Feinde heiligen Mut, guten Rat und kraftvolle Tat. Schütze und schirme die deutsche Kriegsmacht; rüste alle, die ihr angehören, aus mit tapferm Mut und christlicher Mannhaftigkeit, gib ihren Waffen Sieg. Wir befehlen dir alle Glieder unserer Gemeinde, die jetzt im Felde stehen, in deine göttliche Obhut; laß ihre Seelen in Not und Tod nicht verloren sein. Sei allen denen nahe, die ein teures Familienglied in den Krieg haben ziehen lassen; lehre sie, alle ihre Sorgen auf dich werfen, und führst du sie in schweres Leid, so laß sie auch erfahren, daß du der Gott alles Trostes bist. Erbarme dich aller Not in der Heimat und mache die Herzen willig zum Tatbeweise helfender und dienender Liebe. Erweise dich in Gnaden als unsers Volkes Gott und unser aller Vater in Jesu Christo, unserm Herrn und Heiland, daß wir mit Freuden bekennen können: Der Herr züchtigt mich wohl, aber er gibt mich dem Tode nicht; der Herr ist meine Macht und mein Psalm und ist mein Heil. Amen.“³⁸

Die Formulierungen lassen erkennen, wie man in der praktisch vollzogenen Gemeindegemeinschaft über Krieg, Kriegserleben und Kriegserleiden vor

³⁷ Dabei waren die beiden ersten Gebete aus der preußischen Landesagende übernommen; s. a.a.O., S. 60f.; vgl. Agende 1895 (wie Anm. 24), S. 13 und S. 174; die Gebete Nr. III und Nr. VII waren zuvor bereits im Kirchlichen Amtsblatt 1914 veröffentlicht worden.

³⁸ A.a.O., S. 64f. Nr. VI.

Gott meinte reden und beten zu müssen³⁹ und wie schnell auch in Minden-Ravensberg die je persönlichen Anliegen verquickt wurden mit Parteinahme – möglichst sogar einer Parteinahme Gottes für das eigene nationale Interesse.⁴⁰

Dass die dezidierte Bitte um einen Sieg der eigenen Truppen verknüpft war mit einer Fürbitte für die Heeresleitung kann nicht überraschen – und wenn die Fürbitte für den Kaiser und König und die übrigen Landesherren uns heute erstaunen mag, so gehörte sie damals aber zum Standard des Allgemeinen Kirchengebets und war damit ein selbstverständlicher, ganz und gar vertrauter Bestandteil eines jeden Sonntagsgottesdienstes;⁴¹ auffällig und eines besonderen Vermerkes wert wäre es hingegen, wenn eine solche Fürbitte für die Obrigkeit gefehlt hätte.⁴²

Unverkennbar ist, dass man offenbar auch im konfessionell lutherisch geprägten Minden-Ravensberg in den Kriegsbetstunden weithin einer ganz schlichten „Gott-mit-uns“-Theologie Raum eröffnet hat: Man war überzeugt, dass die Soldaten, die eigenen Söhne und Enkel, gut bekannten Nachbarn und vertrauten Arbeitskollegen für eine gerechte Sache kämpften⁴³ wie sollte es da denkbar sein, dass sich Gott abwenden könnte, dass

³⁹ Als Beispiel dafür kann hier vielleicht besonders auf das Gebet Nr. XII (a.a.O., S. 70) verwiesen werden; s. Anhang.

⁴⁰ Die dargebotene Bandbreite der in diesen Gebeten geltend gemachten Theologoumena ist beeindruckend, reicht sie doch – abgesehen von den immer wieder im Vordergrund stehenden national(istisch)en Aspekten – von einer Exemplifizierung des Gedankens, der Krieg stelle eine Züchtigung Gottes dar, über eine Entfaltung der positiv zu erhoffenden Wirkungen des Krieges über eine inständige Bitte um Frieden bis hin zu einer Reflexion über die Auswirkungen des Krieges auf die (Äußere) Mission. Beispielhaft dafür sei hier verwiesen auf die im Anhang wiedergegebenen Gebete Nr. IV (a.a.O., S. 62f.), Nr. IX (a.a.O., S. 67), Nr. XII (a.a.O., S. 70) und Nr. XIII (a.a.O., S. 71f.).

⁴¹ S. dazu die übliche Formulierung in der preußischen Landesagende [Agende 1895 (wie Anm. 24), S. 12]: „Schütze und segne deinen Knecht, den Kaiser Wilhelm, unseren König, und sein ganzes Haus. Gieb [!] ihm Gnade mit seinen Räten und Dienern, seine Lande in Frieden zu regieren. Nimm sein Kriegsheer in seinen Schutz.“

⁴² Die Fürbitte für die Obrigkeit lag auch schon deshalb nahe, weil die protestantischen Landesherren in ihren jeweiligen Territorien ja seit der Zeit der Reformation zugleich des Amt des Summus episcopus – also des (wenn man es wörtlich übersetzt) „obersten Bischofs“ ihrer Landeskirche bekleideten und damit in kirchenverfassungsrechtlicher Hinsicht an der Spitze des jeweiligen evangelischen Kirchenwesens im Territorium standen, auch wenn sie nicht ordiniert waren und keine pfarramtlichen Aufgaben wahrnahmen.

⁴³ Die Überzeugung, sich für eine ganz und gar gerechte Sache zu engagieren, wurde auch im Gottesdienst in einschlägigen Texten zum Ausdruck gebracht; s. zum Beispiel Gleichen-Rußwurm, Alexander von: Des Deutschen Gebet. In: Arper, Karl/Zillesen, Alfred (Hgg.): Durchhalten! Entwürfe, Gebete, Gedichte und Vaterländische Worte für Kriegsgottesdienste. Der Agende für Kriegszeiten 3. Teil. Mit Registern über alle drei Teile. 3. durchgesehene Auflage. 6.-9. Tausend. Göttingen 1915 [= Praktisch-theologische Handbibliothek 3. Sonderband, 3. Teil]. S. 58: „Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr! | Das Göttlichste, das diesem Stern verliehn. | Darum liegt Deutschland heute auf den Knien. | Dies Ungeheure, laß es nicht geschehn, | Daß

er es an Gelingen, am Kriegserfolg und Segen fehlen lassen könnte! Ob eine solche theologische Denkfigur allerdings wirklich Anhalt an und Fundament in der biblischen Überlieferung hatte, wurde – jedenfalls in der ersten Zeit des Krieges – offenbar nur ganz wenig reflektiert.

Genau dies sollte sich aber in der Gemeindefarbeit und pastoralen Verkündigung als um so problematischer erweisen, je länger der Krieg dauerte und je mehr Gefallene zu beklagen und Kriegsversehrte zu betreuen waren. Die Hohlheit, das der schlichten Proklamation „Gott ist mit uns!“ fehlende theologische Fundament, dürfte im Ergebnis mit ein Grund dafür sein, dass es nach dem Ende des Ersten Weltkrieges zu einer massiven Steigerung der Zahl der Kirchnaustritte auch in Westfalen kam.⁴⁴

Dass das Zeugnis des Evangeliums, dass Gott *für* und nicht *gegen* die Menschen ist, dass er sich ihnen trotz Schuld und Versagen zuwendet, durchaus nicht gleichzusetzen ist mit einer einfachen Befürwortung dessen, was Menschen sich vornehmen und allein oder gemeinsam erreichen wollen, und dass sein Segen durchaus nicht eine vorweggenommene Bejahung dessen ist, was Menschen sich an Zielen setzen, sondern dass er *sein* Werk segnet – und die Menschen nur, insofern sie dieses *sein* Werk für sich gelten lassen! –, das musste theologisch angesichts des Ersten Weltkrieges bitter wieder gelernt werden.

d) Weitere durch die Gemeindefarrämter in den Kriegsjahren wahrgenommene Aufgaben

Die Seelsorge an den Hinterbliebenen der Gefallenen wuchs schnell zu einer immensen Aufgabe heran, trafen doch in so mancher Kirchengemeinde nach Beginn des Stellungskrieges von 1915 an Woche um Woche neue Todesnachrichten ein. Eine besondere Herausforderung stellte es dar, dass die Gefallenen in den meisten Fällen auch nicht in der Heimat bestattet werden konnten, sondern – wenn sie in den Materialschlachten überhaupt hatten geborgen werden können – gleich nahe der Front begraben worden

gutes Recht und Treue untergehn, | Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr! | Ein groß Gebet zieht dieses Volk auf's Knie, | Es flehen Lippen, die gefleht noch nie, | Und Hände falten sich, die nie gefaltet, | Der feste Blick, wo nie ein Haß gewaltet, | Zerschmilzt zu großen, feierlichen Zähren: | Herr, lasse unsre Feinde nicht gewähren, | Die meuchlings hingemordet guten Frieden; | Herr, straf sie heut! Herr, straf sie schon hienieden: | Dies Ungeheure, laß es nicht geschehn, | Daß gutes Recht und Treue untergehn; | Laß die Gerechtigkeit nicht sterben, Herr!“ – Zu Leben und Werk Alexanders von Gleichen-Rußwurm s. Lenk, Leonhard: [Art.] Gleichen genannt von Rußwurm, Heinrich Adelbert Konrad Carl *Alexander* Schiller Freiherr von. In: Neue Deutsche Biographie 6 (1964), S. 445f. [Onlinefassung:] URL: <http://www.deutschebiographie.de/ppn119371456.html>.

⁴⁴ S. zur Entwicklung der Kirchnaustritte nach dem Ersten Weltkrieg Violet, [Bruno]: [Art.] Kirchnaustritt. II. Kirchnaustrittsbewegung. In: RGG² 3 (1929), Sp. 827-832, dort Sp. 828f.

waren. Auch wenn selbstverständlich Gedenkgottesdienste an die Stelle der Bestattungsgottesdienste traten, so gab es doch kein Grab der Gefallenen auf dem heimischen Friedhof und damit keinen Ort für die Angehörigen, Nachbarn und Freunde, den sie im Gedenken an sie aufsuchen konnten. Oft griff man daher zu der Lösung, dass ihre Namen auf den Grabsteinen an den Familiengrabstätten mit vermerkt wurden – und alsbald nach Kriegsende errichtete man in jeder Kirchengemeinde in den Kirchen oder auf den Friedhöfen Gedenktafeln mit den Namen.⁴⁵

Dass in vielen Gemeinden die seelsorgliche Aufgabe auch in der Weise Gestalt gewann, dass die Soldaten an der Front mit ihren Heimatpfarrern in brieflichem Kontakt standen, ist bereits durch Ulrich Rottschäfer am Beispiel der Kirchengemeinde Hiddenhausen anschaulich gemacht worden.⁴⁶

Aus den in den Kreissynodalprotokollen der Kriegsjahre enthaltenen Berichten über die Entwicklung des kirchlichen Lebens spiegelt sich sehr deutlich wider, wie sehr dadurch, dass die Gemeinden „männerleer“ wurden,⁴⁷ also die Männer in großer Zahl an die Front eingezogen oder gefallen waren, besonders die Gruppenarbeit beeinträchtigt wurde. Noch schwerer wog aber der Eindruck in der Pfarrerschaft, dass mit zunehmender Kriegsdauer auch ein massiver sittlicher Verfall in den Gemeinden einherging. Aus den regelmäßigen Berichten wird ersichtlich, dass zunehmend darüber geklagt wurde, welche schlimmen diesbezüglichen Folgen die Kriegszeit mit sich bringe: Nicht nur überforderte Mütter und – mangels väterlicher Erziehung – verwahrloste Kinder und Jugendliche,⁴⁸ sondern auch un-

⁴⁵ S. zur Kontinuität des Gefallenengedenkens in Deutschland Hettling, Manfred/Echternkamp, Jörg: Heroisierung und Opferstilisierung. Grundelemente des Gefallenengedenkens von 1813 bis heute. In: Hettling, Manfred/Echternkamp, Jörg (Hgg.): Gefallenengedenken im globalen Vergleich. Nationale Tradition, politische Legitimation und Individualisierung der Erinnerung. München 2013. S. 123-158. Vgl. auch Beck, Arndt/Euskirchen, Markus: Die beerdigte Nation. „Gefallenen“-Gedenken von 1813 bis heute. Berlin 2009, sowie Behrenbeck, Sabine: Gefallenengedenken in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“. In: Arnold, Sabine R[...] (Hg.): Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert. Zur Sinnlichkeit der Macht. Wien [u.a.] 1998. S. 35-55.

⁴⁶ S. dazu den Beitrag in diesem Jahrbuch [Rottschäfer, Ulrich: „Gott behüte unsre Lande, unsre Seelen vor der Schande“. Patriotische Briefseelsorge im Ersten Weltkrieg – ein Beispiel aus Minden-Ravensberg, JWKG 111 (2015), S. 149-161], sowie die ausführliche Darstellung: Rottschäfer, Feldbriefe (wie Anm. 10).

⁴⁷ S. Pahmeyer, Ralf: Evangelische Kirche und Moderne. Die Geschichte des Kirchenkreises Bielefeld in Grundzügen. In: Benad, Matthias/Schmuhl, Hans-Walter (Hgg.): Aufbruch in die Moderne. Der evangelische Kirchenkreis Bielefeld von 1817 bis 2006. Bielefeld 2006 [= Schriften der Historischen Museen der Stadt Bielefeld 22]. S. 19-162; dort S. 78.

⁴⁸ S. dazu zum Beispiel Die Verhandlungen der Kreis-Synode Herford im Jahre 1917. Als Handschrift gedruckt. Herford o. J. [1917]. S. 4f.

eheliche Lebensgemeinschaften, hemmungslose Genusssucht, Sonntagsarbeit und nicht zuletzt ein massives Schielen darauf, aus der Kriegssituation persönlichen materiellen Gewinn zu erzielen.⁴⁹

Nicht zu übersehen ist schließlich, dass die Stellung der Frauen in Kirche und Gesamtgesellschaft in den Jahren des Ersten Weltkriegs weiter an Profil gewonnen hat – zum einen dadurch, dass die gemeindliche Männerarbeit infolgedessen, dass viele männliche Gemeindeglieder zum Waffendienst einberufen waren, dezimiert war, zum anderen deswegen, weil die in den Kriegsjahren oft weitgehend auf sich allein gestellten Frauen nicht nur im privaten Bereich, sondern auch im öffentlichen Leben eigenständiger zu handeln gewohnt wurden – und es nun nicht nur in der Arbeiterschaft, sondern auch im Bürgertum zunehmend zu außerhäuslicher Berufstätigkeit von Frauen kam –⁵⁰ was man allerdings aus kirchlicher Perspektive weithin mit großer Skepsis wahrnahm.⁵¹

e) Entwicklungen im Bereich der konfessionellen Gegensätze während der Kriegsjahre

Zu einer Annäherung der Konfessionen scheint die Kriegszeit zumindest in Minden-Ravensberg nicht geführt zu haben – charakteristisch dürfte vielmehr sein, was der in Enger als Pfarrer wirkende Superintendent des Kirchenkreises Herford, Karl Niemöller,⁵² 1917 mit Blick auf die bevorstehende Feier des Reformationsjubiläums vor der dortigen Kreissynode zum Ausdruck brachte: „Wenn wir auch mit tiefem Schmerz an den Riß denken, der seitdem [seit der Reformation] durch unser Volk geht, so können wir doch denen nicht zustimmen, welche als Frucht des schweren Krieges, in welchem die Glieder der verschiedenen Konfessionen als deutsche Brüder zusammengestanden haben, um den übermächtigen Feind von unsern Grenzen abzuwehren, eine deutsche Reichskirche erhoffen, in welcher alle konfessionellen Gegensätze beiseite gesetzt werden. Gewiß ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die Glieder der beiden Konfessionen gegenseitig ihre Glaubensüberzeugungen in der gemeinsamen Not zu achten gelernt, daß sie auch in gemeinsamen Gottesdiensten vor dem Lenker der Schlachten gestanden haben, um sich vor dem schweren Kampf zu stärken, und daß auch die Liebesarbeit an den Verwundeten und Sterbenden das, was uns

⁴⁹ So dargestellt für den Kirchenkreis Bielefeld bei Pahlmeyer, Kirche (wie Anm. 47), S. 82.

⁵⁰ S. dazu Paulus, Julia: Die „Mobilmachung des Heimatheeres“. Zur Geschlechter(un)ordnung im Ersten Weltkrieg. In: An der „Heimatfront“ – Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg. [Idee und Konzept: Silke Eilers]. Münster 2014. S. 54-73, S. 173-174.

⁵¹ So Pahlmeyer, Kirche (wie Anm. 47), S. 82.

⁵² Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 361 Nr. 4505.

trennt, vergessen konnte. Aber wir dürfen es nicht vergessen, und daran mahnt uns das Jubiläumsjahr der Reformation, daß wir ein kostbares Erbe der Väter zu bewahren haben, welches wir um der äußeren Einheit willen nicht preisgeben dürfen. [...] Die Jubelfeier der Reformation aber soll uns nicht das Signal zu neuem erbitterten Streit mit den christlichen Brüdern aus der römischen Kirche, die uns als Abtrünnige ansehen, sein, sondern eine Mahnung, mit ihnen zu wetteifern und in Werken des Glaubens und der Liebe, um so ihre falsche Meinung zu widerlegen, mit der man schon der Glaubenslehre des Paulus begegnete, als ob der Glaube träge mache zu guten Werken.“⁵³ Niemöller verfehlte denn auch nicht, mitzuteilen, dass in evangelischen Kreisen „sehr befremdet“ habe, dass staatlicherseits ausgerechnet im Jahr des Reformationsjubiläums das Jesuitengesetz aufgehoben worden sei – die Evangelischen könnten es nicht vergessen, dass „dieser Orden, den schon Päpste verdammt und katholische Fürsten aus ihren Ländern vertrieben haben, die ‚Ausrottung der Ketzerei‘ und damit den Kampf gegen die evangelische Kirche auf seine Fahne geschrieben hat und dieses Ziel sicher auch weiter mit allen Mitteln, in denen er nicht wählerisch ist, verfolgen wird.“⁵⁴ Daher befürchte man von „dieser staatlichen Maßregel“ „eine Gefährdung des konfessionellen Friedens, wenn wir auch einen uns aufgedrungenen Kampf nicht zu scheuen brauchen, weil unsere evangelische Kirche mit dem Worte Gottes, welches ihr die Reformation gab, die Waffe besitzt, welche ihr den Sieg verbürgt in dem Geisteskampf, der fortgehen wird, und in der Rechtfertigung allein durch den Glauben den Heilsschatz, der ihr mehr gelten muß als aller äußerer Glanz und alle Machtfülle, deren sich die römische Kirche rühmen kann.“⁵⁵

Auch aus Kirchengemeinden wurde vor einem während der Kriegszeit vermeintlich gewachsenen Einfluss der katholischen Kirche gewarnt, und die Kreissynode Herford schloss sich der Mahnung an, die genaue Führung der Mischehenliste den Presbyterien zur Pflicht zu machen und die Unterscheidungslehren im Konfirmandenunterricht sorgfältig zu behandeln.⁵⁶ Letzteres sei besonders deshalb erforderlich, „weil in der ‚Kriegsfrömmigkeit‘ die beiden Konfessionen gemeinsamen Wahrheiten des ersten Artikels so sehr betont werden, daß manche Gemeindeglieder auf den Gedanken kommen, die Unterscheidungslehren, welche sie trennen, seien unwesentlich, und so zugänglich werden für die Werbungen der römischen Kirche.“⁵⁷ Hier begegnet man also einmal der dezidierten Anzeige einer als theologisch fehlgehend eingeschätzten Entwicklung im Gemeindeleben in den Kriegsjahren.

⁵³ Die Verhandlungen der Kreis-Synode Herford im Jahre 1917. Als Handschrift gedruckt. Herford o. J. [1917]. S. 3f.

⁵⁴ A.a.O., S. 4.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ A.a.O., S. 6.

⁵⁷ Ebd.

f) Zu den Inhalten publizierter Predigten

Eines eigenen Kapitels zur Darstellung bedürftig ist der Bereich der Predigt-tätigkeit. Der Sache nach würde es zunächst naheliegend erscheinen, diese Thematik auch im Kontext der pastoralen gemeindlichen Tätigkeit abzuhandeln. Die Quellenlage zu diesem Bereich stellt sich allerdings so dar, dass zwar de facto die übergroße Mehrheit aller Predigten im Kontext der üblichen Gemeindefarramtstätigkeit gehalten worden ist, dass aber für die Forschung greifbar in aller Regel nur die demgegenüber quantitativ ganz geringe Anzahl derjenigen Predigten ist, die hernach zum Druck gebracht worden sind. Das aber sind üblicherweise solche von Personen, die kirchenleitende Ämter bekleidet haben – oder aber Predigten, die aus Anlass von besonderen Ereignissen gehalten worden sind und damit für die reguläre Gemeindevirksamkeit zumindest vom „Sitz im Leben“ her einer atypischen Situation entstammen. Die zum Druck gebrachten Predigten stellen also, will man es pauschal formulieren, eine – unsystematische – Ausnahme dar. Sie sind aber dennoch beachtenswert, weil sie durch den Druck oft eine deutlich breitere und auch nachhaltigere Wirkung erzielen konnten als ungedruckt gebliebene, wurde doch durch den Druck eine deutlich größere Anzahl von Adressaten erreicht als bei einem nur mündlichen Predigtvortrag, und die Leser (unter ihnen gewiss auch andere Pfarrer) dürften die jeweiligen Gedankengänge aufgrund der Möglichkeit zur langsamen, durch erneutes Lesen wiederholt möglichen Lektüre auch vertieft aufgenommen haben. Der Analyse von im Ersten Weltkrieg gehaltenen Predigten und der darin zum Ausdruck kommenden Theologie ist im Übrigen auch wissenschaftlich schon seit langem Aufmerksamkeit gezollt worden.⁵⁸

Welchen Inhalten begegnet man in diesem Genre? Charakteristisch dürfte die umfangreiche Zusammenstellung sein, die in zwei Sammelbänden schon 1915 vom kaiserlichen Hofprediger Bruno Doehring⁵⁹ veröffent-

⁵⁸ S. Pressel, Wilhelm: Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands. Göttingen 1967 [= Arbeiten zur Pastoraltheologie 5]; vgl. auch Brakelmann, Günter: Protestantische Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus. Bielefeld MCMLXXIV [1974]; s. auch Fähler, Jochen: Der Ausbruch des 1. Weltkrieges in Karl Barths Predigten 1913–1915. Bern [u.a.] 1979 [= Basler und Berner Studien zur historischen und systematischen Theologie 37]; vgl. auch Missalla, Heinrich: „Gott mit uns“. Die deutsche katholische Kriegspredigt 1914–1918. München 1968.

⁵⁹ Zu Doehrings Werdegang und Wirken s. Greschat, Martin: Kaiser Wilhelm II., seine Hofprediger und der Evangelische Oberkirchenrat. In: Hüffmeier, Wilhelm/Kampmann, Jürgen (Hgg.): Wilhelm II. – Kaiser, König, Kirche[n]mann. Ein Herrscher, der niemals reif wurde? Herausgegeben im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der EKV-Stiftung für kirchengeschichtliche Forschung. Bielefeld 2014 [= Unio und Confessio 28]. S. 43-78, dort S. 75-78. Zu Doehrings Rolle s. auch Gailus, Feld (wie Anm. 11), S. 99-101.

licht worden ist. Sie enthält unter dem Titel „Ein feste Burg“⁶⁰ Predigten aus Anlass des Kriegsausbruches, beim Kriegsbetttag, aus dem August 1914, der „Wartezeit“ des Herbstes 1914, aus Militär- und Feldgottesdiensten, bei diversen Einzelanlässen des Kriegsgeschehens, in den Kontext des Kirchenjahres gestellte Predigten, Predigten bei Konfirmationen und Schulfestern, bei kirchlichen Amtshandlungen und schließlich „Vaterländische Reden und Vorträge“ – es seien einmal alle diese Rubriken genannt, weil sie deutlich machen, dass das Kriegsthema wirklich sofort vom Kriegsausbruch 1914 an in der gesamten Bandbreite des kirchlichen Wirkens präsent war.

Zur Verdeutlichung dessen, was mit solchen Predigten vermittelt worden ist, sei – als nur ein Beispiel – auf eine Predigt verwiesen, die Bruno Doehring am Sonntag Invokavit, dem 21. Februar 1915, gleich nach dem deutschen Sieg über russische Truppen in der Winterschlacht in Masuren im Berliner Dom gehalten hat – zugrundeliegender Predigttext war die erste Leidensankündigung Jesu gegenüber seinen Jüngern, Matthäus 16,21-26. Doehring griff das in der Predigt so auf (hier beschränkt auf zwei kurze Auszüge aus dem Beginn und dem Schlussabschnitt):

„[...] Eine seltsame Fügung Gottes: heute am ersten Passionssonntag Siegesfeier. – Jawohl, auch wenns auf den ersten Blick nicht scheinen will: sie stimmen zusammen, Passionsklänge und Siegesklänge. In der Passion Jesu und in seinem Kreuz liegt der Schlüssel zum versiegelten Ostergrab. O daß auch unseres deutschen Volkes Kriegspassion und das Kreuz, unter dem wir alle stehen, eine Verheißung wären für den deutschen Ostermorgen, für des deutschen Volkes Auferstehen! Dem müssen alle Siege gelten, vom ersten bis zum letzten, dem jeder Kampf, jeder Blutstropfen, der vergossen wird. | *Jesu Passion – unseres Volkes Passion!* Wollen wir es wagen, die Verbindungslinien zwischen beiden zu ziehen? – | [...] Die größten Probleme der Weltgeschichte sowohl wie des Einzellebens wollen mit der Seele gelöst werden. Diese Erkenntnis ist der Welt geworden seit dem Passionsweg nach Golgatha. Diese Erkenntnis soll unserm deutschen Volke werden durch den Passionsweg, durch den es gegenwärtig geführt wird. Unsere tapferen kämpfenden Brüder gehen bereits den Weg dieser Erkenntnis[,] und er hat sie zu Erfolgen, zu Siegen geführt, die den Atem der Welt anhalten. | O daß wir ihn hinter der Front auch gingen, alle ohne Ausnahme! Unsere Truppen sind eines großen Geistes voll: mit ihrer Seele durchzuhalten bis zum Ziel! Nach der Eroberung von Lyck, als sie sich um ihren obersten Kriegsherrn drängten und ihm nach hartem Kampf aufs neue unerschütterliche Treue gelobten, haben sie es in ergreifender und rührender Weise zu erkennen gegeben! Durch sie weht der Geist des Glaubens: wir

⁶⁰ Doehring, Bruno (Hg.): *Ein feste Burg. Predigten und Reden aus eherner Zeit*. 1. Bd. Berlin [1914]; 2. Bd. Berlin [1914].

sind Gottes Werkzeug, er mag uns brauchen, wie und wo und wann er will, lebend oder tot –, wenn er uns nur Sieg und Segen gibt!“⁶¹

Allein die Überlegung, die Verluste des deutschen Heeres im Kampf und die Leiden der Zivilbevölkerung in Ostpreußen in eine Parallele zum Leidensweg Jesu setzen zu wollen, zeigt, dass hier – bildhaft gesprochen – theologische „Sicherungen“ offenkundig durchgebrannt waren – und der „Geist des Glaubens“, der Kampftruppen sich verstehen lässt als „wir sind Gottes Werkzeug“, ist jedenfalls nicht der Heilige Geist Gottes, von dem im Neuen Testament die Rede ist und von dem Martin Luther im 16. Jahrhundert in der 3. Strophe der Pfingstleise „Nun bitten wir den Heiligen Geist | um den rechten Glauben allermeist“ singt: „Du süße Lieb, schenk uns deine Gunst, | laß uns empfinden der Lieb Inbrunst, | daß wir uns von Herzen einander lieben | und im Frieden auf einem Sinn bleiben. | Kyrieleis.“⁶²

Die Wahrnehmung der späteren Kriegszeit spiegelt sich dann besonders auch in Predigten wider, die aus Anlass des 400-jährigen Reformationsjubiläums zum 31. Oktober 1917 gehalten worden sind. Hier gab es gegenüber 1914/1915 schon deutlich veränderte Wahrnehmungen des Kriegsgeschehens – und im Sommer 1918 schlug Ludwig Ihmels,⁶³ Professor für Dogmatik und später sächsischer Landesbischof, auch Redner bei den Versammlungen der Lutherischen Konferenz in Minden-Ravensberg,⁶⁴ in der Leipziger Universitätskirche schon einen ganz anderen Ton an: „Leider halten ja immer noch nicht wenige das scheinbar für eine unerbittliche Forderung des Patriotismus, bei den Feinden nur Schatten und daheim nur Licht zu sehen. Jünger Jesu sollten wissen, daß das gerade ein Versuch ist, dem sie nicht erliegen dürfen. Auch aller Widerspruch der Menge darf hier nicht irremachen. Im Gegenteil. Je kleiner die Schar ist, die für die inneren

⁶¹ Doehring, Burg 2 (wie Anm. 60), S. 255f.262f. – Die Überzeugung, die Deutschen seien Gottes Werkzeug und Vollstrecker des Willens Gottes, vertrat beispielsweise auch zu Beginn des Jahres 1918 noch der Leiter der Berliner Stadtmission Wilhelm Philipps, s. dazu Gailus, Feld (wie Anm. 11), S. 102f. Philipps hatte 1917 auch den Aufruf Berliner Pfarrer „Gegen einen Frieden im Geist der Verständigung und Versöhnung“ mitunterzeichnet; s. Nicolaisen, Carsten: [Art.] Wilhelm Philipps. In: RGG⁴ 6 (2003), Sp. 1280. Vgl. auch Gailus, Feld (wie Anm. 11), S. 107f.

⁶² Evangelisches Gesangbuch. Ausgabe für die Evangelische Kirche im Rheinland, die Evangelische Kirche von Westfalen, die Lippische Landeskirche, in Gemeinschaft mit der Evangelisch-reformierten Kirche (Synode evangelisch-reformierter Kirchen in Bayern und Nordwestdeutschland), in Gebrauch auch in den evangelischen Kirchen im Großherzogtum Luxemburg. Gütersloh/Bielefeld/Neukirchen-Vluyn 1996. Nr. 124,3.

⁶³ Zu Werdegang und Wirken Ihmels s. Slenczka, Notger: [Art.] Ihmels, Ludwig. In: RGG⁴ 4 (2001), Sp. 36.

⁶⁴ S. Kampmann, Jürgen (Hg.): Klein, Paul †: Die Lutherische Konferenz in Minden-Ravensberg. Eine Festgabe zum 70. Geburtstag des Präses D. Karl Koch am 6. Oktober 1946. In Erinnerung an den einstigen Superintendenten des Kirchenkreises Vlotho aus Anlaß des 125. Geburtstages hg. Bad Oeynhausen 2001. [= Theologische Beiträge aus dem Kirchenkreis Vlotho 10]. S. 30.

Gefahren in unserem Volk Augen hat, umso mehr sollen sie ihrer Pflicht eingedenk sein und im Kampfe nicht müde werden. Wir sollen nie vergessen: die Entscheidung über die Zukunft unseres Volkes fällt keineswegs nur draußen auf den Schlachtfeldern.“⁶⁵

g) Kirchliche Publikationen zur Lebensbegleitung im Alltag

Neben dezidiert anlassbezogener homiletischer Literatur ist in den Jahren des Ersten Weltkrieges auch die Produktion von Publikationen fortgeführt worden, die zumindest in einem christlich geprägten Milieu seit Jahrzehnten als Begleitung durch das Jahr etabliert waren – christliche Volkskalender. Sie erschienen nur einmal jährlich, vermochten also nicht kurzfristig auf das Zeitgeschehen zu reagieren, können aber andererseits doch als Indikatoren für langfristige Konstanten, aber auch für ebensolche Veränderungen in der volkswirtschaftlichen Wirklichkeitswahrnehmung, der Realität kirchlicher Praxis und der dazu vermittelten Orientierung dienen. Um es wieder an einem Beispiel zu veranschaulichen: In welcher Weise ist in den für die Jahre 1915, 1916 und 1917 herausgegebenen „Christlichen Volkskalender[n] für Minden-Ravensberg“ die Kriegsrealität thematisiert?

Auf den ersten Blick erstaunlicherweise, bei näherem Bedenken allerdings sofort nachvollziehbar, ist das in der Ausgabe für das Jahr 1915 noch so gut wie gar nicht der Fall – es findet sich in dem 128 Druckseiten umfassenden Textteil dieses Kalenders nur ein einziges, allerdings im Fettdruck hervorgehobenes Zitat aus der Thronrede Kaiser Wilhelms II. vom 4. August 1914: „Uns treibt nicht die Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den uns Gott gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter.“⁶⁶ Zu erklären ist die auffällige Zurückhaltung zur Kriegsthematik damit, dass der Redaktionsschluss für die Ausgabe des nächstjährigen Kalenders schon sehr bald nach Kriegsausbruch im August gelegen haben dürfte; auf Ereignisse nach dem 4. August 1914 wird jedenfalls kein Bezug mehr genommen.

Im folgenden Jahr (für die Jahresausgabe 1916) stellt sich aber ein völlig verändertes Bild dar. Bereits der Raum der vorderen inneren Umschlagseite des Christlichen Volkskalenders für Minden-Ravensberg wurde für

⁶⁵ Ihmels, Ludwig: Wie kommen wir durch diese schwere Zeit hindurch? Predigt über 1. Petri 5,6-11 in der Universitätskirche zu Leipzig am 3. Sonntag n. Trin. 1918 gehalten. Leipzig 1918. S. 12f.

⁶⁶ [Wilhelm II.]: Aus der Thronrede des Kaisers am 4. August 1914. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1915. 56. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1914]. S. 68.

ein siebenstrophiges „Deutsches Dankgebet“ aus der Feder von Ernst Heilmann⁶⁷ genutzt –⁶⁸ in dem nicht nur die politische Idee gepflegt wurde, das an sich friedliebende Deutschland sei ein Opfer tückischer ausländischer Aggression geworden, sondern auch theologisch vermittelt wurde, dass im Gang des Kriegsgeschehens unmittelbar ein Wirken Gottes selbst zu erkennen sei:⁶⁹

„Wir mieden, den Frieden der Völker zu stören,
Mit Waffen zu schaffen uns heiliges Recht.
Wie ließen verspotten von feindlichen Rotten,
Was Ehrfurcht gebietet dem deutschen Geschlecht.

Sie sannern und spannen mit neidvollen Ränken,
Mit Lügen und Trügen ein furchtbares Netz,
Damit zu erwürgen den redlichen Bürgen
Des Friedens, zu stürzen das Völkergesetz.

Da brauset und grauset ein fürchterlich Zürnen;
Dann klingt es und singt es aus heiliger Not:
,In Liebe entzündet, zu Brüdern verbündet,
Wir folgen dir, Kaiser, auf Leben und Tod!'

Es drängen in Mengen die feindlichen Völker,
Es stürmet und türmet sich endlose Schar,
Sie hetzen die Wilden nach deutschen Gefilden,
Doch schreckt uns kein Drohen und keine Gefahr.

⁶⁷ Bei dem Verfasser dürfte es sich um das langjährige SPD-Mitglied, den Journalisten und Kriegsfreiwilligen Ernst Heilmann (1881–1940) handeln. Heilmann gehörte zu den Mitgliedern der SPD, die ausgesprochen national dachten und die Kriegskredite und den „Burgfrieden“ im Deutschen Reich für die Zeit des Ersten Weltkriegs ausdrücklich befürwortet haben; s. Lösche, Peter: Ernst Heilmann, in: Lösche, Peter/Scholing, Michael/Walter, Franz (Hgg.): Vor dem Vergessen bewahren. Lebenswege Weimarer Sozialdemokraten. Berlin 1988. S. 99–121, hier S. 102f. Bemerkenswert wäre in diesem Falle aber dennoch, dass im Christlichen Volkskalender für Minden-Ravensberg ein Text eines SPD-Mitgliedes veröffentlicht worden ist. Sollte dies zutreffen, so wird man nicht zu weit gehen, hierin einen Versuch zu sehen, auch die im evangelisch-kirchlichen Bereich bestehenden massiven politischen Gegensätze zur SPD im Sinne des Betonens der nationalen Einheit hintanzustellen. – Zu dem in Minden-Ravensberg bestehenden kirchlich gespannten Verhältnis zur SPD s. Günther, Wolfgang: Die Spenger Schlacht. Das Wirken des „Knüppelpastors“ Iskraut im Kampf gegen die Sozialdemokratie im Kreis Herford. In: JWK 90 (1996), S. 181–208.

⁶⁸ Deutsches Dankgebet. In: [Umschlagtitel:] Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg 1916. 57. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1915]. S. U 2.

⁶⁹ Die Strophen sind übrigens im Versmaß des Niederländischen Dankgebets „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“ abgefasst und damit auch zur entsprechenden Melodie zu singen.

Es dachten und wachten die Führer der Heere,
Sie brachten in Schlachten uns Sieg über Sieg.
Befreit sind von Horden, die brennen und morden,
Die heimischen Fluren, vom blutigen Krieg.

Wir preisen dich Weisen, dich Lenker der Schlachten,
Sinkt nieder, ihr Brüder von Flotte und Heer,
Denn, was wir errungen, nur dir ist's gelungen,
Du führtest uns gnädig die Waffen und Wehr.⁷⁰

Wir bitten inmitten der Welt voller Feinde:
Verleihe und weihe uns ferner den Sieg,
Und Frieden gib allen, die vor uns gefallen,
Gib Frieden dem Lande nach ruhmreichem Krieg.“

Breiten Raum nimmt dann ein Lebensbild Paul von Hindenburgs unter der Überschrift „Mit Gott für König und Vaterland“ ein,⁷¹ an das sich ein Abdruck des am Tag vor der Hinrichtung im Londoner Tower verfassten Abschiedsbriefes des enttarnten deutschen Spions Hans Lody anschließt –⁷² und dem Leser damit eine Symbiose von Gottergebenheit („Ich habe auf meinen Gott vertraut, und er hat entschieden.“) und Auf-den-Plan-Rufen Gottes wider die Feinde Deutschlands („Möge mein Leben als ein bescheidenes Opfer auf dem Altar des Vaterlandes gewürdigt werden. Ein Heldentod in der Schlacht ist gewiß schöner; jedoch ist mir dies nicht beschieden, und ich sterbe hier in Feindesland still und unbekannt. [...] Lebt wohl, Gott segne Euch und verleihe unsern Waffen den Sieg!“) vorgeführt wird.⁷³ Sehr umfangreich wird zudem über das Kriegsgeschehen im Jahr 1914/1915 berichtet –⁷⁴ und schließlich werden noch in mehreren Kurzbeiträgen

⁷⁰ Hier ist als Gottesanrede die Formulierung „Lenker der Schlachten“ aus der 3. Strophe des „Niederländischen Dankgebets“ unmittelbar aufgegriffen: „Wir loben Dich oben, Du Lenker der Schlachten, | und flehen, mög'st stehen uns fernerhin bei, | dass Deine Gemeinde nicht Opfer der Feinde! | Dein Name sei gelobt, o Herr, mach' uns frei!“ So die Nachdichtung von Joseph Weyl, zitiert nach: Böhme, Franz Magnus (Hg.): *Volksthümliche Lieder der Deutschen*. Nach Wort und Weise aus alten Drucken und Handschriften, sowie aus Volksmund zusammengebracht. Mit kritisch-historischen Anmerkungen versehen. Leipzig 1895. S. 565.

⁷¹ Mit Gott für König und Vaterland! Generalfeldmarschall von Hindenburg. In: *Der Neujahrsbote für Stadt und Land*. Kriegsjahr 1914/15. 57. Jahrgang. Gütersloh 1916; [zusammen publiziert mit] *Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1916*. 57. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1915]. S. 1-32.

⁷² A.a.O., S. 32.

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Bilder aus dem Weltkrieg. In: *Der Neujahrsbote für Stadt und Land*. Kriegsjahr 1914/15. 57. Jahrgang. Gütersloh 1916; [zusammen publiziert mit] *Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1916*. 57. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1915]. S. 33-97.

individuelle Wahrnehmungen und einzelne Begebenheiten aus dem Krieg zum Abdruck gebracht. Die Spannbreite des Kriegererlebens in der Heimat wird durch zwei Dichtungen eingefangen – „Siegesnachricht“⁷⁵ und „Soldatengrab“⁷⁶. Das Gedicht „Siegesnachricht“ entstammt theologisch prominenter Feder – der des seinerzeitigen Gießener Praktischen Theologen Martin Schian⁷⁷:

„Eine Siegesnachricht kam uns ins Haus;
Da steckten wir schnell die Fahne hinaus.
Nun flattert sie fröhlich im frischen Wind
Und sagt, daß die Feinde geschlagen sind.
Nun bete jeder, der beten kann:
Hilf Gott, daß sie oft noch so flattern kann!

Eine Siegesnachricht kam uns ins Haus:
Da holten wir schnell die Karte heraus
Und pflanzten die deutschen Fähnchen klein
Ein gut Stück weiter nach Frankreich hinein.
Nun bete jeder, der beten kann:
Hilf Gott, unsrem Heere weiter voran!

Eine Siegesnachricht kam uns ins Haus:
Da setzten wir schnell die Arbeit aus
Und legten stille Hand in Hand
Und dankten dem Herrn, der sich zu uns bekannt.
Nun bete, wer immer beten kann:
Hilf, Gott, daß ich bald wieder danken kann!⁷⁸

⁷⁵ S. Schian, Martin: Siegesnachricht. In: Der Neujahrsbote für Stadt und Land. Kriegsjahr 1914/15. 57. Jahrgang. Gütersloh 1916; [zusammen publiziert mit] Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1916. 57. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1915]. S. 115.

⁷⁶ Soldatengrab. In: Der Neujahrsbote für Stadt und Land. Kriegsjahr 1914/15. 57. Jahrgang. Gütersloh 1916; [zusammen publiziert mit] Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1916. 57. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1915]. S. 118.

⁷⁷ Zu Schians Werdegang und Wirken s. Hermelink, Jan: [Art.] Schian, Albert Ernst Richard Martin. In: Neue Deutsche Biographie 22 (2005). S. 720-721. Onlinefassung: URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn117225924.html>.

⁷⁸ Siegesnachricht. In: Der Neujahrsbote für Stadt und Land. Kriegsjahr 1914/15. 57. Jahrgang. Gütersloh 1916; [zusammen publiziert mit] Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1916. 57. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1915]. S. 115.

Last but not least fehlen auch nicht sieben lustige „Kriegsrätsel“⁷⁹, etwa in dem Stil: „Warum verstehen die Deutschen den Krieg so gut?“ – „Weil er ihnen siebenmal erklärt ist.“ Oder: „Welcher kriegführende Staat hat den meisten Kredit?“ „Österreich, denn es hat Siebenbürgen.“⁸⁰

Die Ausgabe des Volkskalenders für das Jahr 1917 lässt eine schon etwas andere Akzentuierung erkennen. Hier ist der Perspektive ersehnten Friedens immerhin schon ein (kleiner) Raum eröffnet, wenn etwa allen anderen Texten voran als „Neujahrslied“ Paul Gerhardts Choral „Nun lasst uns gehn und treten“ dargeboten wird, immerhin mit der Strophe:

„Schleuß zu die Jammerpforten,
Und laß an allen Orten
Auf so viel Blutvergießen
Die Friedensströme fließen.“⁸¹

Umfangreich werden dann allerdings der Lebensweg von zwei Militärs – des Generalfeldmarschalls August von Mackensen⁸² und auch des aus Minden gebürtigen Generals Otto von Emmich⁸³ – skizziert, Helgoland wird als ausgebaute militärische Festung beschrieben⁸⁴ sowie der Suezkanal vorgestellt;⁸⁵ auch der Jahresbericht 1915/1916 fällt ganz überwiegend wieder als „Kriegsbericht“ aus.⁸⁶ Ungebrochen ist der Siegeswille – der Preußisch Oldendorfer Pfarrer Martin Möller⁸⁷ schließt etwa seine Perspektive auf das wegen des Krieges von Touristen und der einheimischen Bevölkerung verwaiste, nur noch von Soldaten bewohnte Helgoland mit den Worten:

⁷⁹ Kriegs-Rätsel. In: Der Neujahrsbote für Stadt und Land. Kriegsjahr 1914/15. 57. Jahrgang. Gütersloh 1916; [zusammen publiziert mit] Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1916. 57. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1915]. S. 128.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Neujahrslied. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1917. 58. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1916]. S. 87.

⁸² Aus dem Leben des Generalfeldmarschalls von Mackensen. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1917. 58. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1916]. S. 88-133.

⁸³ M[öller], M[artin]: Ein berühmter Minden-Ravensberger. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1917. 58. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1916]. S. 148-154.

⁸⁴ M[öller], M[artin]: Helgoland. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1917. 58. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1916]; dort S. 140.

⁸⁵ Nautilus, O[...] [Pseudonym?]: Helgoland. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1917. 58. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1916]. S. 155-165.

⁸⁶ Jahresbericht vom 1. Juli 1915 bis zum 30. Juni 1916. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1917. 58. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1916]. S. 166-197.

⁸⁷ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 337 Nr. 4237.

„Wie mag sie [die einheimische Bevölkerung] mit sehnsuchtsvollem Herzen auf die Stunde warten, wo sie zurückkehren darf auf ihre Insel. Dann wird's geschehen, wenn die Friedensglocken läuten und ein siegreiches Deutschland das Lied singt, das einst auf Helgoland entstanden ist, das Lied: *„Deutschland, Deutschland über alles, | über alles in der Welt.“*“⁸⁸ Und auch der Jahresbericht mündet in die Perspektive: „Zwei Kriegsjahre liegen hinter uns, wenn dieser Kalender hinausgeht. Was unser Kaiser 1915 am Jahrestag der Mobilmachung sagen konnte: Gott war mit uns![,] das können wir auch jetzt nach einem weiter[e]n Kriegsjahr sagen. Und darum sei unsere Losung auch für die Zukunft: *Vorwärts mit Gott für König und Vaterland!*“⁸⁹

Die hohe Anzahl der Gefallenen wird noch nicht als Thema dezidiert angesprochen – in poetischer Form wird aber um den Soldatentod eine Aura des Friedens und der selbstverständlichen allgemeinen Hingabe gelegt,⁹⁰ und es wird für diejenigen, die ihr Leben lassen mussten, eine unzweifelhafte, eschatologisch heilvolle Perspektive eröffnet, wenn von „leuchtenden Tagen“ wegen des offenen Himmelstors „[f]ür unsre Gefallnen“ geredet wird:

„Warum die Tage so leuchtend sind
Voll überirdischer Pracht?
Warum der Abend so seltsam lind,
So mondscheinflutend die Nacht?

Es ist, weil offen das Himmelstor
Für unsre Gefallnen steht,
Es ist, weil Engel- um Engelchor
Lichtschimmernd zur Erde geht.

⁸⁸ Möller, Helgoland (wie Anm. 84), S. 143.

⁸⁹ Jahresbericht 1915/1916 (wie Anm. 86), S. 197. Hervorhebung im Original durch Fettdruck und größere Schrifttype.

⁹⁰ S. Kühnlein, Max: Das Grab im Wiesengrunde. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1917. 58. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1916]. S. 223: „Ein Grab im Wiesengrunde, | So einsam und verweht – | Ich nehme den Helm vom Kopfe | Und halt' ein still' Gebet. | Hier, wo die Schlacht gewonnen, | Fiel mancher Kamerad; | Nun schlaf auch du in Frieden, | Du tapferer Soldat. || Ein Kreuz von schlichten Brettern | Deckt deiner Erde Schoß. | Die Inschrift ist verblieben, | Dein Grab ist namenlos. | Doch seh' ich welke Blätter | Um deinen Kreuzesstab – | Die sind vom Ehrenkranze | Gebunden für dein Grab. || Ich muß nun fortmarschieren, | Der Hauptmann ruft zur Pflicht, | Schon donnern die Geschütze | Dem Feind ins Angesicht. | Und geht's auf Tod und Leben, | Trifft mich der Kugel Blei – | Dann reich' ich dir die Hände, | Denn ich war auch dabei.“ – Zum Dichter Max Kühnlein siehe Brümmer, Franz: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bd. 4. 6. Auflage. Leipzig 1913. S. 138.

Gott Vater sandte die Mütter aus
Aufs Schlachtfeld in Feindesland:
,Tragt sanft mir meine Söhne nach Haus' ...
– Gar manche den eignen fand –.“⁹¹

Ins Blickfeld gerückt wurde aber auch, dass man sich kirchlich in Herford 1916 in großem Rahmen immerhin der Frage nach dem Frieden, den Christus gewährt und schafft, gewidmet habe – doch hielt es der Verfasser des Jahresberichts für nötig, hier den Lesern des Christlichen Volkskalenders zu bedeuten, bitte keine gedankliche Brücke vom Christusfrieden zum Weltfrieden zu schlagen: „Inmitten aller Kriegsunruhen fand im Ravensberger Lande eine große Friedenskonferenz statt. Mit dem Weltfrieden hatte sie allerdings nichts zu schaffen, sondern im Mittelpunkt ihrer Verhandlungen stand der, der gesagt hat: ‚Meinen Frieden gebe ich euch. Euer Herz erschrecke und fürchte sich nicht.‘ [Johannes 14,27] Wir meinen ‚Die Allgemeine Lutherische Konferenz‘⁹², die in Herfords Mauern tagte und am

⁹¹ Puttkammer, Melanie Fr[e]i[r]fr[au] von: Die leuchtenden Tage. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1917. 58. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1916]. S. 197.

⁹² Zum Anliegen und zur Wirkung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz s. Fleisch, Paul: Für Kirche und Bekenntnis. Geschichte der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz. Berlin 1956; zu der 1916 in Herford veranstalteten Konferenz s. a.a.O., S. 73f. Dass bei dieser die Friedensthematik eine zentrale Rolle gespielt haben soll, ist allerdings Fleischs Darstellung (erstaunlicherweise) überhaupt nicht zu entnehmen: „Hatte man 1915 eigentlich eine Haupttagung halten wollen, das aber wegen des Krieges unterlassen, so lud nun für 1916 [Wilhelm] Zöllner die Konferenz nach Herford ein, und der Vorstand nahm am 21.1. die Einladung an. Es sollte eine Tagung in etwas kleinerem Maßstabe werden in Verbindung mit der Minden-Ravensberger Konferenz am 21./22. Mai, zum ersten Male in einem unierten Kirchengebiet. Die Eröffnungspredigt hielt Zöllner selbst: ‚Als die Sterbenden, und siehe, wir leben.‘ Am Abend sprach in öffentlicher Versammlung D. [Karl] Dunkmann über ‚Christentum und Volkstum‘. Bei den Begrüßungen führte der Konsistorialpräsident [Günther] v[on] Sydow aus: ‚Wenn auch das Konsistorium keine lutherische Behörde ist und auch für Reformierte zu sorgen hat, so begrüßen wir doch alles, was für Reinerhaltung des Bekenntnisses sorgen will und jeder Verwässerung entgegentritt.‘ | Zöllner nannte es einen kirchengeschichtlich wertvollen Moment, daß die Konferenz nach Westfalen gekommen sei. Damit seien ‚Schranken niedergelegt, die äußerlich noch bestanden, aber innerlich überwunden waren.‘ Aus Lund waren zwei Professoren gekommen, und auch die niederländische lutherische Gesellschaft für Äußere und Innere Mission in Amsterdam, die sich kürzlich der Konferenz angeschlossen hatte, hatte einen Vertreter entsandt. | In [Ludwig] Ihmels' Vortrag: ‚Was hat die gegenwärtige Stunde unserer lutherischen Kirche zu sagen?‘ war der Optimismus etwas gedämpfter als im Jahre zuvor. Aber er hoffte doch, daß man wieder lerne, Kirche zu wollen. Kirche aber ist da, wo Wort und Sakrament nach dem Willen Christi gehandhabt werden, und das wird sichergestellt durch das Bekenntnis. Aber sei nicht durch das Kriegerlebnis das undogmatische Christentum zu Ehren gebracht? Ihmels betonte dagegen: Spricht das Bekenntnis das zutreffende Verständnis des Evangeliums aus, dann bleiben wir für immer an das Bekenntnis gebunden. Eine Reichskirche scheiterte schon an Rom. Aufgabe der lutherischen Kirche sei, wirklich Volkskirche (nicht im Sinne einer Staatskirche!) und doch Bekenntniskirche

Sonntag Kantate in der herrlichen Münsterkirche mit einem ebenso herrlichen Festgottesdienst eröffnet wurde. „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben![,] das war der Grundgedanke, der sich durch die Chöre und Gesänge, durch Gebet und Predigt hindurchzog. „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben![,] das leuchte in diese Zeit des Kampfes und des Sterbens wie ein helles Siegespanier in unsere Herzen hinein.“⁹³

Unverkennbar wurde theologisch ohne erkennbares Zögern und Bedenken die Theologie dem politischen Ziel dienstbar gemacht – und auch Johannes 14 gegen die der johanneischen Überlieferung innewohnenden Absicht „auf Sieg“ gebürstet.

Auch die Ausgabe des Christlichen Volkskalenders für das Jahr 1919 war noch ganz von der Kriegsthematik durchzogen, lag doch dessen Redaktionsschluss weit vor dem Abschluss des Waffenstillstands von Compiègne am 11. November 1919.⁹⁴ So wurde der Leserschaft noch ein breit angelegtes Portrait von Ernst Moritz Arndt⁹⁵ geboten,⁹⁶ schließlich einmündend in die Perspektive: „Wir aber, die wir um die Erhaltung des von Arndt erhofften und geweihsagten einigen Deutschen Reiches den schwersten Kampf kämpfen, wollen einen schlichten Eichenkranz auf das Grab des treuen deutschen Mannes legen. Solange seine glühende Vaterlandsliebe, sein kühnes Gottvertrauen, sein hoher sittlicher Ernst, sein heiliger Zorn wider ‚Knechte und Buben‘ in deutschen Landen leben, hat’s keine Not. Es bleibt dabei:

zu sein. Beides schließe sich nicht aus. Auch die kleinste lutherische Bekenntniskirche trage von vornherein die Tendenz in sich, Volkskirche zu sein. Es kommt nicht darauf an, in welchem Umfange die einzelnen Glieder persönlich im Glauben des Bekenntnisses stehen, sondern ob und in welchem Maße das Bekenntnis für alles, was die Kirche zur Kirche macht, normativ ist. – Das war eine Losung, die bald sehr aktuell werden sollte. | [Paul] Oehlkers sprach dann noch über die Frage: ‚Was ist unsere lutherische Kirche der Jugend schuldig?‘ [...] | Im Anschluß an die Herforder Konferenz entstand am 22.5.1916 der erste Provinzialverband der Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Konferenz.“

⁹³ Jahresbericht 1915/1916 (wie Anm. 86), S. 197.

⁹⁴ Der in dieser Ausgabe enthaltene Jahresbericht 1917/1918 umfasst den Zeitraum vom 1. Juli 1917 bis 1. Juli 1918; s. M[öller], M[artin]: Jahresbericht vom 1. Juli 1917 bis zum 1. Juli 1918. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg 1919. 60. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1918]. S. 123-160.

⁹⁵ Neuere Forschung zur Lebens- und Wirkungsgeschichte Arndts s. bei Alvermann, Dirk/Garbe, Irmfried (Hgg.): Ernst Moritz Arndt. Anstöße und Wirkungen. Köln [u.a.] 2011 [= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Pommern 5]. S. auch: Zur Arndt-Rezeption – nicht nur – in Bonn. Gedanken zum 150. Todestag von Ernst Moritz Arndt. In: Bonner Geschichtsblätter 59 (2009), S. 169-194, sowie Normann, Lars: „Ich weiß, woran ich glaube“. Auf den Spuren von Ernst Moritz Arndt (1769–1860). Jahrbuch für evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes 64 (2015). S. 83-110.

⁹⁶ Bellingrodt, [Paul]: Ernst Moritz Arndt, das „deutsche Gewissen“. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg 1919. 60. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1918]. S. [80]-110.

„Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.“⁹⁷

Im Übrigen begegnen sich in dieser Ausgabe eine Forcierung des unbedingten Willens zum Durchhalten und ein ohnmächtiger Schmerz über den Verlust, den die Gefallenen bedeuten; der Spannungsbogen wird markiert dadurch, dass dem Jahresbericht nicht nur ein großes Foto „Deutscher Feldgrauer in der vordersten Stellung“ mit Helm, Brustpanzer, Gewehr in der rechten Hand und einer zur Faust geballten linken Hand vorangestellt, sondern der Bericht auch mit dem Schwertspruch überschrieben wurde: „Zieh mich nicht heraus ohne Not! | Steck mich nicht ein ohne Ehre!“ – Diesen kommentierte dann Pfarrer Möller: „Unsere Feinde haben uns das Schwert in die Hand gezwungen“, sagte unser Kaiser am Anfang des Krieges. Noch ist es gezückt und schlägt. Unsere Feinde wollen es nicht anders haben. Gewiß können wir Frieden haben, aber einen Frieden, der schlimmer ist als der Krieg. Einen Frieden, der uns nicht nur zu einem armen Volk machen würde, arm an äußeren Gütern – das wäre ja noch das geringste, sondern einen Frieden, der uns die Achtung vor uns selbst unmöglich machen würde. Wollten wir *den* Frieden annehmen, den unsere Feinde uns gnädigst bewilligen würden, dann hätten wir das Schwert ‚ohne Ehre‘ eingesteckt. Ehre verloren – alles verloren! So muß denn weiter gekämpft werden.“⁹⁸ Diese politische Überzeugung vertrat Möller vehement und (im po-

⁹⁷ A.a.O., S. 110.

⁹⁸ Möller, Jahresbericht 1917/1918 (wie Anm. 94), S. 123f. Was Möller konkret damit meinte – eine massive Kritik an der innenpolitischen Entwicklung des Jahres 1917 –, brachte er an anderer Stelle seines Jahresberichtes (a.a.O., S. 152.154) zum Ausdruck: „Große Verstimmung herrschte auch über den Einfluß, den man dem Abgeordneten Erzberger, einem vielredenden und sich gerne wichtig machenden Mann eingeräumt hatte. Besagter Erzberger forderte am 17. Juli [1917] im Hauptausschuß des Reichstages, daß Friedensverhandlungen angeknüpft würden, da die Tauchboote England doch nicht auf die Knie zwingen würden. [...] Im Reichstag trat er [der neu ernannte Reichskanzler Georg Michaelis] zum erstenmal am 19. Juli 1917 auf, d[as] h[eißt] an jenem Tage, wo Zentrum, Sozialdemokratie und fortschrittliche Volkspartei sich zusammenscharten zur Durchsetzung eines Beschlusses, wonach der Reichstag einen Verständigungsfrieden ohne erzwungene Gebietserwerbungen und ohne politisch-militärisch-finanzielle Vergewaltigung zu erstreben habe. [...] Der Streit über den Nutzen bez[iehungs]w[eise] Schaden jenes Reichstagsbeschlusses ist aber bis heute

litischen Jargon der Gegenwart ausgedrückt) „alternativlos“ vor dem Hintergrund einer massiven Kritik an der politischen Führung der deutschen Kriegsgegner: „Noch manches wäre zu sagen von dem französischen Ministerpräsidenten *Clemenceau*, dem Manne, der mit eiserner Faust jede Friedensbewegung im Keime erstickt, über *Lloyd George*, der sich noch immer auf seinem Platz zu behaupten wußte, und nicht zuletzt über *Wilson*, den Erzheuchler, der noch immer mehr Staaten in den Krieg zu treiben sucht. Alle diese zuletzt genannten Männer wollen noch nichts von Frieden wissen, trotzdem ihr Sieg in immer weitere Fernen rückt. So muß das Schwert weiter dreinschlagen. Seine Sprache ist unmißverständlich und schafft mehr als Friedensangebote, die uns von den Feinden doch nur als Schwäche ausgelegt werden.“⁹⁹ Keine erkennbare Rolle spielt in dem mit einiger Wahrscheinlichkeit im Hochsommer 1918 formulierten Bericht Möllers eine Reflexion über die einem solchen Plädoyer für eine ungebremsste Fortsetzung des Krieges angesichts der immensen dafür aufzubringenden Opfer innewohnende Problematik hinsichtlich einer theologischen Legitimierung. Möller vermag auch nach der Erfahrung von vier Kriegsjahren Gott der Leserschaft des Christlichen Volkskalenders noch immer nicht anders als den Sachwalter der eigenen, deutschen Sache ins Blickfeld zu bringen – und er erweckt dabei sogar noch den Eindruck, als sei die Herstellung von Frieden nicht der Menschen, sondern Gottes Sache: „Gott der Herr aber, der letzten Endes allein entscheidet, wenn es wieder für eine Zeitlang ‚Friede auf Erden‘ werden soll, gebe unserm ganzen Volk, dem Kriegsvolk wie der Heimatarmee[,] stahlharte Herzen, festes Gottvertrauen, ungebrochenen Mut und einmütigen Sinn. Er mache unser Volk gleich willig zum Bitten wie zum Danken.“¹⁰⁰ Und Möller mündet dann in die Perspektive ein: „Vergiß nicht deutsches Volk, was einst ein Ernst Moritz Arndt sang:

„Auf bleibet *treu* und haltet *fest!*
 So wird euch mehr gelingen!
 Wer sich von Gott nicht scheiden läßt,
 Der kann die Hölle zwingen.
 Der alte Gott, der deutsche Gott,
 Läßt sich noch immer schauen,
 Und macht des Teufels List zu Spott,
 Und seinen Stolz zu Grauen.

Denn *Treue* steht zuerst, zuletzt
 Im Himmel und auf Erden.

nicht zur Ruhe gekommen. Vom Nutzen hat man nichts gemerkt, wohl aber viel von ihrem schädlichen Einfluß.“

⁹⁹ A.a.O., S. 159.

¹⁰⁰ A.a.O., S. 159f.

Wer ganz die Seele drein gesetzt,
Dem wird die Krone werden.
Drum *mutig* drein und nimmer bleich!
Die Freiheit und das Himmelreich
*Gewinnen keine Halben!*¹⁰¹

Der theologische Preis, den Martin Möller für diese Überzeugung zu zahlen bereit war, bestand in nichts Geringerem, als der Vorstellung von einem deutschen Nationalgott Raum zu eröffnen – verknüpft mit der Idee eines durch eigene Kraft, eigenen Mut und eigene Treue zu erlangenden Anteils am Himmelreich (dieses) Gottes. Die Grundeinsichten der Reformation und auch die in der Minden-Ravensberger Erweckung so sehr betonte Einsicht in die das Gottesverhältnis grundlegend prägende Sündhaftigkeit und Rettungsbedürftigkeit des Menschen sowie dessen notwendige Buße¹⁰² standen dem diametral entgegen; zeitgenössisch bemerkt worden scheint es aber nicht zu sein.

Wie sehr überformt vom nationalen Gedanken auch das war, was der im Jahr 1918 verfasste, für 1919 vorgelegte Christliche Volkskalender an seelsorglicher Perspektive (letztlich wohl nicht!) zu eröffnen vermochte, tritt ebenso unverkennbar zutage. So klang der immense, zutiefst fragwürdige Preis für das Streben nach unbedingt zu wahrer (nationaler) Ehre zwar in von Möllers Ehefrau Margarete¹⁰³ verfassten Versen immerhin an – wurde aber dann doch sofort wieder argumentativ zur Seite gedrängt, ja regelrecht abgeräumt, wenn die Trauer von Müttern über den Kriegstod ihrer Söhne in die Bahn des Stolzes über die Leistung für das Vaterland gelenkt wurde:

„Einst trugst du Mutterbürde –
Die Kindlein in dem Schoß –
Jetzt krönt dich Mutterwürde;
Ist das ein leichter Los?

Einst konntest du sie hüten
Vor jeder kleinen Not;
Jetzt stellt des Krieges Wüten
Sie jäh in Kampf und Tod.

¹⁰¹ A.a.O., S. 160.

¹⁰² S. dazu zum Beispiel die Untersuchung einschlägiger Predigten aus der Minden-Ravensberger Erweckung von Laube, Klaus Jürgen: Die Erweckungspredigt in Minden-Ravensberg 1845–1870. Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors des Fachbereichs der Evangelischen Theologie der Universität Hamburg. Herford 1977.

¹⁰³ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 337 Nr. 4237.

Sie waren deine Freuden,
Des Alters Trost und Licht.
Da kam das große Scheiden;
Und doch ... verzage nicht!

Leg' deine Sorgenbürde
In Gottes treue Hand
Und trag' die Mutterwürde
Stolz für das Vaterland!“¹⁰⁴

Und jede Frage nach dem Sinn von geschehendem und zu tragendem Leid wurde mit einer unbedingten Verpflichtung auf ein Denken „nach vorn“ abgewiesen: „Das Fragen führt hier zu nichts. Das wäre, als ob die Erde, wenn sie gepflügt wird, fragte: warum reißt man mich auf? – Als ob das Korn in der Hitze des Hochsommers fragte: warum ist es so heiß? Wenn die Frucht reif ist, werden sie nichts mehr fragen. Man muß das Leben leben, ohne es zu verstehen, denn man muß es vorwärts leben, während man es nur rückwärts versteht.“¹⁰⁵

3. Wahrnehmung und Deutung des Krieges in evangelisch-theologischer Arbeit

Auch hier ist ein Blick auf die Wirksamkeit der Lutherischen Konferenz von Minden-Ravensberg zu richten. Bezeichnenderweise werden in den späteren Darstellungen zu deren Geschichte die Kriegsjahre von 1914 bis 1918 fast ganz übergangen. Überliefert ist allerdings, welchen Themen sich die Konferenz bei ihren Haupttagungen zuwandte. 1914 kam man noch vor Kriegsausbruch bereits im April zusammen. Doch schon bei der Tagung im Mai 1915 in Bielefeld referierte der Löhner Pfarrer Theodor Greve¹⁰⁶ zu der Frage: „Welche Anforderungen stellt uns die gegenwärtige Kriegszeit an die Verkündigung des Evangeliums?“¹⁰⁷ Die Jahrestagung

¹⁰⁴ Möller, Margarete: Einst trugst du Mutterbürde. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg 1919. 60. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1918]. S. [116].

¹⁰⁵ Endriß, J[...]: Warum all das Leid? In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg 1919. 60. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1918]. S. 115. – In genau gleicher Weise „funktioniert“ argumentativ das aus der Feder von Margarete Möller stammende Wiegenlied; s. Möller, Margarete: Mutters Wiegenlied. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg 1919. 60. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1918]. S. 171.

¹⁰⁶ Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 164 Nr. 2079.

¹⁰⁷ Klein, Paul: Die Entwicklung der Lutherischen Konferenz in Minden-Ravensberg zwischen den beiden Kriegen 1914 und 1939. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Jürgen Kampmann. In: JWK 87 (1993), S. 145-160, Zitat S. 155.

1916 in Herford war (wie bereits erwähnt) verbunden mit einer Tagung der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Konferenz – als auswärtiger Referent nahm Prof. D. Ludwig Ihmels (Leipzig) ebenfalls auf das Zeitgeschehen (allerdings allem Anschein nach unter vorrangig konfessionellem und nicht politischem Aspekt) Bezug: „Was hat die gegenwärtige Stunde unserer lutherischen Kirche zu sagen?“¹⁰⁸ In den Jahren 1917 und 1918 ist eine derartige Bezugnahme auf das unmittelbare Zeitgeschehen dann aber nicht mehr zu erkennen.¹⁰⁹

Blickt man über den regionalen Minden-Ravensberger Raum hinaus, begegnen in der in den Kriegsjahren geführten theologischen Debatte diverse Aspekte.

Bekannt ist, dass Adolf von Harnack,¹¹⁰ einer der führenden Theologen der Zeit, Exponent liberalen theologischen Denkens, Leiter der Staatsbibliothek in Berlin und in ständigem persönlichen Kontakt mit Kaiser Wilhelm II.,¹¹¹ am 4. Oktober 1914 mit 92 anderen deutschen Professoren, unter ihnen vier weitere Theologen, einen Aufruf „An die Kulturwelt“ mitunterzeichnete, in dem diese sich ganz auf die Seite der politischen Argumentation und propagandistischen Agitation des Deutschen Reiches stellten:

„Wir als Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst erheben vor der gesamten Kulturwelt *Protest* gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache in dem ihm aufgezwungenen schweren Daseinskampfe zu beschmutzen trachten. Der eherne Mund der Ereignisse hat die Ausstreuung erdichteter deutscher Niederlagen widerlegt. Um so eifriger arbeitet man jetzt mit Entstellungen und Verdächtigungen. Gegen sie erheben wir laut unsere Stimme. Sie soll Verkünderin der Wahrheit sein. *Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg verschuldet hat.* Weder das Volk hat ihn gewollt noch die Regierung, noch der Kaiser. Von deutscher Seite ist das Äußerste geschehen, ihn abzuwenden. Dafür liegen der Welt die urkundlichen Beweise vor. Oft genug hat Wilhelm II. in den 26 Jahren seiner Regierung sich als Schirmherr des Weltfriedens erwiesen; oft genug haben selbst unsere Gegner dies anerkannt. Ja, dieser nämliche Kaiser, den sie jetzt einen Attila zu nennen wagen, ist jahrzehntelang wegen seiner unerschütterlichen Friedensliebe von ihnen verspottet worden. [...] *Es ist nicht wahr, daß unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts mißachtet.* Sie kennt keine zuchtlose Grausamkeit. Im Osten aber trinkt das Blut der

¹⁰⁸ A.a.O., S. 155f.

¹⁰⁹ S. a.a.O., S. 156.

¹¹⁰ Zum Wirken Harnacks s. Döbertin, Winfried: Adolf von Harnack. Liberaler Theologe, Wegbereiter der Moderne, Lehrer Dietrich Bonhoeffers. Neu hg. und mit einem Nachwort versehen von Karl Martin. Wiesbaden [u.a.] 2013.

¹¹¹ Zum Einfluss Harnacks auf Kaiser Wilhelm II. s. Nottmeier, Christian: „Die Kunst, die Rede auf das zu bringen, was ich wünsche“: Adolf von Harnack und Wilhelm II. In: Hüffmeier, Wilhelm/Kampmann, Jürgen (Hgg.): Wilhelm II. – Kaiser, König, Kirche[n]mann. Ein Herrscher, der niemals reif wurde? Herausgegeben im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der EKU-Stiftung für kirchengeschichtliche Forschung. Bielefeld 2014 [= Unio und Confessio 28]. S. 79-111.

von russischen Horden hingeschlachteten Frauen und Kinder die Erde, und im Westen zerreißen Dum-Dum-Geschosse unseren Kriegern die Brust. Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen. [...] Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.“¹¹²

Dass die starken Worte massiv die Wirklichkeit verzeichneten, musste allen gelehrten Unterzeichnern des Aufrufes klar sein – denn dass Wilhelm II. durchaus bereit war, zu den Waffen zu greifen, und dass er auch auf grausame Weise Krieg führen ließ, war spätestens seit der Jahrhundertwende klar, hatte er doch den Aufstand der Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika in den Jahren 1904 bis 1907 dadurch niedergeworfen, dass er die Volksstämme mit überlegener Waffenkraft in die Wüste treiben und dort Tausende verhungern und verdursten ließ.¹¹³ Und als der Kaiser deutsche Truppen zur Niederwerfung des Boxeraufstandes nach China entsandte, hatte er – schon am 27. Juli 1900 – erklärt:

„Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf 1000 Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, daß es niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen scheel anzusehen!“¹¹⁴

¹¹² An die Kulturwelt! Ein Aufruf (4. Oktober 1914). In: Greschat, Martin/Krumwiede, Hans-Walter (Hgg.): Das Zeitalter der Weltkriege und Revolutionen. Begründet von Hans-Walter Krumwiede [u.a.]. Neukirchen-Vluyn 1999 [= Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen 5]. S. 1-3; Zitat a.a.O., S. 1f.

¹¹³ S. dazu die Untersuchung von Wassink, Jörg: Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika. Der Herero-, Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur; eine literaturhistorische Analyse. München 2004. S. insbesondere auch Dörscheln, Wolfgang/Tiletschke, Frigga: „Den Aufstand aufs Gründlichste niederwerfen“. Die Rolle der Ravensberger Missionare im Herero-Nama-Krieg 1904. In: Der Minden-Ravensberger 77 (2005), S. 57-62, sowie Engel, Lothar: Die Stellung der Rheinischen Missionsgesellschaft zu den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen Südwestafrikas und ihr Beitrag zur dortigen kirchlichen Entwicklung bis zum Nama-Herero-Aufstand 1904–1907. Hamburg 1972.

¹¹⁴ Zu den im Wortlaut markant voneinander abweichenden Versionen dieser Rede s. die ausführliche Erläuterung in: <http://www.deutsche-schutzgebiete.de/hunnenrede.htm> (Stand 30.08.2015, 15:54). Zitiert ist der Text in der inoffiziellen, nicht korrigierten Fassung; in der offiziellen Fassung (ebd.) lautet die einschlägige Passage der Rede: „Ihr wisst es wohl, ihr sollt fechten gegen einen verschlagenen, tapferen, gut bewaffneten, grausamen Feind. Kommt ihr an ihn, so wisst: Pardon wird nicht gegeben. Gefangene werden nicht gemacht. Führt eure Waffen so, dass auf tausend Jahre hinaus kein Chinese mehr es wagt, einen Deutschen scheel anzusehen.“

Schon während der Kriegszeit ist versucht worden, auch in Form wissenschaftlicher Untersuchungen über die mit Blick auf das Kriegsgeschehen theologisch maßgeblich gemachten Aspekte zu reflektieren. So hat der Berliner Pfarrer Licentiat Franz Koehler dazu in der weitverbreiteten Reihe kleiner Schriften „Religionsgeschichtliche Volksbücher“ im Jahr 1915 eine Art Momentaufnahme des Diskussionsstandes vorgelegt, den er in folgender Gliederung thematisch geordnet und durchmustert hat:

- „A. Gott und der Krieg
- B. Der Krieg als Schicksal und Schuld
- C. Der Krieg als Erzieher
- D. Ist der Krieg Zerstörer oder Verklärer christlicher Ideen?
- E. Der Krieg und die deutsche Christenheit“.¹¹⁵

Koehler hat erhoben, was in zeitgenössischen Predigten zu diesen Fragen dargelegt worden ist, und er hat sich in diesem Zusammenhang auch mit den wenigen kriegskritischen Stimmen auseinandergesetzt, die zu vernehmen waren – etwa mit Martin Rade,¹¹⁶ Professor für Systematische Theologie in Marburg (Lahn), der den Krieg gleich bei dessen Ausbruch als Bankrott der Christenheit gedeutet hatte, da es allen Beteiligten vorrangig um die Ehre des eigenen Namens zu tun sei, nicht aber um die Ehre des Namens Gottes.¹¹⁷ Koehler referierte auch die Überzeugung, dass nicht das Evangelium, sondern die „unevangelischen“ – also: nicht vom Evangelium geprägten – Christen am Krieg schuld seien,¹¹⁸ und dass es nicht möglich sei, „von einer positiven Beziehung Christi zum Kriege“ zu reden.¹¹⁹ Doch diese vorsichtigen Bemerkungen kamen über den Status von Randnotizen nicht hinaus. Bestimmend war auch für Koehler die Grundfigur „Wir können jetzt [...] nicht Christen sein mit aller Welt im Bunde, so wollen wir deutsche Christen sein mit Gott im Bunde, der uns alle irdischen Bündnisse ersetzt“; er fügte aber immerhin noch hinzu: „Es ist nicht so, als gäbe es einen deutschen Gott, als wären wir das auserwählte Volk, und die anderen samt und sonders des Teufels. Wir müssen uns hüten, um unseres

¹¹⁵ Koehler, Franz: Der Weltkrieg im Lichte der deutsch-protestantischen Kriegspredigt. Tübingen 1915 [= Religionsgeschichtliche Volksbücher V,19]. S. 56.

¹¹⁶ S. zu Rades Werdegang und Wirken Nagel, Anne Christine]; Martin Rade – Theologe und Politiker des Sozialen Liberalismus. Eine politische Biographie. Gütersloh 1996 [= Religiöse Kulturen der Moderne 4]. S. auch Sieg, Ulrich: Deutsche Intellektuelle und ihre Haltung zu Armenien im Ersten Weltkrieg. In: Hosfeld, Rolf (Hg.): Johannes Lepsius – eine deutsche Ausnahme. Der Völkermord an den Armeniern, Humanitarismus und Menschenrechte. Göttingen 2013. S. 110-125, dort insbesondere S. 118-120. Sieg charakterisiert die Situation zutreffend in knapper, prägnanter Weise, wenn er a.a.O., S. 113, formuliert: „Doch sollte man aus der energischen Bekämpfung des Pazifismus nicht auf seine Wirksamkeit in Deutschland schließen. Im Krieg war Loyalität zum Vaterland das Gebot der Stunde“.

¹¹⁷ So referiert bei Koehler, Weltkrieg (wie Anm. 115), S. 22.

¹¹⁸ A.a.O., S. 24.

¹¹⁹ A.a.O., S. 28.

Deutschtums willen das Christentum zu verlieren; denn dann verlieren wir das Deutschtum auch. Vor allem müssen wir uns vor der Gefahr des Pharisäismus bewahren, zu der das Pochen auf einen deutschen Extra-Gott uns verleiten könnte. Die große Internationale des Reiches Gottes bleibt bestehen so im wie nach dem Kriege.“¹²⁰ Koehler hielt es dann aber doch nicht aus, diese theologische Einsicht so stehen zu lassen, sondern konterkarierte sie sogleich wieder durch die Überlegung: „Aber dies Bewußtsein dürfen wir doch wohl als Deutsche stolz im Herzen tragen, daß unser guter Gott seine Deutschen nie so gut und groß geseh[e]n. So müssen wir bleiben.“¹²¹ Und er offenbarte sich schließlich als Theologe, der auch seinerseits in das schon 1914 sich so breit darbietende Fahrwasser hineingeraten war, in dem sich später die Glaubensbewegung Deutsche Christen in der nationalsozialistischen Zeit wie selbstverständlich bewegt hat, dass in den Ereignissen der Geschichte Gottes Wille vernehmbar werde, wenn er (Koehler) zum Schluss seiner Untersuchung schrieb: „Der Krieg befleckt niemand, der ihn mit reiner Seele bejaht. Er ist nur eine andere Sprache Gottes für die, die seine Stimme im Frieden nicht hören wollten.“¹²² Erst 1934 vermochte man

¹²⁰ A.a.O., S. 48.

¹²¹ Ebd.

¹²² A.a.O., S. 54. – Geradezu demaskierend wirkt der von Franz Koehler (a.a.O., S. 54f.) dem Schluss seiner Untersuchung nachgestellte Text unter der Überschrift „Des deutschen Geistes Schwertsegen“ – in dem das deutsche Kriegshandeln unverbrämt in die Aura eines göttlichen Auftrags zum Vollzug des Gerichts einbeschrieben wird: „Hei, wie es saust aus der Scheide! Wie es funkelt im Maienmorgensonnenschein! Das gute deutsche Schwert, nie entweiht, siegbewährt, segensmächtig. Gott hatte dich uns in die Hand gedrückt; wir hatten dich umfassen wie eine Braut. Nun ruhest du in unserer nervigen Faust, nun klammert sich an dich unsere höchste Kraft. Zum Zerstören bist du geschaffen, zum Wehren geweiht; nun adeln wir dich zu unserer Freiheit Herold. Deine blitzenden Hiebe sind uns der Rhythmus unseres Lebens geworden. Dein Stahl ist unsere geronnene Kraft, deine Gewalt ist unsere Macht. Denn du bist die letzte Vernunft. Du lieber Schläger bist uns ein Träger des Geistes. Du bist nicht bloß der Könige ultima ratio; auch wir Priester des Geistes haben teil an dir und du an uns. Und der Pfingstgeist soll unser Schwertsegen sein. Bist du uns doch wie er ein von oben uns Gegebenes; so soll auch deine Gewalt sich auswirken in den Taten unserer Kraft. Schon haben wir gespürt, wie stark wir wurden durch dich und wie fest und wie frei. Du bist ein Verklärer unseres Wesens, wie das Wort und der Geist. Deine Blitze sind Feuerfunken, die von Leben zeugen und Licht. Du führst die Sprache der zerteilten Zungen. Denn jeder versteht dich, weil du den Eingang in alle findest. Komm, Schwert, du bist mir die Offenbarung des Geistes. Denn du bringst alles zum Austrag. Du scheidest das Falschverbundene, du deckst die verborgenen Tiefen auf. Vor deinem Leuchten flieht die Lüge. Darum mußtdest du auch gehen durch den Mund Christi. Nicht Frieden konnte er bringen eher, als bis er das Schwert gebracht. So soll sein Geist in uns zerstören, was nicht sein ist. Denn so spricht er, der das scharfe, das zweischneidige Schwert hat: ich weiß, wo du wohnst, und wo sich verbergen deine heimlichsten Gedanken. Nicht eher kann mein Geist sich regen in dir, als bis du durch das Schwert meines Geistes deine verborgensten Tiefen hast aufdecken lassen von mir, und bis das in dir sichtende [!] zum richtenden [!] ward. Halte diesem Schlage stille, und du erhäl[t]st den Ritterschlag des Geistes! Das soll dein Schwertsegen sein, du durch mich geheiligte deutsche Jugend! Und nun komm, mein durch mich Gesegneter! Ich habe noch Großes vor durch dich. Geschieden von

in der Barmer Theologischen Erklärung dieser Fehldeutung des Offenbarungsgeschehens knapp und präzise entgegenzuhalten:

„Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen.“¹²³

Zu solcher Klarheit kam es im Ersten Weltkrieg noch nicht – Stimmen, die wie die fünf Berliner Pfarrer am 17. Oktober 1917 öffentlich erklärten, „Wir fühlen angesichts dieses fürchterlichen Krieges die Gewissenspflicht, im Namen des Christentums fortan mit aller Entschiedenheit dahin zu streben, daß der Krieg als Mittel der Auseinandersetzung unter den Völkern aus der Welt verschwindet“,¹²⁴ blieben vereinzelt – und waren in Mindener Ravensberg allem Anschein nach kaum zu hören.

4. Lektionen des Ersten Weltkriegs im zeitgenössischen Rückblick

„Hernach ist man immer klüger.“ Man sollte meinen, diese Binsenweisheit gelte immer – trifft sie auch für den Rückblick auf den Ersten Weltkrieg im deutschen Protestantismus zu? War man „hernach“ – also nach dem Ende des Krieges, in der Zeit der Weimarer Republik – „klüger“ geworden? Und wenn ja, in welcher Hinsicht?

Dazu sei noch einmal Pfarrer Walter Michaelis aus Bielefeld das Wort gegeben – er äußerte sich in einer Predigt am 29. Juni 1919 (und damit am Sonntag nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Versailles) so:

„Als gestern nachmittag in Versailles der Friedensvertrag unterzeichnet wurde, da trug man einen Toten zu Grabe, um den uns das Herz blutet:

der Sünde, soll nun nichts dich scheiden können von meiner Liebe, auch das Schwert nicht oder Verfolgung oder Blöße. Nun komm, mein Sieger! Ich gebe dir den weißen Stein und den neuen Namen, den keiner kennt, denn der ihn empfängt. Ich habe dich gezeichnet mit dem Kreuz an deiner Siegerstirn. Keiner soll dich töten dürfen. Aber du sollst Beute die Fülle haben. Und du sollst sie alle umbringen dürfen als meine Erschlagenen. Rüste dich und rase und richte. Sie umgeben dich allenthalben; aber im Namen des Herrn darfst du sie zerhauen. Bis der Geist rauscht durch die Totengebeine und sie wieder zusammenkommen durch den Odem meines Mundes, und aus geöffneten Gräbern steigt ein heilig unsterblich, unsträflich Geschlecht. –“

¹²³ S. Die Barmer „Theologische Erklärung zur gegenwärtigen Lage der Deutschen Evangelischen Kirche“ (Mai 1934). In: Greschat/Krumwiede, *Zeitalter* (wie Anm. 112), S. 109-112; Zitat a.a.O., S. 110.

¹²⁴ Erklärung von fünf Berliner Pfarrern (17.10.1917). In: Greschat/Krumwiede, *Zeitalter* (wie Anm. 112), S. 9.

unser Deutschland! Das Deutschland von einst ist tot. Seine Flotte ruht auf dem Grund des Meeres und wird vielleicht nie wieder auferstehen. Das deutsche Heer hat sich aufgelöst. In Zukunft dürfen wir nur eine Truppe von hunderttausend Mann halten, die nicht einmal genügend ist, um die Ordnung im eigenen Lande zu bewahren. Unser Wirtschaftsleben wird geknebelt sein. Durch viele Kommissionen werden unsere Gegner es beherrschen und beaufsichtigen. Unsere Selbstbestimmung ist dahin; unsere Weltstellung gefallen. [...] – Aber noch viel größer ist Deutschlands innere Not! Wie schon so viele während des Krieges taten, so sieht auch jetzt ein jeglicher auf seinen Weg, verfolgt seine Interessen, sucht seinen Gewinn. Ein furchtbares Gericht ist über uns hereingebrochen. Aber wie es scheint, hört auch jetzt unser Volk Gottes Stimme nicht. Es bleibt Gott abgewandt. Man möchte verzweifeln, weil man an der Seele des Volkes keinen Punkt sieht, wo man anknüpfen könnte. [...] Um die Welt zu gewinnen, ließ es seine Seele Schaden nehmen. Es war wie eine Jagd nach Gewinn, nach Glanz und Lust. Nach den ewigen Gütern fragten wenige. Unzähligen ist dann der Krieg zur erwünschten Gelegenheit geworden, reich zu werden. Man bereicherte sich auf Kosten der anderen, und wo das Gewissen sich regte, entschuldigte sich man damit, daß jetzt Kriegszeit wäre, daß man die Gelegenheit wahrnehmen mußte, daß andere es ebenso machten. [...] Ein jeglicher suchte das Seine, während draußen an der Front viele Helden selbstlos Leben und Gesundheit einsetzten für Volk und Heimat, und auch in der Heimat einige Wenige aufrecht den graden Weg gingen. [...] Ach, in so vielen Dingen war uns Deutschen nicht die Frage, was will Gott, was ist Gottes Gebot, wie muß ich handeln, um meine Seele nicht zu verletzen; sondern: was nützt mir, wie gewinne ich die Welt? Mit diesen Augen haben auch die allermeisten das sogenannte Friedensinstrument angesehen. Unterzeichnen oder nicht unterzeichnen, das war die große, schwere, belastende Frage der letzten Wochen. [...] Aber, haben wir darauf geachtet, wonach die meisten Menschen im Volk bei der Entscheidung gefragt haben? Sie haben nicht gefragt, was fordert die Ehre Deutschlands, was fordert unsere Wahrhaftigkeit, was fordert die Treue gegen den früheren Kaiser und gegen die Führer im Heer und im Staat, die uns gedient haben, sondern die meisten fragten nur: was ist nützlicher, oder was ist schädlicher, unterzeichnen oder nicht unterzeichnen? [...] Unsere Unterschrift wird aufgefaßt als Bekenntnis unserer alleinigen Schuld am Kriege. Man hält es für unmöglich, daß wir alle Verpflichtungen, die wir eingehen, erfüllen können, und wir haben doch unterschrieben. [...] Wahrlich, ich unterschätze nicht, wie schwer die Folgen der Nichtunterzeichnung hätten sein können. Ich denke auch an alle, deren Lieben dann noch länger hätten in der Gefangenschaft schmachten müssen. Aber trotzdem! Mit der Unterzeichnung hat Deutschland seine Seele verletzt, um die Welt zu gewinnen, um die Folgen der Nichtunterzeichnung von sich abzuwenden. Diese Stellung zum Friedensvertrage ist die Krönung der ganzen Gesinnung, die unser Volk seit Jahrzehnten bewiesen hat. Reich wollte es werden, Macht und

Einfluß haben, in der Welt genießen; und darüber hat es seine Seele verloren, seiner Seele geschadet.“¹²⁵

So weit – auszugsweise – Walter Michaelis mit seiner Analyse dessen, was der Erste Weltkrieg in den Jahren von 1914 bis 1918 zum Vorschein hat kommen lassen. Es ist eine völlig desolante Bilanz. Michaelis formuliert damit zwar nicht die sehr bald nach Kriegsende aufgekommene politische „Dolchstoßlegende“, dass der Krieg nicht militärisch, an der Westfront, verloren worden sei, sondern dass man den dortigen Truppen durch den revolutionären Umsturz in der Heimat im November 1918 in den Rücken gefallen sei. Aber er sieht in dem verlorenen Krieg das Resultat einer schon in den Jahren des Zweiten Kaiserreiches breit vorhandenen und dann in den Kriegsjahren mehr und mehr das Denken generell bestimmenden selbstsüchtigen, nicht zum Verzicht bereiten, sondern gewinnsüchtigen Haltung im Volk, der er auch die ja schon in den Kriegsjahren einsetzenden massiven Preissteigerungen, aus denen sich dann die ungeheure Inflation entwickelte, die alle vorhandenen Geldwerte völlig zunichte machte, zuschreibt. Und er nennt als weiteres Indiz für die Fehlorientierung in der Gesellschaft die schwindende Bereitschaft, Kinder zu haben:

„Es ist so erschütternd, wenn man Berechnungen, die sich auf das Familienleben beziehen, liest, und da oft als das Normale eine Familie von vier Köpfen zugrunde gelegt wird. Zwei Kinder und nicht mehr. Man will nur für zwei Kinder zu sorgen haben, nur um zwei sich mühen. Um das zu gewinnen, verletzt man die Zartheit seines Ehelebens und versündigt sich an Gottes Gebot. Gott hat uns geantwortet auf diese Sünde. Die Deutschen wollten keine großen Familien haben. Nun sollen im Friedensvertrage fünfzehn Millionen Menschen vom Vaterland getrennt unter fremde Herrschaft kommen.“¹²⁶

Wie immer man Michaelis' Wertung der gesellschaftlichen Situation in Deutschland in den Jahren des Ersten Weltkriegs heute im Einzelnen verstehen und deuten mag – es kommt darin auf Anhieb zum Vorschein, dass sich die Kriegsjahre auch für die evangelische Kirche ganz und gar nicht „gelohnt“ haben – finanziell ganz bestimmt nicht, aber auch nicht „geistlich“ im Sinne einer neuen, beständigen Hinwendung der Bevölkerung zur christlichen Verkündigung und deren Inhalten. Im Gegenteil – durch den Ersten Weltkrieg wurde die Kirche sehr deutlich in Mitleidenschaft gezogen, und das nicht nur durch die materiell erlittenen Schäden, sondern wegen der fast durchweg zu beobachtenden Vorordnung einer möglichst geschmeidigen gesamtgesellschaftlichen Einbindung vor die theologische

¹²⁵ Michaelis, W[alter]: Um unsere Seele! Predigt am Sonntag nach der Friedensunterzeichnung den 29. Juni 1919 gehalten. Bethel bei Bielefeld o. J. [1919]. S. 2-7.

¹²⁶ A. a. O., S. 5. – Zur Aufnahme der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg im deutschen Protestantismus s. Nowak, Kurt: Evangelische Kirche und Weimarer Republik. Zum politischen Weg des deutschen Protestantismus zwischen 1918 und 1932. 2. Auflage. Göttingen 1988. S. 38-63.

Aufgabe, Zuspruch und Anspruch des Evangeliums im kritischen Gegenüber zum gerade aktuellen Sinnen und Trachten der Menschen zu formulieren.

5. „Kriegstheologie“ – oder kontextuelle Theologie mit irreführender Bezeichnung?

Zum Schluss sei nun allerdings auch noch ein Griff in das Regal mit dem bewährten methodischen Handwerkszeug der Wissenschaft getan – und ein prüfender Blick auf die derzeit gängig verwendete und auch hier zunächst als solche nicht hinterfragte Terminologie geworfen. Was ist denn „Kriegstheologie“? Man könnte es sich einfach zu machen versuchen und auf die dargestellten Facetten kirchlicher Wirklichkeit in den Jahren des Ersten Weltkriegs insgesamt verweisen: Das aus den vielen Mosaiksteinen zusammengefügte Bild – das stellt eben „Kriegstheologie“ dar, die in den Jahren des Ersten Weltkriegs vertretene theologische Meinung und geübte kirchliche Praxis!

Ein solches bloß deskriptives Verfahren vermag aber nicht wirklich zu befriedigen – umso weniger, wenn (und das erweisen die Quellen eindeutig!) „Kriegstheologie“ kein Begriff ist, der bereits zeitgenössisch während der Jahre des Ersten Weltkrieges zur Charakterisierung des theologischen Denkens dieser Zeit insgesamt oder auch einzelner in dieser Zeit begegnender theologischer Denkfiguren oder partieller Argumentationsstränge verwendet worden wäre. Ergo sucht man ihn auch in einschlägigen Lexika vergeblich. Exponiert genutzt worden ist er (soweit sich das mit digitalen Mitteln hat recherchieren lassen) erst seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts – erst in den 1970er Jahren begegnet er im Titel zweier einschlägiger Publikationen, die sich mit der Zeit des Ersten Weltkriegs und der vorangehenden Zeit des Zweiten Deutschen Kaiserreiches befassen.¹²⁷ Seitdem ist er allerdings wiederholt aufgegriffen worden –¹²⁸ und auch

¹²⁷ S. Hammer, Karl: *Deutsche Kriegstheologie (1870–1918)*. München 1971, sowie Brakelmann, Günter: *Protestantische Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg*. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus. Bielefeld MCMLXXIV [1974].

¹²⁸ S. zum Beispiel Tietze, Ulrich: *Im Staatsdenken versandet. Deutsche Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg*. In: *Lutherische Monatshefte* 32 (1993), Heft 11, S. 11–13; Wengst, Klaus: „Und wenn die Welt voll Teufel wär’ – ein feste Burg ist unser Gott“. *Protestantische Kriegstheologie im Ersten Weltkrieg*. In: *Freiheit gestalten. Zum Demokratieverständnis des deutschen Protestantismus. Kommentierte Quellentexte 1789–1989. Festschrift für Günter Brakelmann zum 65. Geburtstag*. Göttingen 1996. S. 130–138; Albrecht, Christian: *Zwischen Kriegstheologie und Krisentheologie. Zur Lutherrezeption im Reformationsjubiläum 1917*. In: Medick, Hans (Hg.): *Luther zwischen den Kulturen. Zeitgenossenschaft – Weltwirkung*. Göttingen 2004. S. 482–499; Schreiner, Klaus: *Helm ab zum Ave Maria. Kriegstheologie und Kriegsfrömmigkeit im Ersten Weltkrieg*. In: *Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte* 25 (2006), S. 65–98;

schon auf die nationalsozialistische Zeit bzw. die Zeit des Zweiten Weltkriegs bezogen worden.¹²⁹

Zugestehen muss man, dass dem Terminus ein erhebliches Potential innewohnt – lässt er sich zum Beispiel nur zu gut kontrastieren mit dem durchweg positiv konnotierten Terminus „Friedensethik“ – und steckt in ihm zudem noch die Möglichkeit nicht nur zu einer Personalisierung, sondern auch zu tendentiöser Verwendung zum Zwecke von Diskreditierung und Skandalisierung – verwiesen sei hier etwa auf die Charakterisierung Werner Elerts als „Kriegstheologe“.¹³⁰ Jedenfalls bedient der Terminus „Kriegstheologie“ als Antifolie ohne weiteres das in der Theologie in Deutschland in den letzten Jahrzehnten auch überkonfessionell gängige Paradigma, dass theologische Arbeit und Argumentation dem Frieden – und nicht etwa der Legitimierung von Krieg – zu dienen habe.¹³¹ Der sofort geweckte Verdacht bzw. die negativ besetzte Konnotation, Letzterem den Boden zu bereiten, haftet angesichts dessen dem Terminus „Kriegstheologie“ quasi eo ipso an.

Dennoch wäre es absurd, jegliches Nachdenken im Rahmen christlicher Theologie über die Fragen von kriegerischer Gewaltanwendung von vornherein mit einem derart negativ konnotierten Terminus wie „Kriegstheologie“ behaften bzw. in Zusammenhang bringen (und diskreditieren) zu wollen. Es gibt die Realität „Krieg“ in dieser Welt, und sie sorgsam theologisch zu reflektieren ist nicht weniger angezeigt als eine theologische Reflexion über andere Wirklichkeiten des Lebens – etwa das Christen angemessene ökonomische Handeln, Generationenkonflikte oder auch die Gestaltung von Sexualität. Und ein Blick in die Theologiegeschichte zeigt

Vollnhals, Clemens: „Mit Gott für Kaiser und Reich“. Kulturhegemonie und Kriegstheologie im Protestantismus 1870–1918. In: Holzem, Andreas (Hg.): Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegserfahrung des Westens. Paderborn [u.a.] 2009 [= Krieg in der Geschichte 50]. S. 656–679; Geinitz, Christian: Der Weltkrieg als Weltgericht. Nationalisierung und Kriegstheologie der deutschen Katholiken zu Beginn des Ersten Weltkriegs am Beispiel der Erzdiözese Freiburg. In: Holzem, Andreas (Hg.): Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegserfahrung des Westens. Paderborn [u.a.] 2009 [= Krieg in der Geschichte 50]. S. 680–704.

¹²⁹ S. Damberg, Wilhelm: Kriegserfahrung und Kriegstheologie 1939–1945. In: Theologische Quartalschrift 182 (2002), Heft 4, S. 321–341; Hockerts, Hans Günter: Kreuzzugsrhetorik, Vorsehungsglaube, Kriegstheologie. Spuren religiöser Deutung in Hitlers „Weltanschauungskrieg“. In: Schreiner, Klaus (Hg.): Heilige Kriege. Religiöse Begründungen militärischer Gewaltanwendung: Judentum, Christentum und Islam im Vergleich. München 2008 [= Schriften des Historischen Kollegs. Kolloquien 78]. S. 229–250.

¹³⁰ S. Hamm, Berndt: Werner Elert als Kriegstheologe. Zugleich ein Beitrag zur Diskussion „Luthertum und Nationalsozialismus“. In: Kirchliche Zeitgeschichte 11 (1998), S. 206–254.

¹³¹ S. zum Beispiel Pausch, Eberhard: [Art.] Frieden, Friedensbewegung. In: Heun, Werner [u.a.] (Hgg.): Evangelisches Staatslexikon. Neuausgabe. Stuttgart 2006. Sp. 664–673, dort besonders Sp. 670–672.

auch, dass eine theologisch-ethische Reflexion über kriegerisches Handeln in der Christenheit stets stattgefunden hat – schon von der Zeit des Neuen Testaments an, in der Alten Kirche, in der Reformation (erinnert sei hier nur an Luthers Erörterung über die Frage, ob denn Kriegersleute auch im seligen Stande sein können) – bis dahin, dass im 18. Jahrhundert (allerdings offenbar singular) sogar einmal im Titel einer Publikation über solche Fragen der Terminus „Krieges-Theologie“ begegnet,¹³² dort allerdings, wie sich bei näherem Durchmustern dieser Quelle erweist, noch ohne eine negative Konnotation, sondern als bloße Bezeichnung des theologisch untersuchten Gegenstandes.

„Kriegstheologie“ in dem heute üblicherweise verwendeten Sinn steht dagegen nicht für die theologische Erörterung der Bedingungen und der Grenzen einer Legitimierung von Kriegshandlungen, sondern meint eine spezifische Mischung von ihrem Wesen nach nationalistischen und imperialistischen politischen Motiven, Zielen sowie damit in Zusammenhang stehenden Argumentationen und Handlungen, zu deren Durchsetzung man sich nicht gescheut hat, auch zu den Waffen zu greifen. Unglücklicherweise verhilft der Begriff „Kriegstheologie“ in heutiger Diktion aber gerade nicht dazu, diese Motivationen und Argumente in ihrer Spezifik genauer zu erschließen – und etwa die Beweggründe des seinerzeitigen kriegerischen Handelns sowie dessen Einordnung und Wertung in Kirche und Theologie näher zu ergründen und offenzulegen – aufgrund des ihm von vornherein innewohnenden stigmatisierenden Charakters. Steht er damit wissenschaftlicher Arbeit, der es doch um nüchterne Präzision in der Beschreibung und differenzierte Erfassung von Sachverhalten zu tun ist, nicht geradezu hinderlich im Weg? Diese Frage sei hier zumindest aufgeworfen.

Denn bereits in den Jahren des Ersten Weltkriegs – und, wie man zeigen könnte, gerade auch schon in den Jahren des Zweiten Deutschen Kaiserreiches unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. – begegnet ja nicht etwa eine theologische Legitimierung von Krieg per se, sondern ein Konglomerat bestimmter politischer und gesellschaftlicher Ziele und Überzeugungen, denen in der Theologie wie in Feldern praktischen kirchlichen Handelns andere, theologisch originäre Aspekte nachgeordnet worden sind; Theologie und Kirche haben sich (zumindest partiell, wenn nicht in erheblichem Maße) in den Dienst anderer Ziele und Konzepte und ihrer jeweiligen Protagonisten gestellt und zu deren Funktionären machen lassen – im Wesentlichen des Imperialismus, wie er klassisch definiert wird, also „das Bestreben eines Staatswesens bzw. seiner politischen Führung, in anderen Ländern oder bei anderen Völkern wirtschaftlichen und politischen Einfluss zu erlangen, bis hin zu deren Unterwerfung und zur Eingliederung in den

¹³² S. Kurzgefaßte Kriegs-Theologie. Oder: Gründliche Anweisung zur Gottseligkeit der Soldaten. O. O. 1739.

eigenen Machtbereich. Typischerweise geht das damit einher, eine ungleiche wirtschaftliche, kulturelle oder territoriale Beziehung aufzubauen und aufrechtzuerhalten“.¹³³

Auf eine solche Zielsetzung war das Handeln der politischen und militärischen Führung des Deutschen Reiches zumindest seit Beginn der Regierung Kaiser Wilhelms II. vorrangig ausgerichtet, und das ökonomische wie kulturpolitische Agieren stand wie selbstverständlich in deren Dienst. Unverhüllt trat es in der vom Streben nach einem „Platz an der Sonne“ bestimmten deutschen Kolonialpolitik zutage, getragen von einem wie selbstverständlichen Überlegenheitsbewusstsein gegenüber den kolonialisierten Völkern und Kulturen, konkretisiert in einem im Konfliktfall ungehemmten Ausagieren von Gewalt, um das eigene imperiale Interesse zu sichern und durchzusetzen – als Beispiel dafür sind Wilhelms II. Äußerungen bei der sogenannten „Hunnenrede“ oben schon erwähnt. Angesichts dessen und des an den Herero und Nama schon vollzogenen Genozids stellt das politische und militärische Geschehen im Ersten Weltkrieg zwar ohne Frage quantitativ, nicht aber qualitativ etwas Neues dar. Und wie das imperiale Denken im Jahrzehnt zuvor aus Theologie und Kirche angesichts des lange und vertraut eingespielten „Ehelebens“ von „Thron und Altar“ nicht infrage gestellt wurde, Wilhelm II. sich unzweifelhaft auch als explizit frommer Monarch zu erkennen gab,¹³⁴ so kam es dazu auch im Ersten Weltkrieg nicht.

¹³³ So Johnston, Ronald John: [Art.] Imperialism. In: *The Dictionary of Human Geography*. 4. edition. Oxford [u.a.] 2000. S. 375.

¹³⁴ S. dazu Hüffmeier, Wilhelm: Gott, „die Große Hemmung“? Kaiser Wilhelm II. als Prediger. In: Hüffmeier, Wilhelm/Kampmann, Jürgen (Hgg.): *Wilhelm II. – Kaiser, König, Kirche[n]mann*. Ein Herrscher, der niemals reif wurde? Herausgegeben im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft der EKV-Stiftung für kirchengeschichtliche Forschung. Bielefeld 2014 [= *Unio und Confessio* 28]. S. 191-218. – Die praktizierte Frömmigkeit Wilhelms II. wurde auch der Leserschaft des Christlichen Volkskalenders in Minden-Ravensberg vor Augen geführt – und zugleich in Sachen „Aufrechterhalten von Siegeszuversicht“ funktionalisiert – verwiesen sei hier auf den Beitrag: Das Gebet- und Gesangbuch des Kaisers. In: *Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg auf das Jahr 1917*. 58. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1916]. S. 217: „Kaiser Wilhelm führt zur Zeit ein evangelisches Gesang- und Gebetbuch mit sich, das aus der Hinterlassenschaft seines Vaters, des Kaisers Friedrich, stammt und das dieser als Kronprinz auf allen seinen Feldzügen bei sich hatte. Dem Büchlein in Kleinktavformat sind mehrere Schreibpapierblätter vorgebunden mit eigenhändigen Aufzeichnungen des Kaisers Friedrich. Dieser bemerkte dort: ‚Bei mir gehabt während des Feldzuges in Schleswig-Holstein und Jütland Februar, März, April, Mai 1864, Friedrich Wilhelm, Kronprinz. – Zum heiligen Abendmahl im Hauptquartier Schloß Gravenstein im Herzogtum Schleswig, 25. März 1864. Großer Dankgottesdienst nach dem Siege und der Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April 1864 in Schanze 4 inmitten versammelter Division am 24. April 1864. – Bei mir gehabt während des Feldzugs gegen Österreich in Böhmen und Mähren, Juni, Juli 1866. Friedrich Wilhelm, Kronprinz, Oberbefehlshaber der 2. Armee. – Während des Feldzugs gegen Frankreich vom August 1870 bis zum März 1871 bei mir geführt, namentlich bei den Gottesdiensten in der Schloßkirche zu Versailles. Friedrich Wilhelm,

So begegnet uns auch im Ersten Weltkrieg nichts anderes als eine *in* dieser Zeit für diese Zeit typisch politisch-kontextuelle Theologie¹³⁵ samt einer evangelischen Kirche, die dem imperialen Grundmuster bestens korrespondierte – ganz unabhängig von einer theologisch liberalen oder positiven oder konfessionellen Verortung. Dagegen, Gott sozusagen mit in das Marschgepäck auf dem Weg zur Realisierung der eigenen politischen Ziele einzupacken und unter seinem Segen nichts anderes zu begreifen als die himmlische Genehmigung der eigenen irdischen Zielsetzungen, gab es keinen Widerstand, auch in Minden-Ravensberg nicht. Dem korrespondierte in der kirchlichen Verkündigung und der Theologie die starke Akzentuierung Gottes als des Schöpfers und Weltenlenkers – während gleichzeitig eine christologische Orientierung zurücktrat. Man könnte auch sagen: Die Verflechtung von Theologie und Kirche in den Kontext der von imperialem

Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen. Oberbefehlshaber der 3. Armee. Wiederherstellung von Kaiser und Reich am 18. Januar 1871 im Schlosse zu Versailles. Es ist erklärlich, daß Kaiser Wilhelm dies erinnerungsreiche Gesangbuch wählte zur Erbauung in so bewegter Zeit.“

¹³⁵ Zur inhaltlichen Füllung des Begriffs der „kontextuellen Theologie“ als solchem s. die Untersuchung von Beer, Peter: Kontextuelle Theologie. Überlegungen zu ihrer systematischen Grundlegung. Paderborn [u.a.] 1995 [= Beiträge zur ökumenischen Theologie 26]. Zu fragen sein dürfte hinsichtlich der von Beer dargelegten ausgesprochen positiven Deutung des Begriffs und des durch ihn bezeichneten Sachverhaltes (s. a.a.O., S. 113-115), ob diese nicht wesentlich einer unreflektiert gebliebenen, indes dennoch dezidiert konfessionell katholischen Betrachtung zuzuschreiben ist, die für eine kontextbedingte „Entwicklung“, Füllung und Ausformulierung theologischer Inhalte prinzipiell offen ist – und damit diametral der von der grundlegenden reformatorischen hermeneutischen Einsicht entgegensteht, dass die norma normans aller christlichen Lehrinhalte nur das (längst bekannte) Zeugnis der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments sein kann, s. dazu schon (mit dezidiert ausformulierter Frontstellung gegen Spiritualisten und Enthusiasten) Schmalkaldische Artikel III, 8: „Und in diesen Stücken, die das mündliche, äußerliche Wort betreffen, ist fest dabei zu bleiben, daß Gott niemandem seinen Geist oder Gnade gibt außer durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort, damit wir uns bewahren vor den Enthusiasten, das ist Geistern, die sich rühmen, ohne und vor dem Wort den Geist zu haben, und danach die Schrift oder mündliches Wort richten, deuten und dehnen nach ihrem Gefallen, wie es der Münzer tat und heutigen Tages noch viele tun, die zwischen dem Geist und Buchstaben scharfe Richter sein wollen und wissen nicht, was sie sagen oder setzen. Denn das Papsttum ist auch eitel Enthusiasmus, worin der Papst rühmt: ‚Alle Rechte sind im Schrein seines Herzens‘; und was er mit seiner Kirche urteilt und heißt, das soll Geist und Recht sein, wenn es gleich über und gegen die Schrift oder mündliches Wort ist. Das ist alles der alte Teufel und die alte Schlange, die Adam und Eva auch zu Enthusiasten machte, vom äußerlichen Wort Gottes auf Geisterei und Eigendünkel führte und es doch auch durch andere äußerliche Worte tat, gleichwie auch unsere Enthusiasten das äußerliche Wort verdammten, und doch sie selbst nicht schweigen, sondern die Welt vollplaudern und schreiben, gerade als könnte der Geist nicht durch die Schrift oder das mündliche Wort der Apostel kommen. Aber durch ihre Schrift und Worte mußte er kommen.“ Diese zum Schluss in ironischem Ton gehaltene Zurückweisung trifft auch die „Entwicklung“ neuer theologischer Inhalte aus (vorgeblich) kontextueller Motivation.

Denken bestimmten Gesamtentwicklung ging einher mit einem Zurücktreten grundlegender paulinischer wie reformatorischer Einsichten – dass es Gott ist, der gerecht macht, und nicht der Mensch, der sich seine Rechtfertigung durch Gott auf die Fahne schreibt, und dass es auf Gott ankommt, der sich in Christus selbst erniedrigt und hingibt, und nicht auf den Menschen, der sich hingibt für das imperiale Interesse des Vaterlandes.

Das zu beobachtende gravierende Manko in Theologie und kirchlicher Praxis hatte seine Wurzel weit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs und kam unter dessen Bedingungen nur zu einer besonders eindrücklichen Entfaltung. Von „Kriegstheologie“ zu sprechen, greift daher deutlich zu kurz – chronologisch wie sachlich. Wir begegnen hier vielmehr dem typischen Phänomen einer schon über lange Zeit kontextuell bestimmten Theologie und kirchlichen Praxis – hier: geprägt von einer imperialen Orientierung und Überformung, der sie sich nicht widersetzt, sondern weitgehend akkomodiert hatte –¹³⁶ und die unter den Kriegsbedingungen der Jahre des Ersten Weltkriegs zu voller Entfaltung kam. Dass dies indes nicht tragfähig war, gehört mit zu den bitteren Erkenntnissen, die dieser Krieg für die evangelische Kirche mit sich brachte.

Ein Jahrzehnt nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, 1929, hat Paul Althaus,¹³⁷ einer der in dieser Zeit führenden universitären Vertreter der Evangelischen Theologie im Fach Systematische Theologie, in der 2. Auflage des Lexikons „Religion in Geschichte und Gegenwart“ (und damit in einem theologischen Standardwerk!) in einem Artikel „Krieg und Christentum“¹³⁸ folgende Überlegungen entwickelt: Der Krieg gehöre zur Gottesordnung des Staates und damit zu der dem Staat übertragenen Gewaltausübung, denn der Staat habe die Aufgabe, „dem Volke die Freiheit zur Entfaltung seines eigenen Lebens zu sichern“.¹³⁹ Der Krieg könne daher „zur *sittlichen Pflicht eines Volkes*“ werden; durch ihn eine Entscheidung zu suchen, bedeute daher in bestimmter Lage keinen unwürdigen, sondern „den allein sachgemäßen Weg“.¹⁴⁰ Der Krieg sei daher auch alles andere als eine anarchistische Verneinung des Rechtes, „sondern gerade das ringende Fragen

¹³⁶ S. dazu Kampmann, Jürgen: „Festhalten an der Nationalität und am Glauben der Väter“. Kolonie und „Deutschtum“ in der deutschen theologischen Diskussion bis 1922. In: Lessing, Hanns [u.a.] (Hgg.): Deutsche evangelische Kirche im kolonialen südlichen Afrika. Die Rolle der Auslandsarbeit von den Anfängen bis in die 1920er Jahre. Herausgegeben im Auftrag der Träger und des Wissenschaftlichen Beirats des Studienprozesses zur Rolle der deutschen evangelischen Auslandsarbeit im kolonialen südlichen Afrika. Wiesbaden 2011 [= Studien zur Außereuropäischen Christentums-geschichte (Asien, Afrika, Lateinamerika) 18]. S. 175-191.

¹³⁷ Zu Person und Wirken Althaus' s. Jasper, Gotthard: Paul Althaus (1888–1966). Professor, Prediger und Patriot in seiner Zeit. 2. veränderte Auflage. Göttingen [u.a.] 2015.

¹³⁸ Althaus, [Paul]: [Art.] Krieg. II. Krieg und Christentum. In: RGG² 3 (1929), Sp. 1306-1312.

¹³⁹ A.a.O., Sp. 1307.

¹⁴⁰ A.a.O., Sp. 1308.

nach der lebendigen Gerechtigkeit, die den Völkern in der ruhelosen Bewegung der Geschichte Platz und Raum gibt.“¹⁴¹ Eine „Politik des Opfers“ sei auch durch die christliche Liebe nicht geboten: „Dem lebenden Geschlecht ist eine Volksvergangenheit und -zukunft zu treuen Händen anvertraut. Der Hinweis auf die werbende Macht des ‚Opfers‘, der ‚Liebe‘ und ‚Wehrlosigkeit‘ hat keinen Sinn, weil es sich gar nicht um Ueberwindung eines bösen, zu Unrecht angreifenden Willens zu handeln braucht, sondern um die Konkurrenz zweier Völker in einer großen geschichtlichen Entscheidungsfrage, die nicht moralisiert werden darf. Nicht ein böser, sondern ein gegensätzlicher Wille steht wider den meines Volkes. Daher ist auch der passive Widerstand nicht christlicher als der volle Einsatz im aktiven Kampfe. Passiver Widerstand ist eine Not, aber keine Tugend.“¹⁴² Ja, Althaus zog die Konsequenz bis dahin, dass er unterstrich, das Vergewaltigen und Töten im Kriege könne nicht anders beurteilt werden als die Gewaltausübung und der Vollzug der Todesstrafe innerhalb des Staates – „beides ist ein Handeln im Amte und hat mit dem Morde nichts gemein. So hat der rechte K[rieg] Sachlichkeit und damit Ritterlichkeit.“¹⁴³ Zur Kriegsdienstverweigerung könne (und müsse dann auch) die Kirche rufen, „wenn der K[rieg] durch eine Regierung offenkundig leichtfertig, ohne den Ernst der Verantwortung für das Leben des anvertrauten Volkes heraufgeführt würde“¹⁴⁴ – was sich indes nur schwer diagnostizieren lasse.¹⁴⁵ Der Krieg an sich entspreche zwar nicht der ursprünglichen Gottesordnung, „[d]as Konfliktgesetz der Geschichte und die Unentrinnbarkeit des K[rieg]es sind ein Fluch“, dem Tod vergleichbar, aber „Gottes Fluch ist niemals ohne seine Gnade. [...] Die Furchtbarkeit des Töten-müssens hat zur Kehrseite das dulce et decorum des Sterben-dürfens für das Vaterland.“¹⁴⁶

Dass man aus der durchlebten Erfahrung des Ersten Weltkriegs während der Jahre der Weimarer Republik eine grundlegend neue Haltung zum Krieg gewonnen hätte, dafür sind die Ausführungen Althaus' jedenfalls kein Indiz.¹⁴⁷

¹⁴¹ Ebd.

¹⁴² Ebd.

¹⁴³ A.a.O., Sp. 1309.

¹⁴⁴ Ebd.

¹⁴⁵ A.a.O., Sp. 1310.

¹⁴⁶ Ebd.

¹⁴⁷ Vielmehr bietet zumindest Althaus' Argumentation unverkennbar auch eine Basis für die hernach im Nationalsozialismus ausgegebene Legitimation eines deutschen territorialen Expansionsdrangs unter dem Aspekt, dass das deutsche „Volk ohne Raum“ neuen Lebensraumes bedürfe, wenn Althaus a.a.O., Sp. 1307f., geschichtliche Entwicklung als legitimerweise folgendem Prinzip gehorchend charakterisiert: „Der Staat ist berufen, dem Volke die Freiheit zur Entfaltung seines eigenen Lebens zu sichern. In der Form des Staates erfaßt ein Volk sich in seinem Eigensein und in seiner geschichtlichen Verantwortung. Dieser Verantwortung aber soll es leben in dem Elemente der bewegten, lebendigen Geschichte einer Menschheit, die in den Völkern verfaßt ist. In der Geschichte werden Völker gezeugt und vergehen, steigen empor

Anhang

1. Die Feier der Nebengottesdienste. Herausgegeben und verlegt von der Lutherischen Konferenz in Minden-Ravensberg. Gebete für Kriegsbetstunden (Auszug)

Aus: *Die Feier der Nebengottesdienste. Herausgegeben und verlegt von der Lutherischen Konferenz in Minden-Ravensberg. Gütersloh: Bertelsmann 1916. S. [60]-72.*

[/62] [...] „IV. | Herr, du bist unsre Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns getroffen haben. Du erhörst Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir. Wie du das Gebet unser Väter gnädig angenommen und erhört hast, als sie in der Bedrängnis des Vaterlandes dein Angesicht suchten, so wollest du dich jetzt in Gnaden zu uns wenden und uns Hilfe senden von deinem Heiligtum. Wie du der Väter Opfermut und Treue bis in den Tod gesegnet hast, so segne jetzt die einmütige Erhebung unsres Volkes zum Schutz des deutschen Landes und zur Abwehr der Feindescharen, die sich wider uns verbunden haben. Wie du den Vätern in heißem Ringen zum Siege geholfen, so gib jetzt auch unsern Waffen Sieg, und laß uns als des Sieges Preis einen ehrenvollen und gesicherten Frieden erringen. Habe Dank für jeden Waffenerfolg, den du uns bisher geschenkt hast; hilf fernerweit, du treuer Gott. Segne und schütze den Kaiser und sein Haus. Laß in diesen schweren Zeiten unser Volk durch neue Bande der Liebe und des Vertrauens mit unsres Kaisers Thron fest vereinigt werden; verbinde alle [/63] Stände des Volkes durch gemeinsamen Einsatz von Gut und Blut in der gleichen Liebe zum Vaterland. Sei der Trost aller derer,

und sinken, kommen zu hoher Macht und erlahmen, haben ihren Tag und erschöpfen sich. Starke und zu geschichtlichem Leben schwache, herrschbegabte und geringe, alternde und junge wohnen nebeneinander, durcheinander. Der Wille eines jungen, erwachenden Volkes zu eigener Staatlichkeit findet schon verfestigte Verhältnisse und einen Gegenwillen vor. Der geahnte und ergriffene Beruf eines starken Staates zur Führung begegnet einem fremden Ansprüche. Die Rassen sind im Wandern und drängen sich. Das Durcheinanderwohnen der Völker schafft schwere völkische und staatliche Fragen. So sind die Völker auf ihrem Wege zu ständiger Auseinandersetzung miteinander gezwungen. Dabei gibt es nun weiten Raum für friedliche Abgrenzung gegeneinander, für verständigen Ausgleich. Aber dieser Raum hat seine Grenzen. Es kommen geschichtliche Fragen auf, bei denen nicht ein Ausgleich, sondern nur die *Entscheidung* möglich ist. Die Entscheidung aber kann dann nicht in allen Fällen durch den Schiedsspruch eines internationalen Forums gesucht werden. Denn das Recht eines Volkes wider ein anderes, z[um] Beispiel auf staatliche Selbständigkeit oder auf Führerschaft, läßt sich nicht durch Anwendung allgemeiner völkerrechtlicher Grundsätze (v[er]g[e]iche die 14 Punkte Wilsons), überhaupt nicht durch das Urteil eines Dritten feststellen. Das geschichtliche Recht eines Volkes hängt mit an seiner von ihm selber nun wagend geahnten, erst noch zu erprobenden Mächtigkeit, fruchtbar zu gestalten.“

über die der Krieg schweres Leid bringt. Herr, dein Erbarmen sei über uns, wie unsre Hoffnung zu dir steht. Amen. [...]

[/67] IX.¹⁴⁸ | Herr, unser Vater, unser Herz hält dir vor dein Wort: Ihr sollt mein Antlitz suchen. Darum suchen wir nun, Herr, dein Antlitz. Verbirg dein Antlitz nicht vor uns, verstoße deine Kinder nicht in deinem Zorn.¹⁴⁹ Wir wissen nicht, was wir tun sollen, sondern unsre Augen sehen nach dir, dein Name heißt Herr Zebaoth, groß von Rat und mächtig von Tat;¹⁵⁰ bei dir allein, Herr, findet man Hilfe und Segen über dein Volk.¹⁵¹ So sei uns nun gnädig, Herr, sei uns gnädig, denn auf dich trauet unsere Seele und unter dem Schatten deiner Flügel haben wir Zuflucht, bis das Unglück vorübergehe.¹⁵² Herr, kehre dich doch wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig. Fülle uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir rühmen und fröhlich sein unser Leben lang. Erfreue uns wieder, nachdem du uns so lange plagest, nachdem wir so lange Unglück leiden. Und der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände.¹⁵³ Ach Herr, un-

¹⁴⁸ In diesem Gebet wird eine Vielzahl biblischer Formulierungen aufgegriffen. Die Formulierungen sind aber über weite Strecken nicht eigenständig, sondern (unter Kürzungen und Umstellungen) oftmals ohne Quellennachweis nahezu wörtlich entnommen aus: Gebet in großen Nöthen und Gefahr. In: [Arndt, Johann:] Des hocherleuchteten Lehrers, Herrn Johann Arndts, weiland General-Superintendenten des Fürstenthums Lüneburg, Sechs Bücher vom Wahren Christentum, welche handeln von heilsamer Buße, herzlicher Reue und Leid über die Sünde, und wahrem Glauben, auch heiligem Leben und Wandel der rechten wahren Christen; desgleichen wie ein solcher Sünde, Teufel, Hölle, Welt, Kreuz und alle Trübsal durch festen Glauben an Gottes Wort und Gebet überwinden soll. Nebst beygefügtem Lebenslauf des sel. Herrn Autors, in gleichen kurzen Gebeten nach jedem Capitel, Morgen- und Abendsegens auf alle Tage in der Woche, und nöthigen Registern, auch mit 66 feinen Holzschnitten geziert, nebst dessen Paradiesgartlein. Nach den ältesten Ausgaben ganz unverändert herausgegeben. Reutlingen 1855. 3. Teil, Nr. XX. S. 146.149

¹⁴⁹ Formulierung nahezu wortgleich ebd. entnommen: „[...] unser Herz hält dir vor dein Wort: Ihr sollt mein Antlitz suchen. Darum suchen wir nun, Herr, dein Antlitz. Verbirg dein Antlitz nicht vor uns, verstoße deine Kinder nicht in deinem Zorn“.

¹⁵⁰ „Wir wissen nicht, was wir tun sollen, sondern unsre Augen sehen nach dir, dein Name heißt Herr Zebaoth, groß von Rat und mächtig von Tat“: Formulierung wörtlich entnommen a.a.O., S. 146.

¹⁵¹ Vgl. a.a.O., S. 149: „Du hast ja gesagt: Bei dem HErren findet man Hülfe, und deinen Segen über dein Volk“.

¹⁵² Vgl. ebd.: „Sey uns gnädig, denn auf dich trauet unsere Seele, und unter dem Schatten deiner Flügel haben wir Zuflucht, bis das Unglück vorübergehe“.

¹⁵³ Vgl. ebd.: „[...] kehre dich doch wieder zu uns, und sey deinen Knechten gnädig! Fülle uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir rühmen und fröhlich seyn unser Lebenlang. Erfreue uns nun wieder, nachdem du uns so lange plagest, nachdem wir so lange Unglück leiden. Und der HErren unser GOtt sey uns freundlich, und fördere das Werk unserer Hände.“

sere Missetaten haben es ja verdient, aber hilf doch um deines Namens willen!¹⁵⁴ So wollen wir dir ein Freudenopfer tun und deinem Namen danken, daß er so tröstlich ist. Amen.“¹⁵⁵ [...]

[/70] XII. | Allmächtiger, ewiger Gott, du stillest das Toben der Völker und steuerst den Kriegen in aller Welt, du Gott des Friedens und des Heils, wir bitten deine milde Güte, du wollest in Gnaden gedenken und dich erbarmen aller derer, über die du nach deinem unerforschlichen Rat die Schrecken des Krieges hast kommen lassen. Insonderheit flehen wir zu dir, o Herr, für unser deutsches Land und Volk, wo du vordem deine Wahrheit so herrlich geoffenbart und das du gewürdigt hast, ein Werkzeug deiner Gnade zu sein unter allen Völkern der Erde. Behüte den Kaiser, unsern König, und sein ganzes Haus. Die da führen, erfülle mit Weisheit und Vertrauen auf dich. Die in des Kampfes Hitze stehen, rüste aus mit Treue, Kraft und Mut. Sei, o Herr, der Gefangenen Beistand, der Kranken und Verwundeten Arzt, der Sterbenden Heil und Hoffnung, und richte auf mit deinem Trost und deiner Kraft von oben die, so zu Hause sorgen und trauern um ihre Lieben draußen in des Kampfes Gewühl. Segne und fördere allen Dienst derer, die in rechter Samariterliebe auf dem Schlachtfeld und in den Krankenhäusern Labung spenden für Leib und Seele. Wende alle Heimsuchung und Bedrängnis des Krieges zu deines Namens Ehre und zum Aufbau deines Reiches auf Erden. Gib uns allen Gnade, daß wir unter solcher Heimsuchung uns demütigen unter deine gewaltige Hand, uns von Herzen zu dir bekehren und dir allein vertrauen. Mache dich auf, Herr, hilf deinem Volk und segne dein Erbe. Vor allem aber bitten wir dich, gib Frieden, du Gott des Friedens. Dämpfe der Waffen Gewalt und gib Frieden von oben den armen Menschenherzen, daß sie in dir Heil und Leben finden. Und endlich erlöse uns und alle, die auf dich hoffen, aus allem Krieg und Streit, aus Not und Tod hienieden[,] und bringe uns in die Wohnungen des ewigen Friedens, alles um des Verdienstes deines lieben Sohnes, unsers Herrn und Heilandes, des einigen Friedensfürsten, der mit dir, dem Vater, in Einigkeit des heiligen Geistes lebet und herrschet, wahrer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. [/71]

XIII. (*Mission.*)¹⁵⁶ | Lieber himmlischer Vater, du hast uns geboten, dass wir in keinem Stücke sorgen, sondern in allen Dingen unsere Bitten im Gebet

¹⁵⁴ Vgl. ebd.: „Ach HERR! unsere Missethaten Habens ja verdient, aber hilf doch um deines Namens willen; du bist ja Israels Trost und ihr Nothhelfer.“

¹⁵⁵ Vgl. ebd.: „[...] verlasse uns nicht, so wollen wir dir ein Freudenopfer thun, und deinem Namen danken, daß er so tröstlich ist, Amen.“

¹⁵⁶ In der Darbietung auch eines solchen Gebetes, in dem die besonderen Anliegen der (Äußerer) Mission thematisiert wurden, dürfte sich die enge Vernetzung der Minden-Ravensberger Kirchengemeinden mit der Arbeit diverser Missionsgesellschaften, insbesondere aber der Bethel-Mission widerspiegeln. Aufschlussreich ist, dass man in Bethel offenbar doch nicht einfach nur undifferenziert im Krieg lediglich

und Flehen mit Danksagung vor dir kund werden lassen sollen. Auf solch dein Gebot und Zusage kommen wir auch heute mit allen Nöten, die uns getroffen haben, vor dein gnadenreich Angesicht und bringen dir all die schweren Sorgen, die im Blick auf unsere Mission sich auf unser Herz legen wollen. | Wir danken dir, du treuer, gnädiger Gott, daß du auch heute noch in deiner Kirche gegenwärtig bist, und wir beugen uns über alle Sünde und Versäumnis, der auch wir in der Missionsarbeit schuldig geworden sind. Wir bitten dich aber mit der gesamten Missionsgemeinde, daß du um Jesu willen nicht ansehen wollest unsere Sünde, sondern allein deine Barmherzigkeit und deines Namens Ehre. Um deines Namens willen, Herr, unser Gott, um deines Namens willen sei uns gnädig und laß dir auch heute das Werk unserer Mission zu treuen Händen befohlen sein. Wir wissen ja, daß du ein Herr bist aller Dinge und auch ein Herr aller Zeiten. Darum bitten wir mit getroster Zuversicht, daß du auch unter aller Unruhe der Völkerwelt dein Reich bauen und vollenden wollest. Ja, Herr, Herr, mache dich auf und segne uns! | Dir befehlen wir alle unsere Brüder und Schwestern draußen; sei du ihr Schutz und Schirm, ihr Trost und ihre Freude, ihre Erquickung und ihre Hoffnung. Unter aller äußeren Drangsal rüste sie zwiefach mit deinem Geist, daß sie, wo immer Gelegenheit sich findet, auch heute mit großer Freudigkeit von dir Zeugnis geben und die Seelen zu dir weisen. Macht aber dieser furchtbare Krieg ihnen ihre Arbeit unmöglich, dann sei doch dein Wort ungebunden. Nicht minder befehlen wir dir, lieber himmlischer Vater, alle Missionsarbeit in der Heimat. Gieße über deine Missionsgemeinde den Geist aus der Gnade und des Gebets und mache sie auch unter allem Irrsal und Wirrsal der Menschen tüchtig zu deinem Werk. Rufe und rüste auch heute rechte Arbeiter in deine Ernte und segne auch die jungen Brüder aus dem Missionshaus, die heute im Felde stehen. Behüte sie nach Leib und Seele, daß zuletzt auch dieser Krieg zu ihrem zukünftigen Beruf sie rüsten müsse. Mache auch vieler Herzen [72] zu fröhlicher und reichlicher Unterstützung willig, damit unsere Brüder und Schwestern draußen, soweit es auf uns ankommt, nicht Not leiden, vor allem aber dein Werk nicht Schaden nehme. Segne auch alles Zeugnis von der Mission und laß es in den Herzen, die der Krieg bereitet hat, zwiefach

einen Schritt auf dem Weg zu einem deutschen Sieg sah, sondern immerhin auch angesichts des Krieges geistlich mit allem Ernst gestellte Fragen zu formulieren wusste; s. dazu Menzel, Bethel-Mission (wie Anm. 3), S. 234-240; dort zum Beispiel (a.a.O., S. 235) folgenden Gebetsaufruf aus dem Beginn des Jahres 1915: „Er [Gott] will uns mit Feuer taufen. Nicht nur die Krieger draußen im Kampf, auch dich und mich. | Sind wir uns dessen bewußt? Lesen wir von den Opfern des Krieges und den Verlusten an hohen und edlen Werten, mit blutendem Herzen? Dürfen die Leiden dieser Zeit auch über unsere Schwelle kommen? Oder haben wir uns an den Krieg gewöhnt? Dann wäre unser Salz faul geworden. Nein! Die Schrecken *sollen* uns schrecken, und die furchtbare Wirklichkeit *sollen* wir mit offenen Augen erleben! Unser aller Nichtigkeit und Erbärmlichkeit sollen wir wie einen Untergang erfahren, aus dem nur Gottes Erbarmen uns erretten kann.“

Frucht bringen. Vor allem aber bitten wir dich, daß du alles Gebet deiner Christenheit und auch alles Seufzen für die Mission gnädiglich hören und erhören wollest und darauf dein Amen sprechen: Ja, ja, es soll also geschehen. | Ja, Herr, du hast es uns geboten zu beten und verheißen, daß du uns wollest erhören; erhöre uns denn um Jesu willen. Christe, erbarme dich. Herr Gott, erbarme dich, Christe erbarme dich! Herr, unser Gott, du ewiger Gott, Vater, Sohn und Geist, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! Er sei gepriesen in Ewigkeit. Amen.

2. Margarete Möller: Mutters Wiegenlied

Aus: Möller, Margarete: Mutters Wiegenlied. In: Christlicher Volkskalender für Minden-Ravensberg 1919. 60. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Gütersloh o. J. [1918]. S. 171.

Mutters Wiegenlied.

Schlaf mein Kind in süßer Ruh,
Schlafe lieber Knabe!
Mutterliebe deckt dich zu,
Deine beste Habe.
Weißt noch nichts von Kriegesnot,
Nichts von deines Vaters Tod,
Schlafe lieber Knabe!

Schlaf mein Kindlein, süß und fest;
Ich bleib bei dir sitzen,
Ahnst in deinem weichen Nest
Nichts von Waffenblitzen.
Aber draußen tobt die Schlacht,
hält die deutsche Treue Wacht,
Dich und mich zu schützen.

Büblein schlaf und werd ein Mann!
Einst wirst du ererben,
Wofür jetzt auf blut'ger Bahn
Unsere Männer sterben.
Deutschen Sinn und deutsche Art,
Mut und Treue recht gepaart,
Lerne früh erwerben!

Wird einmal der Glockenklang
Uns den Frieden melden,

Die evangelische Kirche und der Erste Weltkrieg Das Reformationsjubiläum 1917 im Vest Recklinghausen

Der Erste Weltkrieg wurde als „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet.¹ Denn er hatte Folgen, die dazu beitrugen, dass bereits eine Generation später der Zweite Weltkrieg ausbrach. Dieser war, wenn man dies überhaupt vergleichen sollte, noch fürchterlicher als der erste Krieg, zumal in seinem Schatten die Shoah, der Massenmord an den Juden, verübt wurde. Der uns bis heute irritierende „Zivilisationsbruch“ in beiden Kriegen bestand darin, dass das Massentöten „an eine tiefe Schicht der Solidarität zwischen allem, was Menschenantlitz trägt, gerührt“ hat,² so dass es danach nicht einfach so weitergehen konnte wie bisher. Der Grundbestand abendländischer Kultur musste neu durchdacht und auch neu angeeignet werden. Jede Institution, die damals eine Rolle spielte, hat sich zu fragen, welche Haltung sie damals einnahm, und sie hat diese Haltung immer wieder kritisch zu reflektieren.

In diesem Sinne befasst sich die folgende Untersuchung mit der Haltung, die in der evangelischen Kirche zum Ersten Weltkrieg eingenommen wurde – am Beispiel des Kirchenkreises Recklinghausen, der damals in etwa das Gebiet des vormaligen Vestes Recklinghausen umfasste. Es werden die politischen und mentalen Zusammenhänge vor Augen geführt, in welchen man in der evangelischen Kirche im Vest Recklinghausen zu Krieg und Kriegsgeschehen Stellung nahm, und auf welche Weise man die kriegsbedingten Herausforderungen theologisch und seelsorgerlich zu bewältigen suchte. Die Untersuchung stützt sich auf die Verhandlungen der Kreissynode Recklinghausen, auf kirchliche Gemeindeblätter und vor allem auf zwei neu aufgefundene Vorträge des Recklinghäuser Pfarrers und späteren Superintendenten Paul Kramm (1873–1947)³. Zugleich werden zeitgenössische Musik- und Bildquellen untersucht, denn diese Medien wirkten in den Gemeinden, bei den sogenannten „einfachen Leuten“, viel tiefer, als es Text oder Rede zu tun vermögen.

¹ So George F. Kennan; zum Begriff vgl. Ernst Schulin, Die Urkatastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts, in: Wolfgang Michalka (Hg.), Der Erste Weltkrieg. Wirkung – Wahrnehmung – Analyse, München 1994, S. 3–27.

² Jürgen Habermas, Geschichtsbewusstsein und posttraditionale Identität. Die Westorientierung der Bundesrepublik, in: Jürgen Habermas, Eine Art Schadensabwicklung. Kleine Politische Schriften VI, Frankfurt (Main) 1987, S. 161–179, hier: S. 163.

³ Vgl. Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4, S. 274 (Nr. 3447); zukünftig: Bauks, Pfarrer.

1. Staatsgläubigkeit und „Nervosität“ im Wilhelminischen Zeitalter – auch in Recklinghausen

Die Gedanken- und Gefühlswelt einer anderen Zeit drückt sich nicht nur im geschriebenen Wort, sondern auch in der Bild- und Tonkunst aus. So erfreute sich um die Wende zum 20. Jahrhundert der Choral „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“ großer Beliebtheit. Bei offiziellen Anlässen wurde er oft gespielt, so auch im Vest Recklinghausen, zum Beispiel bei der Einweihung der Christuskirche in Recklinghausen im Jahr 1911⁴ oder bei der Einweihung des Gemeindehauses der Pauluskirche in Marl-Hüls im September 1914.⁵ Die damals gesungene Textversion lautet:

Wir treten zum Beten /
vor Gott den Gerechten. /
Er waltet und haltet /
ein strenges Gericht. /
Er lässt von den Schlechten /
nicht die Guten knechten; /
Sein Name sei gelobt – /
er vergisst unser nicht.

Im Streite zur Seite /
ist Gott uns gestanden, /
Er wollte, es sollte /
das Recht siegreich sein: /
Da ward kaum begonnen, /
die Schlacht schon gewonnen. /
Du, Gott, warst ja mit uns: /
Der Sieg, er war Dein!

Wir loben Dich oben, /
Du Lenker der Schlachten, /
und flehen, mög'st stehen /
uns fernerhin bei, /
dass Deine Gemeinde /
nicht Opfer der Feinde! /

⁴ Vgl. Albrecht Geck, Die Christuskirche als „Kaiserkirche“ – Nationalprotestantisch geprägter Kirchenbau in Recklinghausen (1911), in: Albrecht Geck (Hg.), Kirche – Kunst – Kultur. Recklinghausen und darüber hinaus (Recklinghäuser Forum zur Geschichte von Kirchenkreisen 6), Münster 2013, S. 40-59, hier: S. 43-44.

⁵ Vgl. Albrecht Geck, Paulus, Pöhlig und Auguste Victoria – 100 Jahre Pauluskirche in Marl-Hüls, bisher unveröffentlichter Vortrag zum Kirchenjubiläum in der Pauluskirche am 6. Mai 2014. Ein Exemplar des Typoskripts befindet sich im Institut für Kirchliche Zeitgeschichte des Kirchenkreises Recklinghausen (IKZG-RE).

Dein Name sei gelobet, /
o Herr, mach' uns frei!

Der Choral „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“ geht zurück auf die Zeit des Spanisch-Niederländischen Krieges (1568–1648).⁶ Die siegreichen Niederländer stimmten ihn erstmals nach der Schlacht von Turnhout 1597 an. Das Lied machte dann eine rasante Karriere im Deutschland des 19. Jahrhunderts, und weil Kaiser Wilhelm II. das Stück so schätzte, wurde es bei vaterländischen Festen regelmäßig verwendet.

Die Melodie drückt viel aus vom Lebensgefühl der wilhelminischen Zeit.⁷ Pathetische Erhabenheit, gravitatische Bedeutsamkeit, hochmütige Demut – eine Gemengelage druckvoller Gefühle – eine unangenehme Unruhe. Der wilhelminische Deutsche trotz mit Gottes Hilfe der Schlechtigkeit dieser Welt, die ihm feindlich gegenüber steht, in der er aber mit Todesverachtung und Gottes Hilfe besteht und sich durchzusetzen entschlossen ist. Dabei ist die Wortwahl des Chorals militärisch getönt: „Streit“, „Schlacht“, „Sieg“, „Opfer“, „Feinde“. Gleichzeitig wiegen wogende Reime die Singenden und Betenden in trügerischer Sicherheit: „treten – beten“, „flehen – stehen“, „halten – walten“, „wollen – sollen“. Beim Singen eines solchen Liedes verschmolzen Religion und Politik, Kirche und „Reich“ zu einer innig erlebten Einheit unter der Regentschaft des Kaisers.⁸

Die evangelische Kirche des Kaiserreichs war Staatskirche. Das bedeutete: Der Kaiser war nicht nur weltliches Oberhaupt, sondern zugleich oberster Bischof (summus episcopus) seiner evangelischen Untertanen. Er fühlte sich für die evangelische Kirche also in besonderer Weise verantwortlich. Diese war insofern privilegiert. Konservativ eingestellte Protestanten sahen sich damit am Ziel ihrer Wünsche und sprachen vom „Heiligen Evangelischen Reich Deutscher Nation“ (Adolf Stoecker) – in Analogie und an Stelle des durch Napoleon (1769–1821) zerschlagenen und damals eben noch katholisch geprägten „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“.⁹ Natürlich gehörte es im Gegenzug zum guten Ton, als Evangelischer staats- bzw. „kaisertreu“ zu sein.

⁶ Diese und andere Textvarianten finden sich <http://ingeb.org/spiritua/wirtretz.html> [Abfrage: 28.2.2015].

⁷ Tondokument: <https://www.youtube.com/watch?v=S0UmUCyidVU> [Abfrage: 25.3.2015].

⁸ Vgl. Peter Walkenhorst, Nationalismus als „politische Religion“? Zur religiösen Dimension nationalistischer Ideologie im Kaiserreich, in: Olaf Blaschke/Frank-Michael Kuhlemann, Religion im Kaiserreich. Milieus – Mentalitäten – Krisen, Gütersloh 1996, S. 503–529.

⁹ Zitiert in Günter Brakelmann, Der Krieg 1870/71 und die Reichsgründung im Urteil des Protestantismus, in: Wolfgang Huber/Johannes Schwerdtfeger (Hgg.), Kirche zwischen Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus, Stuttgart 1976, S. 293–320, hier: S. 304.

Katholiken fühlten sich in diesem evangelisch geprägten Staat oftmals eher als Bürger zweiter Klasse. Es schien der Obrigkeit verdächtig, dass für die katholische Kirche der Papst – nicht der Kaiser – eine letzte Autorität darstellen sollte, denn der Papst war in Rom („ultra montes“). Diese Haltung spiegelte sich in einer sozialen Benachteiligung des katholischen Bevölkerungsteils wider. Dazu eine Zahl: 1907 lag der Anteil der katholischen Bevölkerung im Deutschen Reich bei 36,5 % – aber nur 26 % der Beamtenschaft war katholisch. In Preußen fiel diese Benachteiligung noch deutlicher aus: Bei den höheren Beamten lag der Anteil der Katholiken um 16,9 % hinter ihrem Bevölkerungsanteil, in der inneren Provinzialverwaltung sogar um 22,9 %.¹⁰ Dennoch unterstützte auch die katholische Bevölkerung den Krieg von 1914 (jedenfalls in aller Regel) vehement.¹¹

Noch einmal zurück zu dem Choral „Wir treten zum Beten“. Dort heißt es: „Wir [...] flehen, mög'st stehen / uns fernerhin bei, / dass Deine Gemeinde / nicht Opfer der Feinde!“ In diesen Zeilen wird der damals Hörende und Singende die prekäre außenpolitische Lage des Deutschen Reiches erkannt haben, für die hier beispielhaft die historischen Schlagworte „Krieg-in-Sicht-Krise“ und „Einkreisungstheorie“ bzw. „-phobie“ stehen mögen. Otto von Bismarck (1815–1889) hatte sich immer darum bemüht, dass Deutschland nicht von einem Bündnis europäischer Mächte eingeschlossen würde. Diese Politik war von seinen Nachfolgern aufgegeben worden, so dass 1914 der europäische Kessel gefährlich unter Druck stand; zur Explosion bedurfte es nur eines Funkens.

Der außenpolitischen Instabilität entsprach innenpolitisch ein Krisengefühl, das schon die Zeitgenossen mit dem aus der Psychologie entlehnten Begriff der „Nervosität“ (Neurasthenie) beschrieben.¹² Industrialisierung und Modernisierung stellten den Menschen bisher ungeahnte Möglichkeiten zur Verfügung, schufen aber auch ein Gefühl der Verunsicherung angesichts des Zerfalls der alten Ordnungen – eine Ambivalenzerfahrung, die das Leben im Zweiten Kaiserreich prägte. Das Tempo der neuen Zeit überforderte viele. Man stritt für „das Recht auf Ruhe“ gegen „Radfahrseuche und Automobilen-Unfug“.¹³ Der überzogene, religiös aufgeladene Nationalismus kann in diesem Zusammenhang als Versuch gedeutet werden, den Verlust persönlicher Identität in der konsumorientierten Massengesellschaft durch Überhöhung einer nationalen Kollektividentität zu kompensieren. Dieser Nationalismus war ungeheuer „reiz-

¹⁰ Diese und weitere Zahlen finden sich bei Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Bd. 1: *Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1994, S. 450.

¹¹ Vgl. Heinrich Missalla, *Für Gott, Führer und Vaterland. Die Verstrickung der katholischen Seelsorge in Hitlers Krieg*, München 1999.

¹² Zum Begriff vgl. Joachim Radkau, *Nationalismus und Nervosität*, in: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hgg.), *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen 1996, S. 284–315.

¹³ Zitat a.a.O., S. 289.

bar“ und drang auf die Klärung der Frage, ob die neue Zeit nun Aufstieg oder Abstieg, Sieg oder Niederlage bedeutete.¹⁴ Wohl auch deshalb passte der Choral „Wir treten zum Beten“ vorzüglich in die Zeit, indem dessen Text die „Einkreisungsphobie“ widerspiegelte – und die Musik die Neurasthenie.

Auch in der evangelischen Kirche war man „nervös“. Denn obwohl privilegierte „Landes“kirche, war sie in der Gesellschaft keineswegs unumstritten, sondern sah sich in einem weltanschaulichen Kampf an zwei Fronten: gegenüber dem Katholizismus auf der einen, gegenüber dem Sozialismus auf der anderen Seite. Das lässt sich zum Beispiel an den Verhandlungen der Kreissynode Recklinghausen bis tief in die Zeit der Weimarer Republik zeigen, bei denen die Themen „Konfessionelles“ und „Soziales“ jedes Mal breit diskutiert wurden. Die damaligen Streitpunkte können hier nicht im Einzelnen dargestellt werden – jeweils ein Beispiel möge genügen: Mit den Katholiken stritt man sich um die Kinder aus konfessionell verschiedenen Ehen, sogenannten „Mischehen“. Mit den Sozialisten stritt man sich um die Arbeiter. Dabei respektierte man einander aber nicht, sondern schwärzte sich gegenseitig an und sprach sich gegenseitig die sittliche Reife ab. 1916 wurde etwa berichtet, ein Malermeister aus Dorsten habe die Evangelischen „wüst geschmäht“ und Luther einen Heuchler genannt, der sich „erhängt“ habe. Es war daraufhin Anzeige erstattet worden.¹⁵ Und die Sozialisten? Sie seien früher „Bummeler, Trinker, Unholde, Frauenprügler“ gewesen, heute schicke man allerdings „gebildete, unterrichtete, nüchterne und strebsame Leute“ zu den Arbeitern, um diese abzuwerben.¹⁶ Man müsse also auf der Hut sein!

2. Die protestantische Theologie in Deutschland und der Erste Weltkrieg

Am 31. Juli 1914 stand Kaiser Wilhelm II. auf dem Balkon des Berliner Stadtschlosses und bereitete sein Volk auf den Krieg vor. Man solle Deutschland bloß nicht „reizen“.¹⁷ Am kommenden Tage rief er der begeisterten Menge zu „Ich kenne keine Parteien und auch keine Konfessionen mehr: wir sind heute alle deutsche Brüder und nur noch deutsche

¹⁴ Vgl. dazu Friedrich Wilhelm Graf (Hg.), *Profile des neuzeitlichen Protestantismus* 2/1, Gütersloh 1992, S. 22-40.

¹⁵ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1916, o.O. o.J., S. 10.

¹⁶ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1907, o.O. o.J., S. 3.

¹⁷ Wilhelm II., „Erste Balkonrede“, 31.7.1914, in: *Kriegs-Rundschau. Zeitgenössische Zusammenstellung der für den Weltkrieg wichtigen Ereignisse, Urkunden, Kundgebungen, Schlacht- und Zeitberichte*, hg. von der Täglichen Rundschau. Bd. 1: Von den Ursachen des Krieges bis etwa zum Schluss des Jahres 1914, Berlin 1915, S. 37.

Brüder.“¹⁸ Ähnlich dann drei Tage später in einer Thronrede vor dem Reichstag der Aufruf zum „Burgfrieden“: „Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche. (*Langanhaltendes brausendes Bravo.*) [...] ohne Parteiunterschiede, ohne Stammesunterschiede, ohne Konfessionsunterschiede.“¹⁹ Am 6. August 1914 hielt er schließlich eine Rede „An das deutsche Volk“, die mit den Worten endete: „Es muss denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Drum auf! Zu den Waffen [...] Wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.“²⁰ Entworfen hatte diese Rede der dem Kaiser bestens bekannte, führende liberale evangelische Theologe Adolf von Harnack (1851–1930). Harnack unterschrieb im Oktober 1914 dann auch ein Manifest von 93 Gelehrten „An die Kulturwelt“,²¹ das die Kriegspolitik einschließlich der inzwischen geschehenen Greuelthaten zu rechtfertigen suchte.

Die Zustimmung in der evangelischen Kirche zur Kriegspolitik war allgemein.²² Differenzierende Stimmen drangen kaum durch. Theologisch griff man fast durchweg zurück auf eine scharfe Auslegung der (angeblichen) „Zwei-Reiche-Lehre“ Luthers, die die Vorstellung eines starken Staates mit der Pflicht zum Gehorsam verband. Die Predigten der ersten Kriegszeit waren geprägt durch Aufrufe zu Glaubensstärke und Opferbereitschaft. Allerdings bildeten sich im Verlaufe des Krieges dann zwei Lager aus, ein radikales mit Reinhold Seeberg (1859–1935) und ein gemäßigtes mit Adolf von Harnack. Während Seeberg für einen Siegfrieden eintrat, die Annexion neuer Gebiete und die deutsche Vorherrschaft in Europa und der Welt forderte, setzte sich Harnack für einen Verständigungsfrieden ein. Harnack zog sogar vorsichtige demokratische Reformen im Innern Deutschlands in Betracht und achtete das Recht der anderen europäischen Völker auf friedliche Existenz in einer Nachkriegsordnung. Allerdings neigte der deutsche Protestantismus in seiner Mehrheit der chauvinistischen Haltung Seebergs zu – auch im Kirchenkreis Recklinghausen.

¹⁸ Wilhelm II., „Zweite Balkonrede“, 1.8.1914, in: Kriegs-Rundschau, Zeitgenössische Zusammenstellung der für den Weltkrieg wichtigen Ereignisse, Urkunden, Kundgebungen, Schlacht- und Zeitberichte, hg. von der Täglichen Rundschau. Bd. 1: Von den Ursachen des Krieges bis etwa zum Schluss des Jahres 1914, Berlin 1915, S. 43.

¹⁹ Wilhelm II., Thronrede vor den Abgeordneten des Reichstags, 4.8.1914, in: Verhandlungen des Reichstags, Stenographische Berichte, 1914/16, Bd. 306, S. 1-2, hier: S. 2.

²⁰ Wilhelm II., „An das deutsche Volk“, 6.8.1914; in: Ernst Johann (Hg.), Reden des Kaisers. Ansprachen, Predigten und Trinksprüche Wilhelms II., 2. Aufl., München 1977, S. 126.

²¹ „Aufruf der 93 an die Kulturwelt“, in: Gerhard Besier (Hg.), Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg. Ein Quellen- und Arbeitsbuch, Göttingen 1984, S. 78-83.

²² Vgl. zum Folgenden Jan Rohls, Die deutsche protestantische Theologie und der Erste Weltkrieg, in: Mitteilungen zur Kirchlichen Zeitgeschichte 8 (2014), S. 11-58.

3. Die Deutung des Kriegsgeschehens auf den Tagungen der Kreissynode Recklinghausen 1914–1918

Der Kirchenkreis Recklinghausen war erst sieben Jahre vor Kriegsausbruch aus Gemeinden gebildet worden, die zuvor zum Kirchenkreis Münster gehört hatten: Recklinghausen, Bottrop, Bruch, Buer, Dorsten, Erle-Middelich, Gladbeck, Herten, Horst, Osterfeld, Resse, Scherlebeck und Waltrop-Datteln.²³ Das durch die Industrialisierung bedingte starke Wachstum an Gemeindegliedern hatte eine Verselbständigung erforderlich gemacht. 1914 hatte die Kreissynode bereits im Juni getagt – so dass der Krieg auf Ebene der Kreissynode erstmals 1915 thematisiert wurde. Superintendent war in dieser Zeit Friedrich Meyer (1861–1943), Pfarrer an der Martinskirche in Bottrop.²⁴

Die Äußerungen auf der Kreissynode zum Krieg sind heute befremdlich. Ein Wort der Kritik fiel nicht. Der Krieg erscheint als eine geschichtliche Größe, mit der man rechnen muss, als eine Art Schicksal, das unabwendbar ist und das Ehrfurcht gebietet. Es fallen Wendungen wie: „Der Krieg ist ein Zerstörer und Erbauer.“²⁵ Er wird als „gewaltig“ und „furchtbar“ bezeichnet.²⁶ In seiner ganzen Größe bekommt er eine religiöse Dimension. Man ist ihm anheimgestellt. Er ist Faszinosum und Tremendum. In der Synode spricht man von einer „Schule der Erziehung zur Rückkehr zu Gott“,²⁷ von Gottes „Heimsuchung“,²⁸ Gottes „Zeichen“,²⁹ Gottes „Zuchtrute“.³⁰

„Zerstörer“ und „Erbauer“: Beides gehörte in der Vorstellungswelt der protestantischen Theologie damals zusammen. Der Krieg habe als Strafe und Gericht eine positive religiös-sittliche Wirkung. Die Haltung zum Krieg lässt sich anhand eines längeren Zitats von Superintendent Meyer auf der Kreissynode 1915 in Verbindung mit einigen anderen Quellen darstellen:

„Der Krieg ist eine schwere Heimsuchung unseres Gottes, womit er die in der langen Friedenszeit eingerissene Gottlosigkeit und Weltseligkeit, den Mammons- und Fleischesdienst, den Ungehorsam und Undank strafen und unser Volk zur Umkehr bringen will; der Krieg soll uns nach Gottes Willen eine Schule der Erziehung zur Rückkehr zu Gott, zu lebendigem Glauben an seine erlösende Gnade in Christo Jesu, zu neuem Gehorsam,

²³ Kirchliches Amtsblatt des Königlichen Konsistoriums der Provinz Westfalen 47 (1906), Nr. 14, 17. Oktober 1906, S. 59 (Beschluss des Königlichen Konsistoriums der Provinz Westfalen vom 4. Oktober 1906).

²⁴ Vgl. Bauks, Pfarrer, S. 321 (Nr. 4045).

²⁵ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1915, o.O. o.J., S. 3.

²⁶ A.a.O., S. 2.

²⁷ A.a.O., S. 3.

²⁸ Ebd.

²⁹ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1916, S. 5.

³⁰ A.a.O., S. 6.

zum Kampf gegen alles unlautere Wesen, zu Ewigkeits-Sinn und Ewigkeits-Hoffnung werden.

Wenn der Krieg, wie man anfangs gehofft hat, in wenigen Monaten beendet gewesen wäre, würde er wahrscheinlich diesen höchsten Zweck der Erziehung unseres Volkes nicht erreicht haben. Je länger er dauert, desto segensbringender für die Volksseele wird er voraussichtlich werden.

Darum lasset uns geduldig tragen die Last des Krieges, die Gott uns auferlegt hat, bis es ihm gefällt, sie uns abzunehmen, lasset uns aber auch wirken, solange es Tag ist, vor allem mit dem Schwerte des Geistes, dem Worte Gottes, und des Herrn Kriege führen wider Abfall und Unglauben, gegen Welt- und Sündendienst, zur Weckung der Gewissen, zur Belebung des Glaubens, zur Erneuerung des Herzens und Lebens, damit unser Volk, das Volk der Reformation, aus diesem Kriege, wenn Gott Gnade gibt, als ein frommes, gottesfürchtiges, gläubiges, gehorsames und dankbares, zu seinem Dienst an den Aufgaben des Reiches Gottes williges und bereites hervorgehe, und Gott es gebrauchen könne in der Welt zur Verwirklichung seiner Absichten, zum Bau seines Reiches, und so das Wort zur Wahrheit werden könne: „Am deutschen Wesen wird die Welt genesen.“³¹

Meyers Haltung zum Krieg lässt sich anhand dieser Äußerung und unter Hinzuziehung weiterer Quellen in vier Punkten charakterisieren:

- a. Der Superintendent setzt voraus, dass Staat und Kirche eng aufeinander bezogen sind. In Recklinghausen drückte sich dieses „Bündnis von Thron und Altar“ zum Beispiel dadurch aus, dass die deutsche Kaiserin Auguste Viktoria (1858–1921) zur Einweihung der Lutherkirche in Bruch (1883), der Reformationskirche in Hochlarmark (1911) und der Christuskirche in Recklinghausen (1911) handschriftlich zugeeignete Altarbibeln schenkte.³² „Friede und Freude“, das „Sonntagsblatt für die Gemeinden Recklinghausen, Scherlebeck, Hüls-Marl und Waltrop-Datteln“, widmete dem Geburtstag des Kaisers immer die Titelseite und dann auch ein ganzes, reich bebildertes Heft.³³ In Gedichten und erbaulichen Texten huldigte man dem Kaiser mit Zeilen wie „Segne dich Gott, unser Kaiser und Fürst!“³⁴ „Festtag des Volkes, dich grüßen im Lande die Treuen“,³⁵ oder zum Beispiel anlässlich der kaiserlichen Silberhochzeit 1906: „Der Herrscherstirnen Zierde, Stolz und Druck – / fügt heute sich auf deutschen Kaiserthronen / Der Silbermyrte lieblich

³¹ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1915, S. 3.

³² Vgl. Geck, Christuskirche, S. 48.

³³ Vgl. zum Beispiel Friede und Freude, Sonntagsblatt für die Gemeinden Recklinghausen und Scherlebeck, 1903, 5.1.1903.

³⁴ Renata Pfannschmidt-Beutner, Dem Kaiser zum 27. Januar 1903, in: Friede und Freude, Sonntagsblatt für die Gemeinden Recklinghausen und Scherlebeck, 1903, 25.1.1903, S. 1.

³⁵ F[...] St[...], Zum Geburtstage des Kaisers, in: Friede und Freude, Sonntagsblatt für die Gemeinden Recklinghausen und Scherlebeck, 1903, 24.1.1903, S. 1.

heller Schmuck.“³⁶ Unter ästhetischem Gesichtspunkt sind diese von „vaterländischen Dichtern“ wie Renata Pfannschmidt-Beutner (1862–?)³⁷ geschmiedeten Verse zwar unbedeutend, aber sie wirkten ungemein in die Breite. Es handelt sich um kirchen- und kulturgeschichtliche Quellen ersten Ranges. Sie dokumentieren eine politische Haltung, die monarchistisch, nicht demokratisch war: Der Kaiser, von Gott eingesetzt, gilt hier als Inbegriff der Einheit von Volk und Nation.

- b. Das „Bündnis von Thron und Altar“ wird verstanden im Sinne einer (angeblichen) „Zwei-Reiche-Lehre“ Martin Luthers (1483–1546). Der Staat sorgt für Recht und Ordnung, indem er das Gesetz notfalls mit Gewalt durchsetzt. Als Aufgabe der Kirche wird es verstanden, die Untertanen zu religiös-sittlichen Persönlichkeiten heranzubilden, die sich im Gemeinwesen verantwortlich verhalten, so dass es zu der Anwendung gesetzlichen Zwangs quasi nicht kommen muss. Dazu gehören beispielsweise der Obrigkeitsgehorsam nach Römer 13, aber auch eine Persönlichkeitsorientierung, die ihr Ziel nicht allein in der Erreichung egoistischer Interessen, sondern auch im Dienst an der Gemeinschaft sucht. Meyers Kritik an „Mammons- und Fleischesdienst“ sowie an „Ungehorsam und Undank“ zeigt, dass an dieser Stelle seiner Meinung nach einiges im Argen lag.

Unter dem Stichwort „Religiöser und sittlicher Zustand der Gemeinden“ waren diese gesellschaftlichen Zusammenhänge ein beständiges Thema auf den Kreissynoden. Beklagt wurden ganz allgemein „Unsittlichkeit und Laster“, das heißt im Einzelnen „Gewinnsucht“, „Trunksucht“, „Spielsucht“, „leichtfertiges Eingehen von Ehen“, „zerüttetes Familienleben“, „Verrohung der Jugend“.³⁸ Angesichts von Gewalt innerhalb der Familien riet man vielen Frauen schlicht, ihre Männer zu verlassen. „Einer Frau war der Backenknochen zerschlagen und, wie sie sagte, war an ihrem Körper keine Stelle, die nicht Spuren der Mißhandlung zeigte. [...] So lange nicht Frauen an der Gesetzgebung beteiligt sind, wird es kaum besser werden mit dem Alkoholmißbrauch. Die Männer haben im allgemeinen zu wenig Mitgefühl mit den Frauen.“³⁹

Die beklagenswerten Zustände wurden auf die schwierige wirtschaftliche Situation in der Industrieregion zurückgeführt. Unter dem

³⁶ Renata Pfannschmidt-Beutner, Dem Kaiserlichen Silberpaare, in: Friede und Freude, Sonntagsblatt für die Gemeinden Recklinghausen und Scherlebeck, 1906, 25.2.1906, S. 2.

³⁷ Das Todesjahr Renata Pfannschmidt-Beutners war nicht zu ermitteln; zu deren Wirken vgl. Sophie Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder. Vollständiger Neuansatz beider Bände in einem Buch, hg. von Karl Maria Guth, Berlin 2014, S. 462.

³⁸ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1907, o.O. o.J., S. 9.

³⁹ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1909, o.O. o.J., S. 11.

Stichwort „Die sozialen Aufgaben der Kirche“ enthielten die Synodalprotokolle recht sensible und verständnisvolle Analysen der sozialen Lage. Auch machte man in der Kirche Vorschläge zur Linderung der Not, die jedoch nicht strukturpolitische Fragen betrafen, sondern immer auf die religiös-sittliche Haltung der Betroffenen zielten. Wenn alle – Arbeitgeber und Arbeitnehmer – nicht nur an das eigene, sondern an das Wohl aller dächten, dann komme es zwangsläufig zu einem Ausgleich sozialer Ungerechtigkeit innerhalb des bestehenden Systems. Den Schlüssel zur sozialen Frage sah man in der Bildung religiös-sittlicher Persönlichkeiten. Systemverändernden Vorschlägen wurde kirchlicherseits eine Absage erteilt.

- c. Nach Kriegsausbruch registrierte man in den Gemeinden, dass Pfarrer und Kirche in der Not des Krieges wieder verstärkt gefragt waren. Von den Flüchtlingen aus Ostpreußen hieß es zum Beispiel: „Ihr erster Gang führt zumeist zum Pfarrhause.“⁴⁰ Fragen des politischen Interessenausgleichs schienen zurückzutreten: „Das Wohl des Vaterlandes steht in allen Volkskreisen, bei hoch und niedrig im Vordergrund.“⁴¹ Not und Angst machten die Menschen anscheinend zu sozialeren Wesen: „Rühmenswert ist aber die [...] hervortretende Opferbereitschaft. Der Ernst der Lage bleibt nicht ohne Wirkung auf die Herzen.“⁴² Die Einschränkungen öffentlicher Vergnügungen durch die Staatsbehörden in Folge des Krieges wurden begrüßt. Man glaubte, dass die Bedrohung durch den Tod insbesondere bei den Soldaten eine „religiöse Grundstimmung“ erzeuge,⁴³ und man hoffte, diese würde nach dem Krieg anhalten. Meyer sprach von einem „Aufblühen religiösen Bewußtseins“ und einem „Geist von oben“.⁴⁴

Die Vorstellung, ein Krieg wecke verloren geglaubtes religiöses Bewusstsein, war seit den Befreiungskriegen 1813 Allgemeingut geworden.⁴⁵ In Recklinghausen schien die kirchliche Statistik diese Annahme zu bestätigen. Hatten im Jahr 1913 noch 24.811 Gemeindeglieder am Abendmahl teilgenommen, so war diese Zahl 1914 um 6.200 auf 30.997 Kommunikanten gestiegen. Eine beeindruckende Zahl, obwohl man hinzufügen muss, dass im gleichen Zeitraum der Anteil der evangelischen Einwohner im Kreis um etwa 5.000 angestiegen war.⁴⁶

⁴⁰ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1915, S. 5.

⁴¹ Ebd.

⁴² A.a.O., S. 9.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ A.a.O., S. 2.

⁴⁵ Vgl. dazu Karl Holl, Die Bedeutung der großen Kriege für das religiöse und kirchliche Leben innerhalb des deutschen Protestantismus, in: Karl Holl, Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte. III: Der Westen, Tübingen 1928, S. 302-384.

⁴⁶ Vgl. jeweils die Statistiken im Anschluss an die Synodalverhandlungen.

Allerdings: In den Jahren 1915 und 1916 nahm die Zahl der Kommunikanten schon wieder ab, erst um 3.238, dann noch einmal um 908 Personen. Es stellte sich heraus, dass die religiös-sittliche Bildung sich nicht von selbst einstellte, sondern harte Arbeit war. 1916 hatte die Kreissynode Anlass, feierlich ihre Stimme zu erheben „gegen den statt des schuldigen Opfersinns vielfach zutage tretenden habgierigen Geschäftssinn und Wuchergeist, der keine anderen Gedanken hat, als die Not des eigenen Volkes zur Quelle eigener Bereicherung zu machen.“⁴⁷ Aus Scherlebeck hieß es: „Viele leben wieder oberflächlich in den Tag hinein und zeigen in Gesinnung und Lebenshaltung eine Ueberschätzung der materiellen Güter und Bedürfnisse.“⁴⁸ 1917 schien sich die Hoffnung auf religiös-sittliche Besserung sogar in ihr Gegenteil verwandelt zu haben. In der Kirchengemeinde Bruch urteilte man: „Gewiß hat die Not viele beten, aber auch manchen fluchen gelehrt.“⁴⁹ Aus Herten hieß es: „Je länger der Krieg dauert, desto größer wird die Gefahr, daß er sich [...] als Vernichter religiöser und sittlicher Werke erweist.“⁵⁰ Viele Gemeindeglieder empfanden die These, durch den Krieg spreche Gott, offenbar als Zumutung. In Buer hieß es: „Vielfach vermag man das Aufkommen eines so schrecklichen Krieges mit dem Walten eines Gottes, der die Liebe sein soll, nicht in Uebereinstimmung zu bringen.“⁵¹ Und in Herten stellte man die Frage: „Wo ist nun Gott?“⁵²

Auf der Ebene der Pfarrerschaft neigte man dazu, solche Stimmen nicht als Anfrage, sondern als Bestätigung der eigenen Auffassung zu sehen. Es zeige sich darin, wie „viel tiefer angegriffen“⁵³ die sittliche Substanz des Volkes sei. Insofern blieb es bei der theologischen Deutung des Krieges als Gottes Gericht. Die Tatsache, dass der Krieg nun länger dauerte als erwartet, wurde als ein Hinweis auf die Größe der Sünde gedeutet.

- d. Irritierend ist aus heutiger Sicht die Verwendung der Formel: „Am deutschen Wesen wird die Welt genesen.“ Es handelt sich um einen Vers aus Emanuel Geibels (1815–1884) Gedicht von 1861 „Deutschlands Beruf“, der dort allerdings lautete: „Und es *mag* am deutschen Wesen / Einmal noch die Welt genesen.“⁵⁴ Die von Meyer benutzte Form „*wird* genesen“ stammte aus einer Kaiserrede im Landesmuse-

⁴⁷ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1916, S. 11.

⁴⁸ A.a.O., S. 22.

⁴⁹ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1917, o.J. o.O., S. 6.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1916, S. 20.

⁵² A.a.O., S. 21.

⁵³ A.a.O., S. 6.

⁵⁴ Vgl. Kurt Pätzold/Manfred Weißbecker (Hgg.), Kleines Lexikon historischer Schlagwörter, Leipzig 2005, S. 13-15.

um Münster am 31. August 1907. Unter den Nationalsozialisten wurde daraus dann „soll genesen“.⁵⁵ An der Steigerung „mag – wird – soll“ kann man die Entwicklung des deutschen Nationalismus von einer nach innen gerichteten nationalen Einheitsbewegung zu einer nach außen gerichteten imperialistischen Ideologie erkennen.

Die Kreissynode äußerte sich während des Krieges eigentlich nicht direkt zur Kriegspolitik und nahm auch zur Kriegszieldebatte nicht ausdrücklich Stellung. Wenn Meyer die Formel „Am deutschen Wesen wird die Welt genesen“ allerdings mit Bedacht gewählt hat, dann rückte er die Kreissynode Recklinghausen damit in die Nähe der Position des „Siegfriedens“, wie sie von Seeberg vertreten wurde, und es fragt sich natürlich, was man 1917 wohl unter dem Begriff „deutsches Wesen“ verstanden hat. Hier spielt wiederum der Begriff der religiös-sittlichen Persönlichkeit eine Rolle. Als Ideal einer solchen religiös-sittlichen Persönlichkeit galt Protestanten der Reformator Martin Luther. Er stand auch in Recklinghausen im Mittelpunkt der 400-Jahr-Feier der Reformation im Jahr 1917.⁵⁶

4. Lutherkult und Kriegsreformationsjubiläum 1917

Der 31. Oktober, der Tag des Thesenanschlags, war in Recklinghausen auch in den Kriegsjahren 1914, 1915 und 1916 gefeiert worden.⁵⁷ 1917 stand nun die 400-Jahr-Feier an.⁵⁸ Angesichts der Kriegslage wurde die zentrale Reformationsfeier in Wittenberg auf das Jahr 1918 gelegt.⁵⁹ Sie sollte nach dem Sieg stattfinden, fiel angesichts der sich abzeichnenden Niederlage dann aber aus. Dennoch entfesselte der 31. Oktober 1917 eine

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Zu diesem Zusammenhang vgl. auch Arnulf von Scheliha, *Protestantische Ethik des Politischen*, Tübingen 2013, S. 153.

⁵⁷ „Friede und Freude“ machte im Jahre 1915 zum Beispiel mit einem vaterländisch getönten Text über Luthers Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott“ auf – und 1916 mit einem ebenso geprägten Gedicht über den Thesenanschlag: „Glorreiche Tat, die ein Luther vollbracht / Sieghafter Held in der Geistesschlacht.“ (Vgl. *Friede und Freude*, Sonntagsblatt für die Gemeinden Recklinghausen, Scherlebeck, Hüls-Marl und Waltrop-Datteln, 31.10.1915 bzw. 5.11.1916.)

⁵⁸ Vgl. dazu die Untersuchung von Gottfried Maron, *Luther 1917. Beobachtungen zur Literatur des 400. Reformationsjubiläums*, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 93 (1982), S. 177-221.

⁵⁹ Vgl. *Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands 1917*. Ein Hilfsbuch zur Kirchenkunde der Gegenwart 44 (1917), S. 513: „Eine Verschiebung der Gedächtnisfeiern überhaupt ist jedoch niemals ins Auge gefaßt worden. Der von einigen gemachte Vorschlag, die ganze Erinnerungsfeier vom Jahre 1917, dem Gedächtnisjahr des Thesenanschlags, auf das Jahr 1921, das Erinnerungsjahr des Wormser Reichstags, zu verlegen, ist allseitig abgelehnt.“

beispiellose Jubeltätigkeit, so etwas wie eine „Materialschlacht“,⁶⁰ eine Schlacht mit gedrucktem Material, dessen Auflage teilweise in die Hunderttausende ging. In Recklinghausen brachte das Sonntagsblatt „Friede und Freude“ ein Heft mit zahlreichen großformatigen Abbildungen, das Luthers Werk in seinen vielen Dimensionen und ihn selbst in seinen sozialen Bezügen zeigte.⁶¹ Typisch für das Luthergedenken im Vest Recklinghausen war die Abbildung des trutzig-trotzigen Luthers aus Eisleben von Rudolf Siemering (1835–1905). Das Monument stammt aus dem Jahr 1883 und zeigt Luther in scheinbar gegenläufiger Bewegung verharrend. Mit der rechten Hand zerknüllt er die Bannandrohungsbulle, die er dem Papst verächtlich entgegenhält.⁶² Die Linke presst die (ins Deutsche übersetzte) Bibel ans Herz und hält sie schützend an den Körper. Sie ist Unterpfund nationaler – und protestantischer – Identität.



Abb. 1: Abbildung des Lutherdenkmals in Eisleben von Rudolf Siemering (1835–1905) in „Friede und Freude“, 28. Oktober 1917 (Scan: Albrecht Geck, 2015)

⁶⁰ So Maron, Luther (wie Anm. 58), S. 179.

⁶¹ Friede und Freude, Sonntagsblatt für die Gemeinden Recklinghausen, Scherlebeck, Hüls-Marl und Waltrop-Datteln, 1917, 28.10.1917, S. 1-8.

⁶² A.a.O., S. 5.

In den Gemeinden fanden zwischen dem 31. Oktober und dem 11. November nun zahlreiche Feiern statt. Da der 31. Oktober 1917 kein bürgerlicher Feiertag war, wick man auch auf Sonntag, den 4. November aus; da Luther am 10. November Geburtstag hatte, fanden sogar noch am 11. November 1917 Veranstaltungen statt. Man bat aber die Gemeindeglieder, sich den Reformationstag selbst freizunehmen, um an Festgottesdiensten teilnehmen zu können. In Recklinghausen versammelte sich der Arbeiterverein im Gemeindehaus und marschierte geschlossen zur Kirche. Die schwierige Kriegslage gebiete möglichst zahlreiches Erscheinen, so der Appell in „Friede und Freude“.⁶³

Der kirchlichen und nicht kirchlichen Presse lassen sich Ort, Zeit und Charakter dieser Veranstaltungen entnehmen.

Reformationsjubelfeier
in Recklinghausen
 am Sonntag den 11. Nov., nachm. 4 1/2 Uhr, im
 Saale des Gemeindehauses, Hohenbierke 1:
Vortrag des Herrn Pfarrer Fluhme aus
Dortmund über:
„Luther und die evangelische Kirche.“
 Mitwirkung des Kirchenchors.
 Vorführung von Lichtbildern über Luthers Leben,
 Reformationen.
 Alle Gemeindeglieder werden herzlich eingeladen.
 Das Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde
 Recklinghausen
 Zweigverein des Evangelischen Bundes Recklinghausen.

Abb. 2: Ankündigung der „Reformationsfeier“ in der „Recklinghäuser Allgemeinen Zeitung“, 9. November 1917 (Scan: Albrecht Geck, 2015)

⁶³ Vgl. a.a.O., S. 8.

Einige Gemeinden druckten Programmblätter. Es gab nicht nur besondere Reformationsgottesdienste, sondern auch Kulturveranstaltungen mit musikalischen Darbietungen, Theateraufführungen, Deklamationen von Texten und sogar der Pflanzung zweier „Luthereichen“ (in Erkenschwick und Suderwich) sowie einer „Lutherlinde“ (in Scherlebeck). In Recklinghausen sollten die Häuser „beflaggt“ werden.⁶⁴

Ein besonderes Gewicht lag auf der Bildungsarbeit in den Kirchengemeinden durch Vorträge, die von auswärtigen Referenten oder von den Gemeindepfarrern selbst gehalten wurden. Sie trugen Titel wie „Luthers Rettung, unsre Rettung“ (Philipps,⁶⁵ Scherlebeck), „Luthers Leben, unser Leben“ (Philipps, Scherlebeck), „Luthers Charaktergröße“ (Arndt,⁶⁶ Recklinghausen), „Was verdankt unser Vaterland der Reformation?“ (Adolf Kappus⁶⁷ aus Dortmund, Datteln) oder „Luther der Deutsche“ (Erkenschwick).⁶⁸

Im Archiv des Kirchenkreises Recklinghausen befinden sich die Manuskripte zweier Vorträge von Pfarrer Paul Kramm⁶⁹ aus Bruch, seit 1924 Superintendent des Kirchenkreises Recklinghausen. Die Titel dieser Vorträge, gehalten am 4. November 1917, lauten: „Luther als Anfänger einer neuen Kultur“ und „Dr. Martin Luther, der Profet des deutschen Volkes auch für die Gegenwart“.⁷⁰

In den Jahren 1904 und 1905 veröffentlichte der Soziologe und Religionssoziologe Max Weber (1864–1920) zwei Aufsätze, die erst 1920 unter dem Buchtitel „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ berühmt wurden.⁷¹ Seine These, es gebe eine Affinität zwischen dem protestantischen Arbeitsethos und der kapitalistischen Produktionsweise muss hier nicht überprüft werden. Aber es fällt auf, dass auch Kramm die Wertschätzung der Arbeit durch die Reformation für ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal gegenüber der Kirche des Mittelalters hielt: „Die Reformation Luthers hat die Arbeit geadelt gegenüber Bettel und Müßiggang, und daher sehen wir heute noch die evangel[ischen] Völker Deutschland, Holland, England, die Vereinigten Staaten von Arbeitslust und -luft erfüllt, durch die Arbeit zu Blüte, Wohlstand, Reichtum gelan-

⁶⁴ Vgl. ebd.

⁶⁵ Nach Bauks, Pfarrer, nicht verifizierbar.

⁶⁶ A.a.O., S. 10 (Nr. 122).

⁶⁷ A.a.O., S. 244 (Nr. 3085).

⁶⁸ Vgl. die entsprechenden Versammlungsaufrufe in der Recklinghäuser Allgemeinen Zeitung vom 4. und 9. November 1917.

⁶⁹ Bauks, Pfarrer, S. 274 (Nr. 3447).

⁷⁰ Vgl. Archiv des Kirchenkreises Recklinghausen Nachlass Paul Kramm, Nr. 1 Vorträge. Ein Abdruck dieser Vorträge wird als Anhang zu diesem Aufsatz geboten.

⁷¹ Vgl. Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie Bd. 1, Tübingen 1920, S. 17-206; s. auch die Veröffentlichung in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 20 (1904), S. 1-54; 21 (1905), S. 1-110.

gen, während die Länder, in denen der Katholicismus heute noch unumschränkt herrscht, Italien, Spanien, Südamerika zurückgehen und verarmen.“ [4]⁷²

Kramm belegt diese These mit süffisantem Humor – gespeist aus starkem antikatholischem Ressentiment. Im Mittelalter habe es „mehr Geistliche und Klosterleute [gegeben] als heute Soldaten“, das „Heer geistlicher Müßiggänger“ habe die Völker mehr gekostet als „heute der Unterhalt der großen Armeen“, das „Schmarotzerleben“ sei „zu einer förmlichen Volkskrankheit“ geworden. Aber die Abschaffung der geistlichen Werke (Messelesen, das beschauliche Mönchsleben, Almosengeben, Wallfahrten, etc.) habe dann Tausende von Menschen dem Arbeitsmarkt zugeführt und auf diese Weise zu einer „Vermehrung der produktiven Kräfte im Haushalte der Völker“ geführt. [4]

Der Protestantismus, so Kramm weiter, sei Vater des „modernen Kulturstaats“. Denn die Reformation habe Staat, Wissenschaft und Kunst von kirchlicher Bevormundung zu eigenständiger Entwicklung befreit. Das protestantische Schriftprinzip habe zu großen Bildungsanstrengungen geführt, weil jeder in der Lage sein sollte, die Bibel zu lesen und zu verstehen. Die Kunst sei „mündig“ geworden und habe neue Sujets jenseits von Kirche und Religion gefunden. „Die Landschaft, das Licht, die Luft, das breite, bunte Alltagsleben der Menschheit.“ [7] Keimzelle dieser Kulturentwicklung in den evangelischen Ländern sei das „evangelische Pfarrhaus“ gewesen. Aus ihm seien viele „Träger des geistigen Lebens in unserm Volke“ hervorgegangen. [6] Kramm kündigte ein Referat zu diesem Thema an.⁷³

So weit Kramms erster Vortrag zum Reformationsfest 1917. Des Kaisers Mahnung zum konfessionellen „Burgfrieden“ spielte offenbar keine Rolle.⁷⁴ Kramm scheute sich nicht, den Katholizismus als kulturell zurückgeblieben zu bezeichnen: „Heute noch Wissenschaft in evangel[ischen] Ländern, die katholischen rückständig. Sie gestehen es selbst ein und machen ohnmächtige Anstrengungen bei uns nachzukommen.“ [7] In einer Region mit mehrheitlich römisch-katholischer Bevölkerung wirkten sich solche Äußerungen im Alltag der Menschen unmittelbar aus und trugen dazu bei, dass der konfessionelle Gegensatz auch in der Weimarer Republik noch unüberbrückbar zu sein schien.

⁷² Archiv des Kirchenkreises Recklinghausen Nachlass Paul Kramm, Nr. 1 Vorträge. Die im laufenden Text in Klammern beigegebenen Zahlen beziehen sich auf den Text des ersten Vortrags von Kramm im Anschluss an diesen Aufsatz.

⁷³ Vgl. Paul Kramm, Das deutsche evangelische Pfarrhaus, ein gesegnetes Kind der Reformation, in: Deutsches Pfarrerblatt 29 (1925), S. 390-396. Das Manuskript befindet sich im Archiv des Kirchenkreises Recklinghausen Nachlass Paul Kramm, Nr. 1 Vorträge.

⁷⁴ Vgl. Anm. 19.

Kramms zweiter Vortrag vom 4. November 1917 hatte eine direkt kriegspolitische Pointe. Der Protestantismus wurde hier mit dem Deutschtum in Verbindung und gegen die aktuellen Kriegsgegner in Stellung gebracht. Kramm schilderte Luthers Persönlichkeit, die starke Gegensätze in sich getragen habe, und schlussfolgerte: „Das ist der Luther, der in seiner ganzen Persönlichkeit die echt deutsche Art verkörpert, deutscher Trotz und deutscher Heldenmut mit tiefem deutschem Gemüt und deutscher Innigkeit, die tiefe Frömmigkeit der deutschen Seele mit dem köstlichen Humor und dem reinen Frohsinn deutschen Wesens, das heiße Ringen im Herzensgebet und die harmlos natürliche Herzenslust am Leben, ohne darin einen Widerspruch zu finden.“ [2]⁷⁵

So, nämlich als „Deutschesten der Deutschen“, hatte „Friede und Freude“ Luther den Recklinghäusern vorgestellt und dabei zeitgenössische Stereotype über den angeblichen deutschen Nationalcharakter verwendet.⁷⁶ Luther sei „reizbar“ gewesen, fügte Kramm noch hinzu, und: „Wehe, wenn der Deutsche gereizt wird! Dann nimmt er es eben mit der ganzen Welt auf.“ [5] Ein Zitat, das die Neurasthenie-These trefflich zu unterstützen scheint.

In diesem „völkisch“ angehauchten Vortrag wurde die Reformation auch als Widerstand des germanischen gegen den römischen Volkscharakter gedeutet, das „welsche Wesen“, wie es abfällig hieß. Man sprach von einer „Germanisierung des Christentums“,⁷⁷ was allerdings weniger ein wissenschaftlicher als ein weltanschaulicher Ansatz war, der viele Berührungspunkte zum späteren Nationalsozialismus aufwies.⁷⁸ Wie diese Germanisierungs-Theoretiker zählte auch Kramm Lutherzitate auf, die sich nachträglich nationalistisch deuten ließen: „Für meine Deutschen bin ich geboren; ihnen will ich auch dienen.“ [3]⁷⁹ Außerdem zitierte Kramm Äußerungen Luthers gegen Franzosen, Engländer, Russen und andere, also gegen solche Nationen, die Gegner im Ersten Weltkrieg waren: „Die Deutschen haben die Wahrheit lieber denn die Franzosen und Engländer“, das zeige schon die Sprache, weil sie läppisch und zischend

⁷⁵ Die im laufenden Text in Klammern beigegebenen Zahlen beziehen sich auf den Text des zweiten Vortrags von Kramm im Anschluss an diesen Aufsatz.

⁷⁶ Hermann Petrich, Vor 400 Jahren. Denk- und Dankblätter zum Jubelgedächtnis der Reformation. 1. Die Heimat, in: Friede und Freude, Sonntagsblatt für die Gemeinden Recklinghausen, Scherlebeck, Hüls-Marl und Waltrop-Datteln, 1917, 7.1.1917, S. 2-3, hier: S. 2. Bei diesem Artikel handelt es sich um den ersten Teil einer in 51 Fortsetzungen zu unterschiedlichen Aspekten der Reformation abgedruckten Abhandlung. Die letzte Folge erschien am 30. Dezember 1917.

⁷⁷ Vgl. z.B. Arthur Bonus, Zur religiösen Krisis, erster Band. Zur Germanisierung des Christentums, Jena 1911.

⁷⁸ Vgl. Gottfried Maron, Luther und die „Germanisierung des Christentums“. Notizen zu einer fast vergessenen These, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 94 (1983), S. 313-337.

⁷⁹ Brief Luthers an Nikolaus Gerbel (Straßburg), 1.11.1521; WA BR 2, 397, 34: „Germanis meis natus sum, quibus et serviam.“

die Worte aussprechen.“ [3]⁸⁰ So Luther, und Kramm fügte hinzu: „Ein Luther, der so redet, wie ihm der Mund gewachsen ist, hätte nie das ‚läppische‘ Englisch oder das ‚zischende‘ Französisch nachgeplappert.“ [4] Kramm erinnerte zum Beispiel an Luthers Konflikt mit dem englischen König Heinrich VIII. (1491–1547): „„Darf ein König von England seine Lügen unverschämt ausspeien[,] so darf ich sie ihm fröhlich wieder in seinen Hals stoßen““, so Luther,⁸¹ und Kramm aktualisierte: „eine herzhaft Mahnung an den deutschen Mann, wie er sich gegen engl[ische] Lügenpolitik zu wehren hat.“ [4]

In der Tat hatte Luther sich auch einmal als „propheta Germaniae“ bezeichnet.⁸² Doch war das Wort natürlich theologisch gemeint. Es war also eine nationalpolitische Interpretation, wenn Kramm Luther mit Blick auf den Ersten Weltkrieg einen „Profeten“ nannte. Luther wurde umstandslos aktualisiert, und Kramm zog schließlich auch Luthers Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können“ (1526)⁸³ sowie „Warnung an seine lieben Deutschen“ (1531)⁸⁴ als Seelsorgeanleitung für die Gegenwart heran. Denn wie an anderen Orten, so war auch in Recklinghausen die Frage aufgetaucht, ob ein Christ überhaupt töten dürfe. Das Kreissynodalprotokoll von 1916 spricht gewunden von der „pflichtgemäße[n] Notwendigkeit des Vernichtens von Menschenleben“⁸⁵ und deutet die traumatischen Folgen für die Soldaten an. Kramm wollte ihnen helfen und von Luther her ein gutes Gewissen geben. Dieser habe zwar immer „vom bösen Krieg zum guten Frieden“⁸⁶ geraten, wenn aber der Gegner angefangen habe und der eigene Fürst im Recht sei, dann dürfe auch der Christ töten. Kramm paraphrasierte: „Nun walt's Gott und hinein mit Freuden! Dann solle jeder noch ein Gebet sprechen im Glauben an seinen Erlöser Jesus Christus; und befiehl damit Leib und Seele in

⁸⁰ WA Tr 4,79, 17-20; vgl. auch Karl Gottlieb Bretschneider (Hg.), Luther an unsere Zeit, oder Worte Luthers, welche von unserm Zeitalter besonders beherziget zu werden verdienen, Erfurt 1817, S. 86, findet sich folgende Version (aus den „Tischreden“): „Die deutsche Nation ist einfältiger, und hat die Wahrheit lieber, denn Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer etc., welches auch die Sprache und Ausrede genugsam anzeigt, daß sie läppisch und zischend die Worte pronunciren und reden.“

⁸¹ „Antwort deutsch auf König Heinrichs Buch“, 1522; WA 10/II, 227-262, hier: 234, 9-11.

⁸² Predigt am 20. Sonntag nach Trinitatis (29.10.1536); WA 41, 706, 14: „Ego propheta Germaniae.“

⁸³ „Ob kriegsleutte auch ynn seligem stande seyn künden“; WA 19, 623-662.

⁸⁴ „Warnung an seine lieben Deutschen“, WA 30/III, 276-320.

⁸⁵ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1916, S. 7.

⁸⁶ In der Schrift „Warnung an seine lieben Deutschen“ heißt es allerdings nur: „... sondern viel mehr vom kriege zum frieden raten ...“; WA 30/III, 276-320, hier: 282, 6. Zu Kramms Zitierweise: Nach der älteren Art, Luther zu zitieren, werden nicht selten Adjektive ergänzt, die sich sonst häufig in Luthers Sprachgebrauch finden, besonders das „gut“ bei „Frieden“. Herrn Professor Dr. Reinhold Rieger (Tübingen) danke ich für diesen Hinweis.

seine Hände und zieh vom Leder und schlag drein in Gottes Namen!“
[/6]⁸⁷

Aus heutiger Sicht erstaunt die Unbefangenheit, mit welcher Kramm und die damaligen Zeitgenossen Luther, der doch in einer anderen Zeit lebte, zu einem der Ihren machten. Diese ganz unhistorische Herangehensweise wird auch anschaulich in der Anschaffung eines Lutherbildnisses des Münchner Porträtisten Karl Bauer (1868–1942) für das evangelische Gemeindehaus an der Hohenzollernstraße in Recklinghausen.⁸⁸ Bauers Bildnisse verwenden eine Physiognomie, die Luther als Idealpersönlichkeit zeigen soll – ernst, tapfer, trotzig, heldenhaft, „reizbar“ – ganz so, wie er sich auf dem Reichstag zu Worms 1521 präsentierte, wo er den verlangten Widerruf eben nicht geleistet hatte, sondern bei der erkannten Wahrheit geblieben war. Das Hauptmerkmal der Bildnisse Bauers ist allerdings, dass Luther uns darin anblickt, als spräche er zu uns als ein Zeitgenosse und nicht als eine Person der Geschichte. Geschichte verlor hier ihre kritische Funktion als Korrektiv der gegenwärtig Handelnden, die in ihr vielmehr ihre Legitimation suchten und fanden.

5. Der Krieg im Leben der Gemeinden

In der evangelischen Kirche sah man sich durch den Krieg vor große Aufgaben gestellt, die man systematisch anging. In Recklinghausen wirkte sich der Krieg zum Beispiel so aus: Im August 1914 rückten 3.000 bis 4.000 Soldaten aus. Bereits am 5. August gab es den ersten Gefallenen. Bis Ende Dezember 1914 waren es 380 Recklinghäuser Gefallene, bis Ende 1918 dann etwa 2.260 getötete Soldaten.⁸⁹ Im Archiv der Superintendentur befindet sich eine von 1915 stammende Übersicht über die kirchlichen Tätigkeiten.⁹⁰ Unterschieden werden darin „gottesdienstliche Veranstaltungen“, „Seelsorge“, „Liebestätigkeit“ und „sonstige Gebiete“. Hier eini-

⁸⁷ Bemerkenswert ist allerdings eine Textkorrektur, die Kramm in seinem Vortrag über Luther als „Profet des deutschen Volkes“ vornimmt. Luther habe „die herzuquälende Frage, ob ein Christ töten darf, getrost bejaht“. Ursprünglich hatte Kramm schreiben wollen: „[...] freudig bejaht“ [/6].

⁸⁸ Zu Karl Bauer vgl. Albrecht Geck, „Luther als Persönlichkeit“. Die Lutherbildnisse Karl Bauers (1868–1942) und das Selbstverständnis des Protestantismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Neuere Theologiegeschichte 18 (2011), S. 251–280.

⁸⁹ Vgl. Archives communales de Douai/Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen (Hgg.), 1914–1918. Douai. Jours de guerre/Kriegszustand. Recklinghausen, Katalog zur Ausstellung im Stadtarchiv Recklinghausen vom 10. Mai bis 3. August 2014, Abbeville 2014, S. 97–103, hier: S. 97.

⁹⁰ „Übersicht über besondere Betätigung der Kirche aus Anlaß des Krieges“; Archiv des Kirchenkreises Recklinghausen Nr. 48 [unpaginiert]. Die folgenden Hinweise und Zitate stammen aus diesem Aktenstück.

ge aussagekräftige Beispiele für kirchliches Handeln während des Krieges:

- In allen Gemeinden fanden bei Kriegsbeginn und bei der Verabschiedung „ausrückender Krieger“ „Bittgottesdienste“ bzw. „Buß[-] und Bittgottesdienste“ mit Abendmahlsfeiern statt. Es wurden wöchentliche „Gebetsstunde[n]“ abgehalten, in vielen Gemeinden mehrfach wöchentlich.
- Die Kirchengemeinden hielten Kontakt zu ihren Soldaten. Diese bekamen Feldpost sowie kirchliche Schriften. Bruch übersandte „wöchentlich 425 verschiedene Zeitschriften, einige 1.000 Broschüren und Flugblätter“. Aus Dorsten wurden „60 Sonntagsblätter“, aus Erle-Middelich „200 Sonntagsblätter [...] religiöse und vaterländische Schriften“ übersandt, usw. Bruch vermerkte einen „Briefwechsel“. Die Frauen in den Gemeinden unterstützten die Soldaten durch Pakete mit Wäsche und Nahrungsmitteln.
- In „Lazaretten- und Genesungsheimen“ wurden Verwundete besucht, Dorsten nannte konkret „drei Lazarette[]“, Scherlebeck zwei „Genesungsheime[]“. Auch hier fanden Gottesdienste statt, in Bruch mit „musikalische[r] Erbauung“. Buer und Erle-Middelich erwähnten wiederum die Verteilung von „(religiösem) Lesestoff“.
- In den Gemeinden wurde Geld gesammelt, zunächst für innergemeindliche Zwecke. Die Summen rangierten von 2.550 Mark in Bruch bis hinab zu 150 Mark in Waltrop-Datteln. Andere Sammlungen gingen an Behörden und Vereine, für besetzte Gebiete („Reichslande“, Ostpreußen), für Flüchtlinge, die bereits aus Ostpreußen eingetroffen waren (so in Gladbeck und Horst), für Kriegsinvaliden, für die Versorgung der Lazarette mit religiösem Schrifttum etc.
- Der Löwenanteil der Sammlungen ging in die sogenannte „Kriegsanleihe“, für deren Zeichnung auch in den Gemeindeblättern geworben wurde. Kriegsanleihen waren Wertpapiere, die der Staat an seine Bürger als verzinslichen oder unverzinslichen Kredit zur Rückzahlung nach dem Krieg verkaufte. In Deutschland wurden über 60% der Kriegskosten durch insgesamt fünf Kriegsanleihen bestritten. Das waren 98 Milliarden Mark. Die Kirchengemeinden Buer, Gladbeck, Horst, Hüls, Osterfeld und Waltrop-Datteln zeichneten zwar nicht, wohl aber Bottrop, Bruch, Dorsten, Erle-Middelich, Herten, Recklinghausen, Resse und Scherlebeck. Im Jahr 1915 kamen insgesamt 192.500 Mark zusammen, die größte Einzelsumme brachte Erle-Middelich auf (52.600 Mark), dann folgten Recklinghausen (45.000 Mark) und Scherlebeck (36.000 Mark).
- Weiter gab es Sachspenden. Im Gottesdienst in Bottrop, Bruch, Buer, Herten und Scherlebeck riefen die Pfarrer zur Einschmelzung von

Gold auf. In Bruch kamen auf diese Weise 1.200 Mark, in Gladbeck 6.000 Mark zusammen. In Bottrop-Eigen, Buer, Gladbeck und Herten stellten die Kirchengemeinden Grundstücke zum Anbau von „Nahrungsmitteln“ zur Verfügung. Gemeindehäuser wurden dem Staat angeboten: Das Gemeindehaus in Recklinghausen diente für „Aushebungszwecke“. Am 13. April 1917 erhielt die Kirchengemeinde Hüls die Anordnung, die dort vorhandenen Bronzeglocken am 30. Juni „an die Sammelstelle Gemeindehaus Hochlar, Hertenerstr. 234 [...] abzuliefern“.⁹¹ Dass derartige Maßnahmen als Zumutung empfunden wurden, belegt ein Beitrag aus dem „Sonntags-Blatt für die evangelische Gemeinde Bruch“. Unter der Überschrift „Kalte Kirchen – Warme Kinos“ klagte ein empörter Autor über das „System, das die Kirchenglocken beschlagnahmte, aber die Braukessel von Kupfer ganz unangetastet ließ“.⁹² Drei Jahre nach Kriegsbeginn, als „der Geist von 1914“ das Volk in die Kirche zurückgeführt habe, setze die Obrigkeit nun, im Jahr 1917, auf „Theater und Kino“ und streiche den Kirchen die Kohleration.⁹³

- Eine besondere seelsorgerliche Aufgabe stellte sich dort, wo Väter oder Söhne gefallen waren. Deren Namen wurden im Gottesdienst verlesen, und es fand eine „Gedächtnisfeier“ im Rahmen der Gebetsstunden statt. Das „Sonntags-Blatt für die evangelische Gemeinde Bruch“ druckte Todesanzeigen mit dem Eisernen Kreuz.⁹⁴ Die Pfarrer besuchten die betroffenen Familien. Die Gemeinde Marl verzeichnete bis Mitte 1916 zum Beispiel 36 Gefallene im Alter von 22 bis 39 Jahren, 13 davon zwischen 22 und 25 Jahre alt. Es handelte sich durchweg um sogenannte „kleine Leute“, 26 Bergmänner, vier Maurer, einen Pferdeknecht, einen Arbeiter, einen Bürobeamten und einen Postboten.⁹⁵ Es gab schwere Schicksale wie das der Familie Tschentscher aus Hochlarmark, die vier ihrer fünf Söhne verlor: Wilhelm und Alfred 1915, Karl und Otto 1917; nur der Sohn Hermann überlebte den Krieg.⁹⁶
- Ein eigenes Thema bildete die Seelsorge an den Kriegsheimkehrern, die getötet hatten oder Zeugen grausamer Verletzungen und extremer Leidenszustände gewesen oder selbst verletzt, zum Krüppel geschossen worden waren. Die Kreissynode 1916 wandte sich dieser Frage zu.

⁹¹ Anordnung, betr. Eigentumsübertragung auf den Reichsmilitärfiskus, Recklinghausen, 13.4.1917; Archiv des Kirchenkreises Recklinghausen, Nr. 2379 [unpaginiert].

⁹² W[...], [...], Kalte Kirchen – Warme Kinos, in: Sonntags-Blatt für die evangelische Gemeinde Bruch, 14.10.1917, S. 3.

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Vgl. z.B. Sonntags-Blatt für die evangelische Gemeinde Bruch, 27.5.1917, S. 4 und öfters.

⁹⁵ „Gefallene der Gem[einde] Marl bis Ende 1915“; Archiv des Kirchenkreises Recklinghausen Nr. 1550 [unpaginiert].

⁹⁶ Vgl. Sonntags-Blatt für die evangelische Gemeinde Bruch, 16.9.1917, S. 4 [Auskunft von Willy Westhues].

Herten berichtete, „dass unsere Kämpfer [...] in ihren Urlaubstagen durch den Besuch des Gottesdienstes und des Pfarrhauses [...] [zeigen], daß sie neues Zutrauen zu der Kirche gewonnen haben.“⁹⁷ Das Konsistorium in Münster hatte an alle Kreissynoden einen Vortrag von Pfarrer Hugo Moll⁹⁸ (1886–1956) aus Buer-Scholven verschickt mit dem Titel „Wie empfängt die evangelische Gemeinde ihre heimkehrenden Krieger?“⁹⁹ Darin findet sich unter anderem eine differenzierte, möglicherweise desillusionierte Charakterisierung der „Kriegsfrömmigkeit“:

„Die Frömmigkeit unserer Krieger ist etwas Eigenartiges. Das, was wir immer wieder von ihr hören und lesen, ist das Wahrnehmen Gottes als einer harten Realität, mit der der Mensch rechnen und sich abfinden muß. Man merkt draußen seine Macht und seine Majestät. Dass Allzu-reichliche und Unwirkliche der Vorstellungen vom lieben Gott, der hier und da ein Auge zudrückt und sehr nachsichtig ist, der fünf Grade gehen läßt, hat einem ernsteren Erfassen Gottes Platz gemacht. Dieses Sichbeugen unter Gottes Majestät macht sonderbarerweise nun kaum draußen Schwierigkeiten. Wenn wir denken an das viele Kopfzerbrechen daheim, gibt es einen Gott, gibt es eine Allmacht, wenn wir denken an das mühsame Erkämpfen einer Weltanschauung, in der Gott einen Platz hat, dann müssen wir staunen, wie draußen so schnell alle Weltanschauungen über Bord geworfen werden. Diese Wandlung ist keineswegs mit Ueberwindung theoretischer Zweifel und Bedenken verbunden, reflexionslos überläßt man sich den starken Eindrücken des Feldes. Reflexionslos faltet man auch die Hände zum Gebet, die Not des Augenblickes führt die Hände zusammen und lenkt Augen und Herzen zu dem Allmächtigen da droben, der Menschenleben schaffen und erhalten kann. Und das Wunder, sonst für den modernen Menschen etwas Ueberwundenes, ist ein Begriff, eine Sache, die in eines jeden Erleben eine wesentliche Rolle spielt. Die ganze Frömmigkeit unserer Krieger bekommt ihre Richtung und Färbung von dem Gesichtspunkte her, von der sie alle bewegenden Frage: Wie bekomme ich Halt in diesem grausen Spiel, wie bekomme ich Kraft in den unmenschlichen Forderungen des Augenblickes, wie wehre ich mich gegen die aufsteigende Angst? So läßt sich auch begreifen dies unvermittelte, unreflektierte Eilen auf den neuen Boden, vor dem man sonst rechte Scheu gehabt hatte, wie der Nichttänzer, der vor dem glatten Tanzboden allen Respekt hat. Charakteristisch, mit dem bisher beobachteten eng zusammenhängend ist das fehlende Schuldbewußtsein und mangelnde Erlösungsbedürfnis unserer Krieger. Wohl nirgends außer bei den aus kirchlichen, christlichen Kreisen und Vereinen Stammenden stoßen wir auf tiefdringende Sünden-

⁹⁷ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1916, S. 8.

⁹⁸ Vgl. Bauks, Pfarrer S. 340 (Nr. 4267).

⁹⁹ Hugo Moll, Wie empfängt die evangelische Gemeinde ihre heimkehrenden Krieger?, in: Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1916, S. 26-39.

erkenntnis, nirgends wird laut die Frage: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Zur Person Jesu Christi wird nirgends rechte Stellung genommen. Wenn nun hier und da Stimmen laut geworden sind, als ob die Kriegsfrömmigkeit, wie ich sie eben in kurzen Strichen gekennzeichnet habe, gerade den Bedürfnissen unserer Zeit entspräche, als ob der Krieg nun wieder die natürliche, d[as] h[eißt] dogmenlose Religion auf den Leuchter gestellt habe, so müssen wir doch dem gegenüber feststellen, daß unserer Zeit nichts dringender nottut als die Berührung mit der erlösenden Kraft unseres Heilandes, und müssen solche Kriegsfrömmigkeit als ungenügend und unzureichend charakterisieren und deren Unterbauung und Ergänzung als bitterste Notwendigkeit fordern. Nicht darauf allein muß der Mensch Antwort suchen: Wie bekomme ich Halt und Kraft im Leben? Sondern auch auf die Frage: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott. Beides zusammen gibt erst eine christliche Frömmigkeit.“¹⁰⁰

Molls Beschreibung der „Kriegsfrömmigkeit“ bietet eine theologische Deutung des Krieges mit Hilfe der Kategorien, die in der damaligen Auseinandersetzung zwischen „liberaler“ und „modern-positiver“ Theologie eine Rolle spielten. Dabei vertritt Moll eher den modern-positiven Standpunkt. Der Krieg erweise Kirchen- und Religionskritik im Namen der aufgeklärten Vernunft und des modernen Weltbildes als Wirklichkeitsfern, denn die Soldaten kehrten aufgrund ihrer Erlebnisse „reflexionslos“ zur Religion zurück. Allerdings gebe eine „dogmenlose Religion“ nur „Halt und Kraft im Leben“, stelle aber nicht die Frage nach dem „gnädigen Gott“. Hier kommt das Interesse am Bekenntnis der Kirche als Merkmal modern-positiver Theologie zum Ausdruck. Es sei Aufgabe der Gemeinde, das allgemeine Bedürfnis nach Orientierung gegebenenfalls in ein konkretes, an die „Person Jesu Christi“ gebundenes persönliches „Schuldbewusstsein“ und „Erlösungsbedürfnis“ zu verwandeln.

In einem Aufsatz über theologische Deutungen des Ersten Weltkriegs schlägt Arnulf von Scheliha eine Re-Lektüre damaliger Kriegspredigten vor, um zu fragen, ob „das sittliche Ethos des Christentums [tatsächlich] ganz im Nationalchauvinismus soll eingeschmolzen worden sein“,¹⁰¹ wie dies seit den Veröffentlichungen über protestantische Kriegstheologie der 1960er bis 1980er Jahre¹⁰² opinio communis sei. Dabei findet er „friedens-

¹⁰⁰ A.a.O., S. 30f.

¹⁰¹ Arnulf von Scheliha, „Unser Krieg ist eine Frage an Gott“. Theologische Deutungen des Ersten Weltkrieges. Bisher unveröffentlichtes Manuskript, Februar 2015. Der Aufsatz erscheint demnächst an folgendem Ort: Notger Slenczka (Hg.), Faszination und Schrecken des Krieges, Werner-Reihlen-Vorlesungen 2014, Beiheft zur Berliner Theologischen Zeitschrift 33, Leipzig 2015.

¹⁰² Vgl. Wilhelm Pressel, Die Kriegspredigt 1914–1918 in der evangelischen Kirche Deutschlands (Arbeiten zur Pastoraltheologie 5), Göttingen 1967; Karl Hammer, Deutsche Kriegstheologie 1870–1918, München 1971; Heinrich Missalla, Gott mit

ethische Impulse“ wie zum Beispiel Appelle zum Frieden,¹⁰³ die Mahnung zur Nächstenliebe¹⁰⁴ oder Kritik an Hassreden und -predigten,¹⁰⁵ die das Bild der „Kriegspredigt“ als „Kriegspropaganda“ zwar nicht grundlegend modifizieren, aber doch differenzieren können. Es fragt sich vor diesem Hintergrund, ob Molls Betonung der Sünde eher allgemein gemeint ist oder konkret auf eine schuldhafte Verstrickung des Soldaten in das grausige Geschehen zielt. Dann läge auch hier eine implizite Distanzierung vom Kriegsgeschehen vor.

Umso bemerkenswerter wäre es dann freilich, dass die Kreissynode Molls Referat zwar abgedruckt, aus dem zu beschließenden Proponendum aber ausgerechnet folgenden Satz herausgestrichen hat: „Mit der kriegsgeborenen Frömmigkeit unserer Krieger können wir uns keineswegs zufriedengeben. Dieselbe muß unterbaut und ergänzt werden (durch Predigt, Vorträge, apologetische Abende, Seelsorge).“¹⁰⁶ Die Synode wollte die Heimkehrer eher fördern in dem „Besten, was sie erlebt haben“.¹⁰⁷ Sie sollten in der Gemeinde mitarbeiten und „zum Aufsuchen der kirchlich Säumigen und zu Wächtern über kirchliches Leben und Sitte“ eingesetzt werden.¹⁰⁸ Die Skepsis von Moll wurde ausdrücklich nicht geteilt. Das ist seelsorgerlich nachvollziehbar, aber auch problematisch, weil der Krieg als religiös-sittliche Schule dadurch aufgewertet wurde. Der Soldat wurde weniger als Opfer gesehen, sondern eher als „Kämpfer“, als religiös-sittlich gereiftes Vorbild für die Lauen im Glauben. – Für eine abschließende Bewertung bedarf es weiterer Quellensuche und weiterer Analysen, aber in dem für diese Untersuchung ausgewerte-

uns. Die katholische Kriegspredigt 1914–1918, München 1968; Günter Brakelmann, Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus, Bielefeld 1974; Gerhard Besier, Die protestantischen Kirchen Europas im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1984.

¹⁰³ Vgl. zum Beispiel Paul Kalweit, Erntefest im Krieg. Predigt am Erntedankfest (vom 4.10.1914), in: Paul Wurster (Hg.), Kriegspredigten aus dem großen Krieg, Stuttgart 1915, S. 249–268, hier: S. 260: „Wann [sic!] der Friede kommt, dann werden die Völker, die jetzt in so harter Feindschaft gegeneinander stehen, wieder daran denken müssen, miteinander zu verkehren.“

¹⁰⁴ Vgl. zum Beispiel Arthur Titius, Predigt vom 9.8.1914, in: Arthur Titius, Vaterländische und göttliche Begeisterung, Göttingen 1914, S. 7: „Nehmen wir uns in brüderlicher Hilfe unserer Feinde an, wenn sie verwundet oder krank auf uns angewiesen sein werden.“

¹⁰⁵ Vgl. zum Beispiel Paul Wurster, Predigt am Christfest 1914, in: Paul Wurster (Hg.), Kriegspredigten aus dem großen Krieg, Stuttgart 1915, S. 448–458, hier: S. 456f.: „Und wen wollen wir eigentlich hassen, die Anstifter alles des Jammers, die das Blut so vieler auf dem Gewissen haben, oder die betrogenen und verführten Millionen, die hineingepeitscht werden in den Haß gegen uns? Ist Gott nicht auch der Vater dieser Völker, die jetzt gegen uns stehen?“

¹⁰⁶ Verhandlungen der Kreis-Synode Recklinghausen 1916, S. 8.

¹⁰⁷ Ebd.

¹⁰⁸ A.a.O., S. 9.

ten Material, also insbesondere der Kreissynodalverhandlungen, finden sich „friedensethische Impulse“ nicht.

6. Der Krieg in der Erinnerungskultur der unmittelbaren Nachkriegszeit

Bereits während des Ersten Weltkrieges hatte sich die Frage eines öffentlichen Kriegergedenkens gestellt in der Form der Errichtung von Gedächtnistafeln oder Monumenten in öffentlichen Parks oder auf Friedhöfen.¹⁰⁹ In Dorsten und Recklinghausen, wo der Friedhof sich nicht in kommunaler Trägerschaft befand, wurde schon 1915 ein solcher „Ehrenfriedhof ausgesondert“.¹¹⁰

In den 1920er-Jahren brachten die Gemeinden in ihren Kirchen Gedenktafeln mit den Namen der Gefallenen an. Eine besonders auffällig und theologisch aussagekräftig gestaltete Tafel befindet sich in der Dattelner Lutherkirche, heute in einem Nebenraum hinter einem Vorhang verborgen (siehe Abb. 3). Es handelt sich um einen aus Holz gefertigten Altar, auf dem die Namen der Gefallenen verzeichnet sind, über denen sich ein Altarbild im Format 80 cm x 172 cm erhebt. Das Gemälde stammt von Willy Burghardt, einem Künstler aus Gelsenkirchen-Rotthausen.¹¹¹

¹⁰⁹ Vgl. zu diesem Komplex Felix Grimm, „Für Gott und Vaterland“: Kriegererehrung in der evangelischen Kirche Westfalens nach dem 1. Weltkrieg. Unveröffentlichte Magisterarbeit Bochum, November 2005. Ein Exemplar des Typoskripts dieser Arbeit befindet sich im Institut für Kirchliche Zeitgeschichte des Kirchenkreises Recklinghausen (IKZG-RE).

¹¹⁰ Vgl. „Übersicht über besondere Betätigung der Kirche aus Anlaß des Krieges“; Archiv des Kirchenkreises Recklinghausen Nr. 48 [unpaginiert].

¹¹¹ 1922 gestaltete Burghardt in der Evangelischen Kirche in Gelsenkirchen-Rotthausen zwei Gemälde zu beiden Seiten des Altars, die ein ähnliches Sujet haben wie das Dattelner Retabel. Sie wurden 1952 übermalt; vgl. Richard Walter, Kirche vor Ort. 100 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Rotthausen. Eine Kirchengemeinde in den Umbrüchen und Herausforderungen ihrer Zeit, Bielefeld 1993, S. 33. Herrn Dr. Ulrich Althöfer (Bielefeld), Frau Anna Warkentin (Bielefeld) sowie Herrn Reiner Kudies (Rotthausen) danke ich für diese Hinweise auf Burghardt, über den sonst nichts bekannt zu sein scheint.

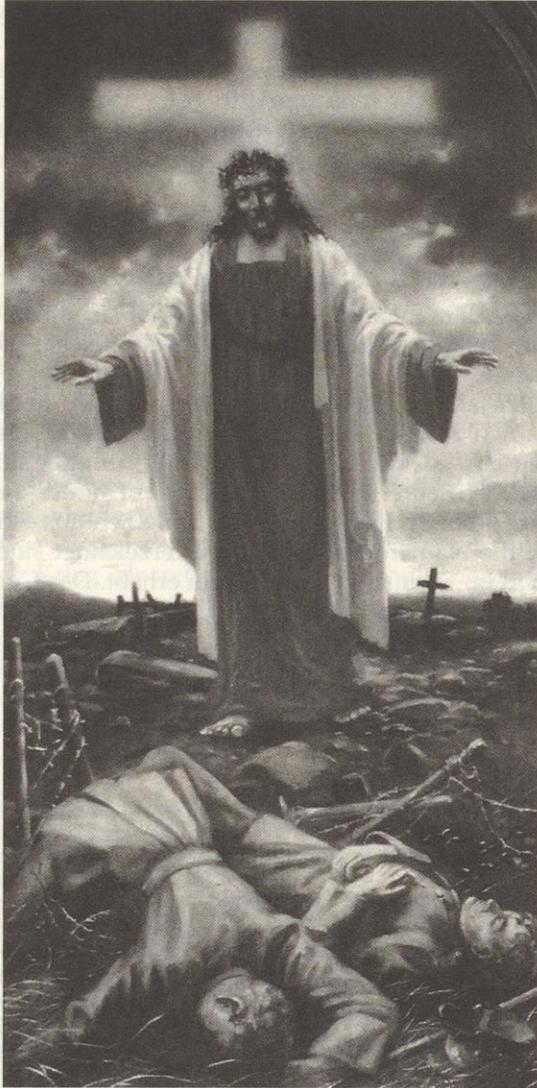


Abb. 3: Willy Burghardt, Altarretabel auf dem historischen Kriegergedächtnisaltar in der Dattelner Lutherkirche, Öl auf Holz, ohne Datierung (Anfang der 1920er Jahre) (Foto: Albrecht Geck, 2015)

Das Bild zeigt im Zentrum einen nazarenisch gestalteten Jesus mit wal lendem Gewand, Umhang und Dornenkrone, der mit nackten Füßen und ausgebreiteten Armen über ein verwüstetes Schlachtfeld auf zwei im Vordergrund liegende Soldatenkörper zugeht. Man hat den Eindruck, er werde sich gleich niederknien, um die Getöteten segnend in die Arme zu nehmen. Das Bild lebt von einer Zweigeschossigkeit, die der Zuordnung von Jesu Tod und Auferstehung entspricht, wie sie sich auch in dessen Kleidung spiegelt. Auf der Erde korrespondiert das blutrote Gewand Jesu als Ausdruck seines Leidens dem mit Holz, Stein, Draht und Toten über säten Schlachtfeld. Der weiße Umhang leuchtet dagegen schon im „Morgenglanz der Ewigkeit“. Der Kreuzesruine auf der Erde entspricht das majestätisch in den Himmel ragende Kreuz über Jesu Haupt, das die Wolken des Untergangs energisch aus dem Blickfeld schiebt.

Wir empfinden dieses Bild heute vielleicht als kitschig. In seiner Zeit stand das Gemälde allerdings für eine Erinnerungskultur, die das Geschehene auch nach der Niederlage nicht kritisch reflektierte, sondern religiös sanktionierte und überhöht hat. Auch 1919 noch schrieb der Theologe Karl Bornhausen: „Unser Leben hängt nicht allein daran, dass wir es tapfer und freudig für das Vaterland opfern, sondern dass wir es so rein und heilig darzubringen versuchen, wie Jesus sein Leben hingab [...] Wenn der Soldat Jesu tapfere Bereitschaft und Geduld sich gewinnt, wenn er um der Brüder willen zu sterben weiß: dann ist er Jesu Jünger und stirbt in seiner Nachfolge.“¹¹²

Die Äußerung wirkt wie ein Text zu Burghardts Altarbild. Sie zeigt, dass die Niederlage nicht zwingend eine Reflexion über die Sinnhaftigkeit des Geschehens auslöste, sondern dass auch sie wieder im Sinne des alten Paradigmas als Gottesgericht gedeutet wurde. So war man in der evangelischen Kirche und Theologie nicht gut gerüstet, als 20 Jahre später erneut ein Weltkrieg vor der Tür stand.

7. Von der Kriegstheologie zur Friedenstheologie: Lehren für die Gegenwart

Die Hartnäckigkeit und Konsequenz, mit welcher die evangelische Pfarerschaft den Krieg als sinnvolles Geschehen theologisch rechtfertigte, ist heute schwer nachvollziehbar – zumal daran in den Gemeinden längst Kritik aufkam. Protestantische Kirche und Theologie wurden auf diese Weise zur Kriegspartei, wo sie doch die Partei der Menschen hätten ein-

¹¹² Karl Bornhausen, *Gottesfrieden. Reden über Religion aus Krieg und Gefangenschaft*, Tübingen 1919, S. 23; dieser und weitere Hinweise finden sich bei Günter Brakelmann, *Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg*. Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus, Bielefeld 1974, S. 159f.

nehmen sollen, und zwar der Menschen in allen am Krieg beteiligten Nationen.

Wer die Frage nach der Gerechtigkeit des Krieges – und nicht des Friedens – stellt, findet immer gute Gründe für einen Krieg. Auch deshalb hat man in der evangelischen Kirche und Theologie nach dem Zweiten Weltkrieg eine Wende vollzogen und fragt nicht mehr nach dem „gerechten Krieg“, sondern nach dem „gerechten Frieden“:¹¹³ Es geht zunächst und immer darum, Krieg durch die Gestaltung des Friedens zu verhindern, statt nach Gründen für eine mögliche Rechtfertigung des Krieges zu suchen – und diese dann eben auch zu finden.

Allerdings ist es auch unter diesem friedensethischen Vorzeichen mit dem Slogan „Nie wieder Krieg!“ leider nicht getan. „Nie wieder Krieg!“ ist und bleibt ein wichtiger ethischer Appell, der jeden Einzelnen daran erinnert, dass Krieg vermieden werden muss. Was allerdings soll geschehen, wenn ein Gegner auftaucht, der sich von Friedfertigkeit nicht beeindrucken lässt, sondern Friedfertigkeit im Gegenteil nutzt, um Menschenrechte in gravierender Form zu verletzen?

Vor dem Hintergrund des IS-Terrors und der dadurch entstandenen Flüchtlingsproblematik hat die EKD im Jahr 2014 eine friedensethische Stellungnahme veröffentlicht, in der es heißt: „Nach evangelischem Verständnis kann militärische Gewalt zur Anwendung schwerster anhaltender Menschenrechtsverletzungen, angesichts von Völkermord und Verreibung, als letzter Ausweg legitim sein, wenn alle anderen gewaltärmeren Mittel versagen.“¹¹⁴ Unter friedensethischem Gesichtspunkt sind solche Maßnahmen allerdings kein Anlass zur Selbstgerechtigkeit, sondern das Eingeständnis des Scheiterns der vorherigen Friedenspolitik – und zugleich die Aufforderung, nach einer kriegesischen Gewaltanwendung so schnell wie möglich zur Friedenspolitik zurückzukehren. Zu dem Ganzen gehört dann auch eine aktive Flüchtlingspolitik, die sich der vom Krieg betroffenen Menschen nachhaltig, also etwa durch Wohnungs- und Bildungsangebote, annimmt.

In der Schrift „Warnung an seine liebe Deutschen“ (1531) rät Luther „vom Krieg zum Frieden“¹¹⁵. Diesen Rat gilt es, in Zukunft zu befolgen.

¹¹³ Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2007.

¹¹⁴ UN-Mandat für Einsatz gegen IS-Terror. Schutz von Flüchtlingen hat höchste Priorität: Eine friedensethische Stellungnahme des Rates der EKD, 24.9.2014; <http://www.ekd.de/download/friedensethik.pdf> [Abfrage: 28.2.1015].

¹¹⁵ S. Anm. 86.

Zwei Vorträge von Pfarrer Paul Kramm, gehalten am
4. November 1917 im Gemeindesaal der Lutherkirche,
Recklinghausen-Bruch, aus Anlass der
400-Jahr-Feier der Reformation¹¹⁶

Erster Vortrag

[11] **Luther als Anfänger einer neuen Kultur.** *Luthers Reformation – der Anfang einer neuen Kultur*

Am Reformationsfeste wenden sich unsre Augen auf Luther, unsern großen Reformator. Mit ihm wollen wir uns heute beschäftigen. Das scheint so leicht und ist doch so schwer. Denn der Mann ist riesengroß und ragt empor wie etwa ein mächtiger Gebirgsstock in den Alpen. Von Ferne aus gesehen ist er einfach und klein; aber je näher man kommt, desto mehr wächst er nicht nur in die Höhe, desto mehr zerlegt er sich in mannigfaltiger unübersehbarer Gliederung. Breite Täler, Strom der Menschen. Grüne Matten, schroffe Schründe, Felsblöcke, Abhänge, Gletscher, rieselnde Bäche, rauschende Flüsse. Und ist man auf dem Gipfel angelangt, dann kann man von dort nach allen Seiten hinunter in verschiedene Täler hinabsteigen. Wenn man auf der Höhe des S[ankt] Gotthardt steht, dann kann man den Tälern des Rheins oder der Reuss folgend schließlich zur Nordsee, oder der Rhone zum Mittelmeer oder dem Tessin zum adria[tischen] Meere gelangen.

So ist es heute mit Luther. Das Reformationsfest stellt uns ohne weiteres auf die Spitze des Berges; denn das ist und bleibt nun einmal an Luther die Hauptsache, daß er ein religiöser Reformator war, daß er dem sündigen, von Schuld belasteten und zerquälten Menschenherzen den Weg zum Herzen Gottes wies, frei von jeder menschl[ichen] Vermittlung: So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde **ohne** des Gesetzes Werke[,] allein durch den Glauben. Weiter hat Luther nichts gewollt[,] und darauf hat er sich beschränkt, das alte bibl[ische] Evangelium von der freien [12] Gnade Gottes, sie dem Glauben, der sich auf das Wort stellt, den Menschen wieder zugänglich zu machen. Das ist die Spitze des Berges. Aber damit hat er nicht verhindern können, daß sich damit noch

¹¹⁶ Die Überlieferungsträger enthalten zahlreiche am Rand geschriebene und mit einem Lemmazeichen versehene Passagen, die Kramm dem Text seiner Vorträge nachträglich hinzugefügt hat. Für den Druck werden diese Passagen an die vom Autor vorgesehene Stelle eingefügt und durch Kursivschrift kenntlich gemacht. Abkürzungen werden durch Ergänzung in eckigen Klammern aufgelöst, zum Beispiel etc[etera]. Das von Kramm durchgehend für „und“ verwendete „u.“ wird stillschweigend aufgelöst. Von Kramm durch Unterstreichung hervorgehobene Passagen werden fett gedruckt. Passagen, die Kramm nicht ausformuliert, sondern lediglich in Stichworten skizziert hat, blieben für den Druck unverändert.

viel Umland erhoben hat, daß von dieser Spitze Täler herunterführen, in denen Bächlein und Flüsse ihren Weg sich bahnen, den Menschen Kräfte und Leben zu bringen. In eins dieser Täler wollen wir heute steigen, einem dieser Flüsse wollen wir heute nachgehen, wir wollen unser Augenmerk richten auf die mancherlei Wurzeln und Triebkräfte kultureller Art, die in Luthers Lebensart verborgen sich nun im Laufe der Jahrhunderte ausgewirkt haben und in evangelischem Lande einer neuen Kultur zum Durchbruch verholfen haben. Es ist aus Luthers Reformation tatsächlich in der vom evangel[ischen] Geiste durchdrungenen Menschheit auf allen Gebieten des natürlichen Lebens eine vollständige Wandlung eingetreten.

Jede mächtige religiöse Bewegung trägt in sich die Triebkraft zu einer Kultur, die ihren Ideen und Idealen entspricht. Der Kampf um einen neuen Glauben ist daher in der Regel zugleich ein Kampf um neue Bahnen auf dem Gebiet natürl[ichen] Lebens, des wirtschaftlichen, sozialen, politischen und geistigen Lebens. Das gilt auch von Luthers Kampf gegen die mittelalterliche katholische Kirche; keine Religion hatte wie sie jemals dem Kulturleben ihr Gepräge gegeben.

Die Verteilung des Grundbesitzes, Handel, Gewerbe, Sitte, Recht, innere und äußere Politik, Unterrichtswesen, Wissenschaft, Kunst, sogar das äußere Landschaftsbild bezeugen noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts den übermächtigen Einfluß der Kirche. Die Stadt kündigt sich damals aus der Ferne an durch die Menge ihrer Kirchtürme; auf dem platten Lande fallen die stattlichen Gebäudekomplexe der überaus zahlreichen Klöster fast mehr ins Auge als die meist sehr unansehnlichen Burgen und Schlösser des niedern Adels. *Köln einzigartig Sitz des Erzbischofs, das heilige Köln Soest 7 große Kirchen, mehrere Kapellen.* Köln hatte 1532, wo es vielleicht eine Stadt von höchstens 40.000 Einwohnern war, 19 Pfarrkirchen, 22 größere Klöster, 11 Stifte, über 100 Kapellen, 70 religiöse Konvente, 106 Beginenhäuser, 12 Hospitäler. War nun diese [13] Vorherrschaft der Kirche noch ein Vorteil für die Kultur? Diese Frage wagen auch die treuesten Anhänger des alten Glaubens nicht bejahend zu beantworten. Die Kirche war allmählich zu einer üppig wuchernden Schmarotzerpflanze geworden, die überall das Gedeihen der Kultur mehr hemmte als förderte. Sie besaß in Deutschland etwa ein Drittel des Grund und Bodens, sie bezog in Gestalt des Zehnten noch vielfach eine sehr hohe Naturalsteuer, sie erhob zum Teil sehr beträchtliche Gebühren für alle geistlichen Amtshandlungen, sie verstand es außerdem[,] durch ihre Ablässe und Kollekten die Gläubigen systematisch zu einer Menge freiwilliger Abgaben zu veranlassen[,] und forderte trotzdem auch noch für sich und ihre Glieder Freiheit von allen staatlichen und gemeindlichen Abgaben. Dennoch hätte man diese ungeheure Belastung des nationalen Einkommens wohl geduldig ertragen, wenn die Geistlichen und Klosterleute in der Mehrzahl nicht auch ein ausgesprochenes Schmarotzerleben geführt hätten. Agricola

übertreibt wahrscheinlich, wenn er die Zahl der Mönche und Nonnen in Deutschland auf 1.400.000 Köpfe veranschlagt. Aber wenn Breslau bei kaum 20.000 Einwohnern an 1.000, das kleine Gotha mit etwa 1.000 Einw[ohnern] über 100 geistliche Personen zählte, wenn in Straßburg an einer einzigen Kirche, am Münster, 137, in Meissen am Dom, 117 Geistliche ihren Unterhalt fanden, so kann man kaum zweifeln, daß es in Deutschland damals verhältnismäßig mehr Geistliche und Klosterleute gab als heute Soldaten. Diese Geistlichen taten meist nichts anderes als Messelesen, die Klosterleute gehörten in der Mehrzahl zu den beschaulichen Orden, die keine andre Arbeit kannten als Beten und Singen. Und zu diesem Heer geistlicher Müßiggänger, dessen Unterhalt die Völker meistens ebensoviele kostete wie heute der Unterhalt der großen Armeen, kam das ungeheure Heer der Landstreicher und Bettler, dessen ganze Existenz sich darauf gründete, daß Armut ein Verdienst und Bettel ein anständiges, Gott wohlgefälliges Gewerbe sei. *Wenn Almosengeben in den Himmel führt, dann ist es sicher verdienstlich durch Bettel den Leut Gelegenheit dazu zu geben und ihnen [die] Himmelstür aufzuschließen.* Mag Eberlin v[on] Günzburg auch arg übertreiben, wenn er behauptet, daß in Deutschland von je 15 Menschen immer nur einer arbeite, jedenfalls war der Müßiggang durch das kirchl[iche] System zu einer förmlichen Volkskrankheit geworden, die weite Kreise beherrschte und immer weitere Kreise zu befallen drohte. Denn die übermäßige Zahl der kirchl[ichen] Feiertage, die immer wiederkehrenden Einladungen zum Wallfahren nach alten und neuen Gnadenorten, die 1.000 Gelegenheiten Almosen zu erlangen, waren auch für tätige Leute eine starke Versuchung[,] sich dem lustigen Orden der fahrenden Leute anzuschließen. [14]

Da ergriff Luther das Wort[,] und alsbald änderte sich, wo er Gehör fand, das Bild. Der Bettel hört auf als anständiges Gewerbe, die Armut und das unregelmäßige Almosengeben als Verdienst zu gelten; die städtische Armenpolizei erhielt jetzt endlich gegen die Landstreicher, fahrenden Schüler, gewerbemäßigen Müßiggänger freie Hand, die Armenpflege ward wenigstens in den größeren Städten ganz in Luthers Sinne als eine Aufgabe der weltlichen Obrigkeit anerkannt. Damit war wenigstens hier die schöne Zeit des ungebundenen Müßiggangs für das arbeitsscheue Wandervolk fürs erste zu Ende. Noch rascher aber und fühlbarer machte sich die wirtschaftliche Umwälzung geltend, die Luthers Kampf gegen die Messe und Mönchsgelübde nach sich zog. Hunderte von Klöstern verschwanden, Tausende von Pfründen gingen ein, viele Tausende von Geistlichen und Klosterleuten sahen sich genötigt[,] sich fortan von ihrer Hände Arbeit zu nähren. Auch die Studenten und fahrenden Schüler, die bisher in der Hoffnung auf eine kirchl[iche] Pfründe studiert hatten, kehrten in großer Zahl ins bürgerliche Leben zurück, daß nicht wenige Lateinschulen verödeten und einige Universitäten für mehrere Jahre geschlossen werden mußten. Natürlich ging eine so gewaltige Veränderung des

Besitzstandes nicht ohne Härten und Ausschreitungen vor sich, *besonders Adel und Lehnsherrn griffen zu, wo sie konnten, um sich der frei werdenden Güter und Kapitalien zu bemächtigen*, aber sie bewirkte doch eine ganz erhebliche Verringerung der Müßiggänger, eine gewaltige Zunahme der arbeitenden Klassen, eine Verschiebung der Besitzverhältnisse zu Gunsten der wirtschaftlich leistungsfähigen Stände und damit eine gewaltige Vermehrung der produktiven Kräfte im Haushalte der Völker. Die Reformation Luthers hat die Arbeit geadelt gegenüber Bettel und Müßiggang[,] und daher sehen wir heute noch die evangel[ischen] Völker Deutschland, Holland, England, die Vereinigten Staaten von Arbeitslust und -lust erfüllt, durch die Arbeit zu Blüte, Wohlstand, Reichtum gelangen, während die Länder, in denen der Katholicismus heute noch unumschränkt herrscht, Italien, Spanien, Südamerika[,] zurückgehen und verarmen.

Aber diese wirtschaftliche Umwälzung war nur dadurch möglich, daß durch Luthers Reform die mittelalterliche Rechtsordnung, soweit sie von der Kirche geschaffen war, zerstört wurde. Als er 1520 die Bannbulle verbrannte, hat er auch das kanonische Rechtsbuch in die Flammen geschleudert! Vorrechte der Kirche und ihrer Diener auf dem Boden des Rechts hörten auf. Die Gerichtsbarkeit über Geistliche ging, soweit nicht rein kirchl[iche] Dinge in Frage kamen, auf die weltl[ichen] Gerichte über, die Gesetzgebung in weltlichen Angelegenheiten wurde ein [15] ausschließliches Recht der weltl[ichen] Gewalt. Selbst da, wo der Einfluß der Kirche zunächst fort dauerte, wie im Eherecht, wurde doch wenigstens das mittelalterl[iche] Recht gründlich reformiert, *Eheschließung durch Beschränkung der Ehehindernisse erleichtert, die Eingehung heimlicher Ehen unmöglich gemacht*. So gewann die weltl[iche] Gewalt volle Bewegungsfreiheit auf dem breiten Felde des Weltlebens. Der moderne Kulturstaat konnte entstehen, und er bildete sich alsbald auch in den lutherischen Ländern zunächst in charakteristisch-lutherischer Form: Der Fürst nahm für alle Gebiete des Gemeinlebens die Fürsorge in Anspruch, ein Staatsideal, das Luthers Anschauungen [durchaus] entsprach *und ohne Zweifel sehr erzieherisch auf die lutherischen Fürsten wirkte*. Hiermit war die Möglichkeit zur Entwicklung des modernen Kulturstaats gegeben, der Staat aus der Umklammerung durch die Kirche befreit. In Schweden und England, in Brandenburg-Preußen, in den deutschen und schweizerischen Ländern begann mit der Reformation eine neue Periode politischer Entwicklung, in den Niederlanden entstand ein neuer Staat, und die merkwürdige staatliche Bildung des Mittelalters, das geistl[iche] Fürsttum, begann sich aufzulösen, *bis es im Jahre 1803 überhaupt aufhörte*.

Luther selbst hat für die politischen Fragen nicht viel Verständnis gehabt. Aber für die notwendigen Reformen der Rechtsordnung besaß er mehr [gestr.: Verständnis] *Interesse*, besonders für die Neugestaltung des Eherechts. Denn hier handelte es sich um ein Gebiet, für das er als Seel-

sorger sich persönlich verantwortlich fühlte, um Volkssitte und Volkssittlichkeit. Der Stand der Volkssittlichkeit [war] im Jahre 1517 durch 2 Tatsachen bestimmt: Übermächtige Zahl der Ehelosen beiderlei Geschlechts und der berufsmäßigen Müßiggänger. Wie der Durchschnittsgeist[iche] sich mit dem Gebot der Ehelosigkeit abfand[,] ist bekannt. Ich erspare uns Einzelheiten. Aber die Sittenlosigkeit war grauenhaft. Ich will nur eins erwähnen: Der Bischof von Konstanz nahm jährlich von den Priestern seiner Diözese gegen 4.000 Gulden als Strafgeder für uneheliche Kinder ein, obwohl er für jedes Kind nur 1 Gulden forderte. Das mag als Schlaglicht genügen. Wirkung auf das Volk. – Starke Verbreitung der Prostitution und milde Beurteilung der Unzuchtssünden.

Luther griff das Übel an der Wurzel an, indem er schon 1520 den Zölibat als Teufelslehre, 1521 die Mönchsgelübde für unverbindlich erklärte und energisch die Schließung der öffentl[ichen] Unzuchtstätten forderte. Der Erfolg allmählich. Die Zahl der Ehelosen sank im Lauf weniger Jahrzehnte ganz gewaltig. Natürlich [wurden] nicht sofort aus Zuchtlosen Züchtige. Die Grundlage zur Besserung der sittlichen Zustände war da. Die lutherischen Länder [16] zeichneten sich durch Kinderreichtum aus; die Anschauung, das [sic!] Kinderreichtum ein Segen sei, brach sich Bahn; das berufsmäßige Müßiggängertum hörte auf, Anzahl der Feiertage wurde beschränkt, Karneval, Wallfahrten, Prozessionen hörten auf. Damit war die Wurzel des Übels unterbunden; es fing an zu grünen und zu blühen auf Deutschlands Fluren; Wachstum des Volkes, Wachstum der Arbeit, Wachstum des Wohlstandes gingen Hand in Hand. Nicht ein Zeitalter moralischer Versumpfung begann, sondern die Anzeichen für die sittl[iche] Gesundheit der evangelischen Völker begannen sich bald zu zeigen.

Redet man von Luther als dem Präger einer neuen Kultur, dann darf man auch nicht vergessen, daß er der Begründer des evangelischen Pfarrhauses ist; und welch ein befruchtender Einfluß von diesem auf unser Volksleben ausgegangen ist in bezug auf Pflege sittlich-religiösen Sinnes, echter deutscher Sitten, Kunst und Wissenschaft, Hervorbringung vieler Söhne und Töchter, die Träger des geistigen Lebens in unserm Volke geworden sind, darüber kann ich Ihnen, wenn sie wollen, ein andermal einen Vortrag halten. Ich will hier nur ein Zeugnis anführen:

Im 3. Band¹¹⁷ etcetera

Nach dieser Abschweifung kehre ich zurück.

Um ein klares Bild von der sittl[ichen] Veränderung zu erhalten, möge man sich die Lebensführung des Durchschnittsmenschen jener Zeit vergegenwärtigen. Der Evangelische des 16. Jahrhunderts erscheint vielfach als ein ganz anderer Mensch wie sein kathol[ischer] Großvater. Er ruft, wenn er Zahnschmerz hat, nicht mehr S[ank]t Apollonia an, versichert

¹¹⁷ Ein Nachweis des hier zitierten Textes ist gegenwärtig nicht möglich.

sich nicht mehr gegen Feuersgefahr durch ein Gelübde an S[ank]t Laurentius, fürchtet sich nicht vor dem Fegefeuer, er hält sein Vieh, Wasser, Weide, Feld auch ohne kirchl[ichen] Segen und Teufelsbannung für gesund und fruchtbar. Sein Leben ist ernster und nüchterner geworden. Er hat außer dem Sonntag nur wenige Feiertage, kennt keinen Karneval und keine Wallfahrt mehr. Er kann nicht mehr darauf rechnen von Kloster-suppe und Almosen sein Leben im Notfall zu fristen. Er muß vielmehr wohl oder übel immer die Tatsache im Auge behalten, daß Gemeinde und Genossenschaft nur dann für ihn eintreten, wenn er sich schlechterdings nicht mehr selber helfen kann. Gerade darum fühlt er sich auch viel mehr als sein Ahnherr für sein[e] und seiner Familie wirtschaftl[iche] Leistung verantwortlich. Die Arbeit erscheint ihm nicht mehr als eine zwar sehr löbliche und nützliche[,] aber dem Singen und Beten der Mönche an Wert nachstehende Beschäftigung, s[on]d[ern] als eine Art G[otte]sdienst, das übertragene Amt nicht mehr als eine Gerechtsame, die es möglichst auszunützen gilt, s[on]d[ern] als ein Dienst, der pünktlich zum Besten der Gemeinschaft zu erfüllen ist. Es kommt das Wort Pflicht auf. Und es ist kein Zufall, daß zuerst in lutherischen Landen der ehrbare, treue, nüchterne deutsche Beamtenstand sich gebildet hat, der bei kargem Gehalt treulich und unbestechlich seine Pflicht gegen den Staat tut.

Die revolutionäre Stimmung vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Man lernt tragen, sich schicken. Der passive Sinn des lutherischen Glaubens. *Aber ebenso lebendig wie in sehr strenger Auffassung der Berufsarbeit zeigt sich lutherischer Geist in der Geduld, mit der das lutherische Volk schlechte Zeit, sociale und politische Mißstände erträgt. Auch unter der schlechtesten Regierung keine Reizung zum Aufruhr. Heimsuchung zur Erprobung des Glaubens.*

Aber auch andere Gebiete des geistigen Lebens wurden durch die Reformation ergriffen und umgestaltet. Zunächst die **Wissenschaft**. Man darf wohl sagen, daß schon im Inhalt der lutherischen Verkündigung ein Antrieb zur Wissenschaft lag. Die nachdrückliche [17] Berufung auf die Bibel machte den Protestanten das Studium der Bibel und der bibl[ischen] Sprachen von Anfang zur besondern Pflicht; die energische Abkehr von der mittelalterlichen Predigt, Theologie und Kirchenverfassung ermunterte von selbst zu gelehrter Kritik des Mittelalters, zu kritischem Betreiben der Geschichte; die Aufgabe, die Anhänger des alten Wesens über den neuen Glauben zu belehren und innerlich gefestigte und geistig reife evangel[ische] Lehrer und Prediger zu erziehen, regte an, die neuen Anschauungen tief und umfassend zu begründen. Bibelstudium, Sprachstudium, Geschichtsforschung *wurden gewaltig vorwärts gebracht*. Der von den Banden einer veralteten, mittelalterl[ichen] Theologie und Philosophie befreite Menscheng Geist kann ungehindert seinem Drange folgen, Menschheit und Natur zu durchforschen[,] und schwingt sich auf zu immer höheren Höhen. Heute noch Wissenschaft in evangel[ischen] Ländern, die katholischen rückständig. *Sie gestehen es selber ein und machen*

ohnmächtige Anstrengungen[,] bei uns nachzukommen. Es liegt eben Rückständigkeit im kathol[ischen] Prinzip.

Damit hängt zusammen, daß Luther einer ganz neuen Entwicklung des Unterrichtswesens Bahn gebrochen hat. Das allerlebhafteste Interesse. Seine Schriften. Drei Leitsätze seines pädagogischen Programms: 1. Die Errichtung und Erhaltung von Schulen ist Pflicht der weltl[ichen] Obrigkeit. 2. **Alle** Kinder, auch die Mädchen, sollen wenigstens Elementarunterricht erhalten. 3. Die Obrigkeit ist befugt und verpflichtet, alle Kinder zur Schule zu **zwingen**. – Auf ihnen beruht das ganze moderne Schulwesen. *Eine Grundlage der modernen Kultur*. Er hat der staatl[ichen] Volksschule die Bahn gebrochen. – Die Hauptlehrbücher hat er geschaffen. *Freiheit des Denkens und Glaubens*. Daß in lutherischen Ländern und Städten so früh und so gelingend das Schulwesen, zuerst das höhere, dann auch das niedere sich entfaltet hat, ist eine Frucht der Bemühungen Luthers. *Lag das Interesse für die Schule dem Luthertum gleichsam im Blute, so steht es von Haus aus zu den bildenden Künsten in keinem nähern Verhältnis. Und doch war der Einfluß der Reformation auf die Kunst ganz ungeheuer.*

Wie gross der Einfluß der Reformation auf die Entwicklung auch **der Künste** gewesen ist, läßt sich hier nicht erörtern. Die bildende Kunst des Mittelalters war völlig an die Kirche gebunden. Die Ref[ormation] hat ihre Fessel gesprengt, die Kunst **mündig** gemacht. Als rein geistige Religion hat sie dem Künstler die spezif[ische] religiöse Kunst genommen, dafür ihm aber als Ersatz eine ganze Welt geboten, die religiös durchdrungen ist, die auch die Welt G[otte]s ist. Die Landschaft, das Licht, die Luft, das breite, bunte Alltagsleben der Menschheit offenbart sich dem Künstler in s[eine]m Reiz. Eine außerordentl[iche] Erweiterung des künstlerischen Horizonts tritt ein, eine Erweiterung, die sicher keine Verarmung, s[on]d[ern] eine Bereicherung bedeutet. [18]

Unmittelbarer als auf die bildenden Künste, Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst wirkte die Ref[ormation] ein auf Dichtkunst und Musik. Zu ihnen gewann Luther bald ein inneres Verhältnis, in ihnen schuf er selbst eine Art neuen Kunststils, indem er das mittelalterl[iche] Nothenlied zum evang[elischen] Kirchenlied und die mittelalterliche Volksweise zum evang[elischen] Choral umbildete. Und überall die Flut der Gesänge und Lieder und Melodien in lutherischen Ländern. Unsre großen Dichter hätten nicht gesungen, von unsern großen Musikern hätte es nicht geklungen, wäre Luther nicht gewesen.

Und hierher gehört vor allem auch, was Luther für die **deutsche Sprache** getan hat, vor allem durch die Bibelübersetzung. Zwei Urteile will ich hierhersetzen: Johann Klages, der Urheber der deutschen Normalgrammatik des 17. Jahrhunderts[,] erklärt: „Die Bibelübersetzung und die andern Bücher Luthers halte ich nicht für Werke eines Menschen, sondern des Heiligen Geistes, so doch ein Mensch geredet hat. Wie der H[ei]l[ige] Geist durch Moses und die Profeten in reinem Hebräisch und durch die

Apostel Griechisch geredet hat, so hat er auch gut deutsch geredet durch sein auserwähltes Rüstzeug Luther. Ohne solche Beihilfe und Führung wäre es nicht möglich gewesen, daß ein Mensch so rein, so treffend, so schön deutsch hätte reden können. Zumal unsre deutsche Sprache immer für sehr schwer und allen grammatischen Regeln widerstehend gegolten hat.[“] – Und vielleicht noch schwerer wiegt das Urteil **Jacob Grimms**, des Begründers der deutschen Sprachwissenschaft.

[„]Luthers Sprache muß ihrer fast wunderbaren Reinheit auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Norm und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachwissenschaft gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist. Man darf d[as] Neuhochdeutsch in der Tat als den protestant[ischen] Dialekt bezeichnen, dessen freiheitatmende Natur längst schon ihrer unbewusste Dichter und Schriftsteller überwältigte. Unsre Sprache ist nach dem unaufhaltsamen Laufe der Dinge in Lautverhältnissen und Formen gesunken, was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüten einer neuen Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luther.[“]

Wir wollen schließen. Gewaltig sind die Kulturwirkungen, die von diesem Manne ausgegangen, und wir alle, unser ganzes Volk, die anderen evangel[ischen] Völker, auch die Katholiken stehen mitten darin und genießen ihre Frucht. Ein weiter[,] breiter Strom fließt durch die Lande[,] und soweit wir schauen[,] lachende Auen, blühende Stärke, befreite Menschen. Aber wir kehren zur Spitze des Berges zurück, wo seine Quelle lag. Die Spitze ist uns das Werthvollste, sie ist dem Himmel am nächsten. Der Strom der Kultur fließt zur Erde, die Spitze weist auf Gott. Auf der Spitze steht Luther, die Bibel in der Hand und predigt: So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne der Ges[etzte] Werke. A[men].

Zweiter Vortrag

[11] Vortrag bei der Gemeindefeier am 4.11.[19]17

D[okto]r Martin Luther, der Profet des deutschen Volkes auch für die Gegenwart

Gott erweckt den Völkern der Erde je und dann Profeten, die ihnen den Weg weisen für ihre irdischen und himmlischen Ziele. Wir wissen, welche Bedeutung für das Volk Israel diese Profeten hatten, Männer stets aus dem Kerne des Volks herausgeboren, darum des Volkes beste Eigenart in sich verkörpernd und dann mit Gottes Geist erfüllt Wegweiser für Gegenwart und Zukunft. Solche Profeten hat Gott auch unserm Volke gegeben; besonders in dunklen schweren Zeiten. Hat nicht auch Hindenburg etwas Profetenhaftes, dieser Held, in dem echtes Deutschtum und wahres

Christentum eine so innige Verbindung geschlossen haben, der darum wie keiner das Herz des Volkes gewonnen hat, der ihm den Mut, den Glauben, das Gottvertrauen stählt und ihn [sic!] die Wege weist in den Wirren der Gegenwart. Seine Bedeutung ganz zu erkennen, dazu steht er uns noch zu nah. Anders ist es mit Luther, dessen Gestalt aus der Vergangenheit vor 400 Jahren so lebendig hineintritt in unsere Gegenwart, sie auch heute noch befruchtend, auch heute noch Wege und Zieleweisend.

[Gestr.: Kein anderer spiegelt so wie Luther den deutschen Geist in seiner Eigenart und Reinheit wieder. Er [gestr.: hat] verbindet den Sinn für den Ernst mit dem für den Schmuck des Lebens, Pflichttreue im Beruf und Standhaftigkeit in Not und Gefahr, kernige Frömmigkeit mit offenem Sinn für das natürliche [...] des Gemeinschaftslebens.] Er war ein Deutscher, nie hat Deutschland einen echteren Sohn besessen als diesen, aus Thüringer Bauernstamme herausgeborenen Manne. Aus dem Herzen Deutschlands stammte er[,] und seine Väter und Vorväter waren Bauern, der Stand, der die Eigenart des Volkes am stärksten in sich ausprägt.

Ein Heiliger war er nicht und wollte es nicht sein. Wir Evangelischen machen uns auch keine Heiligen, das überlassen wir anderen, aber ein Profet war er, herausgewachsen aus des Deutschen Volkes edelstem Sinn und Sein, von Gottes Geist und Kraft erfüllt, seinen Willen der Welt kund zu tun.

Er vereint in sich wundersame Widersprüche, ein Kind seiner Zeit und doch weit über sie hinausweisend. [12] Oft erscheint er uns so ganz mittelalterlich, als lebe er noch mitten im leibhaftigen Teufelsspekul vergangener Zeiten, und oft sind seine Gedanken so neuzeitlich und modern, daß wir heute noch nicht an ihnen ausgelernet haben. Oft erscheint er uns so furchtbar **engherzig**, etwa wenn er mit einem einzigen Bibelwörtlein die ganze evang[elische] Beweg[ung] in zwei Heerlager trennt, und dann ist er wieder im Schriftverständnis so **weitherzig**, daß er zum Schrecken seiner Freunde ganze Bücher der Bibel geringschätzig beurteilt. Oft hat er eine so herbe **Unversöhnlichkeit** und Feindschaft an den Tag gelegt, daß alle Vermittlungsversuche bei ihm auf Granit bohrten; und oft atmen seine Worte so viel **versöhnliche Feindesliebe**, als könne er alles vergeben und vergessen. Oft war er ein **Draufgänger**, der einer ganzen Welt allein zu trotzen wagt[,] und oft von so **schwerfälliger Bedächtigkeit**, als könne er sich gar nicht vom Alten lossagen. Oft schreibt er so **derb** und **leidenschaftlich**, daß man ihn nicht bloß den größten, sondern auch den größten Deutschen nennen könnte, und er gibt seine Grobheit selbst zu – und dann wieder so sinnig und innig, daß man es ihm schwerlich nachmachen könnte. Oft ist er der **unermüdliche Arbeiter**, Grübler, Denker, Schriftsteller, Prediger, Professor, daß man sich beim Anblick seiner Werke nur fragt, woher hat er die Zeit dazu gehabt – und dann hat er wieder so **unglaublich viel Zeit**, wenn er in Mußestunden als Kind mit Kindern singt und spielt. Oft erscheint ihm die Welt als **Jammertal**, die man fas-

tend zu durchwandern hätte – und dann wieder ist es ihm ein **Behagen**[,] **im Freundeskreis** ein gutes Mahl und einen guten Trunk sich munden zu lassen. Oft spricht sein Mund im heiligsten Ernst, als fühlte er sich zum **Bußprediger** der ganzen Welt berufen – und dann sprühen seine Worte wieder von solch **köstlichem, derbem Humor**, daß man in ein lautes Lachen ausbrechen möchte.

Das ist der Luther, der in seiner ganzen Persönlichkeit die echt deutsche Art verkörpert, deutscher Trotz und deutscher Heldenmut mit tiefem deutschem Gemüt und deutscher Innigkeit, die tiefe Frömmigkeit der deutschen Seele mit dem köstlichen Humor und dem reinen Frohsinn deutschen Wesens, das heiße Ringen im Herzensgebet und die harmlos natürliche Herzenslust am Leben, ohne darin einen Widerspruch zu finden. [13]

Das ist der Luther, den wir lieben, zu dessen Profetengestalt wir aufschauen und dessen Profetenwort wir lauschen.

Und weil er selbst das deutsche, trotzig und innige Wesen in sich verkörperte, hat er auch ein so feines Verstehen für alles Urdeutsche und alles **Undeutsche** gehabt. Er liebte sein deutsches Volk mit der ganzen Glut seiner Seele, dies Volk „von edler Natur beständig und treu, in allen Historien gelobt“. Er bekannte: „Für meine Deutschen bin ich geboren; ihnen will ich auch dienen.“ „Wollten doch, die mich verachten, das ansehen, daß ich nicht das Meine, sondern allein des ganzen deutschen Landes Glück und Ziel suche.“

Nun sah er mit profetischem Hellsehersblick das Unglück und Unheil, das seinem Volk und Land von Rom her drohte. Nicht den Papst hat er gehaßt, aber das „welsche Wesen“, das die Deutschen sich nicht länger so gutwillig gefallen lassen sollten. Er weiß doch zu genau, wie sie in Rom darüber „lachen, daß sie uns so fein äffen und narren können unter Gottes Namen. Deutsch Land soll bald dem welschen gleichen. Darum lasset uns aufwachen, liebe Deutschen, und Gott mehr denn die Menschen fürchten.“ Dieser Profetenruf dringt mächtig herüber auch in unsre Zeit. Luther kannte auch die Feinde, die jetzt über uns hergefallen sind. Es ist geradezu herzerquickend, wie er schon den feindlichen Völkern dieses Weltkrieges ins Herz geschaut hat. Er sagt es mit gutem deutschen Stolz: „Die Deutschen haben die Wahrheit lieber denn die Franzosen und Engländer“, das zeige schon die Sprache, weil sie läppisch und zischend die Worte aussprechen. Ein Luther, der so redet, wie ihm der Mund gewachsen ist, hätte nie das „läppische“ [14] Englisch oder das „zischende“ Französisch nachgeplappert. *Gegen die Fremdtümelei*. Überhaupt konnte er die Engländer nicht recht leiden. Die Schotten sind ihm die aller Hoffärtigsten, Stolzesten und Unverschämtesten, sie meinten und ließen sich dünken, sie seien „allein Leute vor andern.“ Besonders der damalige **König von England**, dem der Papst den Ehrennamen „Verteidiger des Glaubens“ beigelegt hatte, den er am wenigsten verdiente, hat Luthers Grob-

heit zu fühlen bekommen. Er handle und rede wider sein eigenes Gewissen, er suche nur einen Vorteil, „Geld und Gut mache ihn so keck, daß er meint, man müsse ihn anbeten und Gott könne sein nicht entbehren“.

Er hat schon die beste Antwort auf **engl[ische] Verlogenheit** gegeben: „Darf ein König von England seine Lügen unverschämt ausspeien[,] so darf ich sie ihm fröhlich wieder in seinen Hals stoßen“ – eine herz hafte Mahnung an den deutschen Mann, wie er sich gegen engl[ische] Lügenpolitik zu wehren hat. – Auch den **Franzmännern** sagt er die Wahrheit in seiner Art: „Heute ist Frankreich das eingebildetste Reich!“ Ob sich das inzwischen wohl geändert hat! Empört ist er darüber, was für **Bundesgenossen** sie sich suchen: „800 Türken haben in ihrem Heer gekämpft“ – was würde er heute wohl sagen?

Und was er von den **Venezianern** sagt, das gilt noch immer von allen **Italienern**: „Sie sind neutral, hängen den Mantel nach dem Winde. Welches Teil Sieg hat, mit dem halten sie es.“ Wir kennen diese Neutralität. Auch die **Russen** kennt er. Unmittelbar nach dem Augsburger Reichstage, wo der „verfluchte Papst“ die Deutschen zu Klötzen und Blöcken machen wollte, schreibt er: „Was werden die Tartaren und Moskowiter dazu sagen?“ Und voll Bitterkeit sagte er uns gerade in diesem Z[u]-s[a]m[m]e[n]h[an]ge: „Es sollte billig einen guten Deutschen gereuen, daß er deutsch geboren wäre und ein Deutscher heißen soll!“ **Volksbewusstsein**. Erst der 30jährige Krieg hat uns das zunichte gemacht. – Und wir [15] haben das Nachlaufen hinter den Fremden immer noch nicht abgelegt. Das bringt uns Schande und Verderben. Ach daß wir von Luther wieder lernten[,] uns als Deutsche zu fühlen und für unser Volk einzutreten!

Luther ist, ehe der erste Glaubenskrieg anhub, zum ewigen Frieden eingegangen, aber ahnungsschwer hat er noch an seinem letzten Geburtstage in die Zukunft geschaut: „Unsere Kinder werden noch müssen den Spieß in die Hand nehmen, denn es wird übel zugehen in Deutschland.“ Und weil wir nun in dieser Lage sind, so hat er auch uns viel für **diesen Krieg** zu sagen. Eins ist ihm gewiß, daß der Deutsche zwar friedfertig ist, aber auch, wenn es sein muß, zu kämpfen weiß. Was er von sich selbst sagt, ist gutdeutsche [sic!] Art: „Ich bin dem Hader feind, will niemand erregen noch reizen; ich will aber auch ungereizt sein!“ Wehe, wenn der Deutsche gereizt wird! Dann nimmt er es eben mit der ganzen Welt auf. Von sich selbst durfte er sagen: „Wohlan alle zusammen ... Teufel, Papis ten und Schwärmer auf einen Haufen, nur frisch an den Luther! ... Wohl an, so gelte der Trutz und Gottes Namen!“ Und an anderer Stelle: „Ich will und kann mich vor solchen elenden Gottes Feinden nicht fürchten! Ihr Trotz ist mein Stolz, ihr Zürnen mein Lachen.“ Solch Wort ist jedem guten Deutschen aus dem Herzen gesprochen. Von den Deutschen: „Wenn Deutschland **einen** Herrn hätte, so wäre es nicht zu gewinnen,“ d[a]s g[ilt] doch für heute: Wir bleiben unbesiegt, wenn wir einig sind. Und

doch wird Luther nicht müde zu sagen, daß man sich **nie auf eigne Kraft** trotzig verlassen darf, „auf daß man Gottes nicht vergesse oder verachte. Denn es steht geschrieben: „**Aller Sieg kommt vom Himmel.**“

„Vor Gott soll man verzagt, furchtsam und demütig sein – Wider die Menschen soll man keck, frei und trotzig sein, als die doch unrecht haben, und also mit trotzigem, gestrotem Gemüt sie plagen!“ Profetenworte für den Weltkrieg! [16]

Freilich für ein deutsches Gemüt und Gewissen drängen sich **im Kriege schwere Fragen und Nöthe** auf. Manch Einer leidet unter dem innern Widerspruch zwischen dem Christentum und dem Blutvergießen. Luther hat auch darunter gelitten und den Widerspruch gelöst. In der Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können“ 1526 und „Warnung an seine lieben Deutschen“ 1531 hat er darüber gesprochen. Er hat die herzquälende Frage, **ob ein Christ töten darf**, [gestr.: freudig] getrost bejaht. Wohl gehört der Krieg nicht in G[otte]s Reich hinein; darum rät er immer wieder „vom bösen Krieg zum guten Frieden“; aber wir leben zugleich in einem irdischen Reich, wo Gott der Obrigkeit das Schwert in die Hand gab. So wird ihm der Krieg ein sonderlicher Gottesdienst, aber freilich nur dann, wenn „mein Nachbar mich zwingt und dringt zu kriegem“. „So nun unser Gewissen in solchem Fall unschuldig, rein und sicher ist, so laß nur fröhlich hergehen – und Trotz sei ihnen allen geboten – denn ihr Gewissen ist zu hoch beschweret mit Lügen, Lästern, Blut, Mord und allen Greueln.“ So hält der Deutsche sein Schwert in reiner Hand, solange er es mit reinem Gewissen führt. „Wo gut Gewissen ist, da ist auch großer Mut und ein keckes Herz.“

Ein anderer Reformator, **Zwingli**, ist als Feldprediger mit ins Feld gezogen und hat den Heldentod gefunden.

Nun ist es uns, als ob Luther auch im Geiste mit uns zu Felde zöge und im Kampf zur Seite stände. Er hat einmal gesagt, wie er sich eine **Feldpredigt** kurz vor dem Kampf dächte:

„Liebe Gesellen, wir sind allhier versammelt in Dienst, Pflicht und Gehorsam unsres Fürsten – wiewohl wir vor Gott ebenso wohl arme Sünder sind als unsre Feinde – aber weil wir wissen, daß unser Fürst in diesem Stück recht hat und gewiß sind, daß wir Gott selbst in solchem Dienst und Gehorsam dienen, so sei ein jeglicher frisch und unverzagt und lasse sich nicht anders dünken, denn seine Faust sei Gottes Faust – und schrei mit Herz und Mund: Hie Gott und Kaiser! – Nun walt's Gott und hinein mit Freuden!“ Dann solle jeder noch ein Gebet sprechen im Glauben an seinen Erlöser Jesus Christus; „und befiehl damit Leib und Seele in seine Hände und zieh vom Leder und schlag drein in Gottes Namen!“ –

Seht, ein Profet des deutschen Volkes! [17]

Bild Die alten Helden ziehen mit. Auszug zum Welt-Kriege. Die Gegenwart: Hertling.

Aber noch etwas anderes muß ich berühren, wodurch L[uther] mächtig gestaltend gewirkt hat. Es ist das, was den Mittelgrund s[eine]s reformator[ischen] Wirkens bildete, daß er die **Rechtfertigung aus Glauben** so scharf hervorgehoben hat. Ich will klarzumachen versuchen, was das bedeutet.

Es ist einleuchtend, daß eine Seele, die sich allein durch ihren Glauben vor Gott gerechtfertigt weiß, innerlich eine viel größere Selbständigkeit gewinnt als eine andere, die nur durch irgendwelche priesterliche Mittelpersonen oder äußerliche Hilfsmittel mit dem Vater verkehren darf. Luthers Lehre schafft darum freie, selbsthandelnde Charaktere, Rom günstigenfalls fleißige und kluge Werkzeuge.

Bei unserem Reformator ist gerade diese Folge des Glaubens eines Tages mit elementarer Gewalt hervorgebrochen. Wir kennen seine Worte in Worms. Da stand der arme kleine Mensch unmittelbar vor seinem großen Gott, und Kaiser und Fürsten und Bischöfe konnten ihn nicht hindern, da stand er[,] ein Ausgestoßener, der aber doch aus seiner Verbindung mit der Ewigkeit Ewigkeitskraft nahm und sie alle überwand: **Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!**

Dies „nicht anders können“, um Gottes willen nicht anders können, dies heilige, freie, selbstgewählte und doch so notwendige „müssen“, ist seit Luther das beste Eigentum der evangelischen Kirche. Jeder wahrhaftig durch den Glauben Gerechtfertigte hat davon sein schönes, oft schweres, aber immer seliges Teil.

Dies „Ich kann nicht anders“ hat auf ungezählten Kanzeln, Synoden und Reichstagen Männern des Glaubens den Mund zu tapfern [sic!] Bekenntnis geöffnet. Er hat evangel[ische] Märtyrer begeistert, das schuf Männer wie Gustav Adolf, Coligny, den Großen Kurfürsten, Bismarck. Das hat die „Innere Mission“ geschaffen. Ja, jeden geraden und festen Mann in unsrer Kirche, jeden warmen Beter verdanken wir ihm.

Rationalismus – Pflichtgefühl – Friedrich d[er] Große, Kant – unsre Soldaten, Landfrauen unser Volk, Organisation – alle, auch d[er] Katholik. Jahrhunderte alte evangel[ische] Erziehung. 1917. *Reformation N[ummer] 42 S[eite] 439¹¹⁸ [18]*

Das Bild: Auszug zum Weltkriege. Die Geister alter Zeiten: Moltke, Friedrich Karl Blücher, Friedrich der Große, Ziethen, Seidlitz.

Hindenburg und Luther. Luthers Geist, Luthers **Bibel**, Luthers **Lied** „Ein feste Burg“. Antwerp[en] Einzug. – Landwehr bei Tannenberg, als sie keine Munition mehr hatten, hinter den fliehenden Russen hergesungen.

¹¹⁸ Ein Nachweis des hier zitierten Textes ist gegenwärtig nicht möglich.

[Die Zeiten sind ernst. Nicht bloß die äußeren Feinde. Mit denen werden wir fertig. Aber die Innern. Jetzt am Reformations-Jubiläum Michaelis durch **Hertling**, den Zentrumsführer ersetzt. *Jesuitenorden wieder da.*

Der Papst erhebt sein Haupt. Friedensvermittler. Die griech[ische] Kirche ohne Oberhaupt. Zentrum und Socialdemokratie, Irrglaube (Jesuitismus) und Unglaube im Bunde. Demokratisierung. Es geht gegen unsre Landeskirche. Sie wird sterben müssen. Dann wollen wir Luthers Geist anziehen. „Man muß frei und mutig in allen Dingen sein und fest stehen.“ Trotz allen Feinden G[otte]s und s[eine]s Evangeliums!

Jesus Christus gestern, heute und in Ewigkeit!

Bericht und Dokumentationen

Walter Gröne

Jahrestagung 2014 in Münster

2014 war das Gedenkjahr für den Beginn des Ersten Weltkriegs 1914. Diesem Gedenken waren fünf der acht Vorträge gewidmet, die bei der Jahrestagung 2014 des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte in Münster gehalten wurden.

Die Eröffnung der Evangelisch-Theologischen Fakultät an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster fand am 15. Oktober 1914 statt. Angesichts der Kriegseignisse gab es dazu keine Festlichkeiten. Nur schleppend begann der Aufbau der Fakultät, da viele der erwarteten Studenten Kriegsdienst leisten mussten. Allerdings war ein Professorenkollegium noch vor Kriegsbeginn berufen worden, das seine Arbeit zum Wintersemester 1914/1915 aufnahm. So gilt das Jahr 1914 als Gründungsjahr der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster. Robert Stupperich, Professor der Kirchengeschichte in Münster und langjähriger Vorsitzender des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, hat in der Festschrift zum Universitätsjubiläum 1980 – unter anderem gestützt auf schon im Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte 1956/1957 veröffentlichte Vorarbeiten zu diesem Thema – einen Beitrag über die Geschichte der Evangelisch-Theologischen Fakultät geschrieben. Für den Verein, dessen damaliger Vorsitzender Hugo Rothert von Beginn der Fakultät an dort Westfälische Kirchengeschichte lehrte, stellte dieses einhundertjährige Jubiläum den Anlass dar, den „Tag der Westfälischen Kirchengeschichte“ 2014 in Münster durchzuführen.

Da der Fakultätsgründung gedacht wurde, begann die Tagung offiziell am 24. Oktober 2014 im Fakultätsgebäude der Evangelisch-Theologischen Fakultät mit einem Empfang des Vorstandes durch deren Dekan Prof. Dr. Hermut Löhr, der bereits seit sieben Jahren das Fach Neues Testament in Münster lehrt. Durch seine auch auf dem Gebiet der Frühen Kirchengeschichte liegenden wissenschaftlichen Schwerpunkte steht er auch dem Fach Kirchengeschichte nahe, was er in seiner Begrüßung des Vorstandes deutlich zum Ausdruck brachte. Sodann zeichnete er ein Bild der Fakultät, wie sie trotz schmerzlicher Raumverluste und einer extremen Raumnot in dem inzwischen denkmalgeschützten Fakultätsgebäude den modernen Herausforderungen durchaus entsprechen könne. Angesichts einer Studierendenzahl von insgesamt etwa 1.700 Studierenden (einschließlich der Lehramtsstudierenden) beschrieb er eine stabile Aufwärtsentwicklung der Fakultätsarbeit – überraschend angesichts der massiven Einschnitte bei der Zahl der Lehrstühle in den beiden zurückliegenden Jahrzehnten.

Der Vereinsvorsitzende Prof. Dr. Christian Peters stellte bei dem Empfang die Arbeit des Vereins und insbesondere auch des Instituts für Westfälische Kirchengeschichte vor – in ihren Funktionen in der kirchengeschichtlichen Forschung, in der Editionsarbeit und in der Lehrtätigkeit für die Studierenden der Evangelischen Theologie.

In seinen Begrüßungsworten zur Eröffnung des „Tages der Westfälischen Kirchengeschichte“ in den Räumen des Dietrich-Bonhoeffer-Hauses der Apostelkirchengemeinde Münster nahm Dekan Löhr den Faden des informativen Gesprächs vom Empfang in der Fakultät am Vormittag wieder auf. Auch für den Rückblick auf das Jahr 1914 als Jahr des Kriegsbegins und der Fakultätsgründung gelte, dass aus genauer Analyse des Regionalen das Verständnis für die großen Geschichtszusammenhänge erwachse. Er dankte dem Verein für seine Tätigkeit und ermutigte zu weiterer Arbeit im Dialog mit Kirchengeschichte und Allgemeingeschichte.

Als Vertreter des gastgebenden Kirchenkreises Münster begrüßte sodann Synodalassessor Uwe Völkel die Gäste. Er nahm Bezug auf die Arbeit des Vereins am Thema „Ablass“: Christen brauchen Vergebung und Versöhnung – von Gott und den Menschen. Darum sei es auch für die Zukunft wichtig, das reformatorische Erbe wachzuhalten.

2013 hat Dr. Hans Nordsiek (aus Minden) nach langjähriger Arbeit seine Edition „Die Kirchenvisitationsprotokolle des Fürstentums Minden von 1650“ veröffentlicht. Er eröffnete die Reihe der Vorträge mit einem diesbezüglichen Referat „Die Kirchenvisitation von 1650 im brandenburgischen Fürstentum Minden und die Bedeutung der Visitationsprotokolle als historische Quelle“. Dem Vortrag folgte eine lebhaft diskutierte Diskussion über die Inhalte der Protokolle und die Frage nach den von der Visitation ausgehenden Wirkungen. Weitere Fragen galten den Rechtseigenheiten der Stadt Minden und des Mindener Umlands.

Frau Dr. Claudia Bendick aus Münster referierte anschließend über „Münsteraner Diakonissen im ‚Feld‘? – Mutterhausdiakonie in Westfalen und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg“. Die Arbeit des erst zwei Monate vor Kriegsbeginn gegründeten Diakonissenmutterhauses in Münster begann mit der tatkräftigen personellen Unterstützung des Betheler Mutterhauses Sarepta. Die auch zuvor schon in Münster tätigen Sareptaschwesterinnen übernahmen Leitungs- und Ausbildungsfunktionen und arbeiteten vor allem in der Pflege der im Evangelischen Krankenhaus aufgenommenen Patienten, deren Zahl sich in der Funktion des Krankenhauses als Reservelazarett verdreifachte.

Dr. Ulrich Althöfer (Bielefeld) setzte sich in seinem Vortrag „Kirchen schließen. Wege finden. Zur Lage in Westfalen“ mit der aktuellen Problematik der Kirchenentwiddlungen und den vielen dabei zu berücksichtigenden Aspekten auseinander.

Der emeritierte Marburger Professor Jochen-Christoph Kaiser beleuchtete im Abendvortrag „Die Gründungsjahre der Evangelisch-Theologi-

schen Fakultät Münster“ auf der Basis neuer Archivstudien den Hintergrund der Entstehung der Fakultät.

Der zweite Tag wurde mit einem Gottesdienst in der Münsteraner Apostelkirche eröffnet, der vom Ortspfarrer Heinrich Kandzi liturgisch geleitet wurde und in dem Vorstandsmitglied Pfarrer Thomas Ijewski (Freudenberg) die Predigt hielt.

Nach der anschließenden Mitgliederversammlung im Dietrich-Bonhoeffer-Haus setzte Pfarrer Geert Franzenburg aus Münster die Vortragsreihe fort: „Die Erinnerung an den Kriegsbeginn 1914 in den evangelischen Gemeinden in Münster. Chance und Herausforderung für die religiöse Bildungsarbeit“.

Ihm folgte Professor Dr. Albrecht Geck aus Recklinghausen mit einem Vortrag „Krieg als Bildungserlebnis? Das Reformationsjubiläum 1917 im Vest Recklinghausen“. Pfarrer Ulrich Rottschäfer aus Hiddenhausen sprach sodann über das Thema „Gott behüte unsre Lande, unsre Seelen vor der Schande. Patriotische Briefseelsorge im Ersten Weltkrieg. Ein Beispiel aus Minden-Ravensberg“. Den Abschluss der Tagung bildete ein Referat von Professor Dr. Jürgen Kampmann (Tübingen): „Kirchliche Arbeit und theologische (Fehl-)Orientierungen in Minden-Ravensberg im Kontext des Ersten Weltkriegs“.

Der Vereinsvorsitzende und Tagungsleiter Professor Dr. Christian Peters schloss die Tagung, zu der man sich doch eine zahlreichere Präsenz von Mitgliedern der Fakultät und aus der Münsteraner Pfarrerschaft erhofft hatte, mit Dank an die Apostelkirchengemeinde für die Überlassung der Apostelkirche und der Räume des Dietrich-Bonhoeffer-Hauses und an die Superintendentin des Kirchenkreises Münster für den gewährten Imbiss am Freitagabend. Besonders aber dankte er allen Vortragenden für ihre Beiträge.

Die Kirchenvisitation von 1650 im brandenburgischen Fürstentum Minden und die Bedeutung der Visitationsprotokolle als historische Quelle¹

1. Die Entwicklung der kirchlichen Leitungsstrukturen im Mindener Land nach der Reformation bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts

Wo und warum Kirchenvisitationen? Als Vorspann eine kurze Einordnung in Zeit und Raum.

Um 800 gründete Karl der Große das Bistum Minden zwischen Hunte und Leine. Er bestimmte Minden zum Bischofssitz. Dieser Ort bestand aus einer Furtsiedlung, einem Ufermarkt, einer Missionsstation und einem karolingischen Militärstützpunkt. Der erste Bischof war Erkanbert, ein Mönch aus Fulda, aber sein Bistum Minden wurde der Kirchenprovinz Köln integriert. Der Ort Minden bildete in Nord-Süd- und in West-Ost-Richtung in etwa die geographische Mitte nicht nur des Siedlungsgebietes der Engern, sondern des gesamten Stammesherzogtums Sachsen.

Die mittelalterliche Territorialisierung führte in der Diözese Minden zu Ergebnissen, die sich von Münster, Paderborn und Osnabrück unterscheiden. Köln liegt am Rhein, aber die Weser war nie ein Nebenfluss des Rheins. Minden war weserabwärts nach Norden orientiert, nicht zuletzt im Zeitalter der Reformation, und darüber hinaus auch nach Osten.

Als der Augsburger Religionsfrieden von 1555 als Reichsgesetz in Kraft trat, bedeuteten dessen Bestimmungen de facto das Ende des Bistums Minden.

Die Landesherrn derjenigen Territorien, die in der Diözese Minden lagen, ganz oder teilweise, hatten ebenso wie mehrere Städte innerhalb der Diözese Minden eigenmächtig die lutherische Reformation durchgeführt und die entsprechende Lehre verbindlich eingeführt.

Dadurch aber waren dem Mindener Oberhirten die Schäfchen abhanden gekommen, insbesondere aber war ihm seit 1555 die umfassende

¹ Vortrag im Rahmen des Tages des Westfälischen Kirchengeschichte im Dietrich-Bonhoeffer-Haus Münster am 24. Oktober 2014. Die stilistische Form der Rede wurde für die Veröffentlichung beibehalten. Zum näheren Beleg der Darstellung sei verwiesen auf: Nordsiek, Hans (Bearb.): Die Kirchenvisitationsprotokolle des Fürstentums Minden von 1650. Mit einer Untersuchung zur Entstehung der mittelalterlichen Pfarrkirchen und zur Entwicklung der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Minden. Münster 2013. [= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen N.F. 7].

geistliche Gerichtsbarkeit über alle Protestanten in seinem Bistum untersagt. Bischof, Domkapitel und Archidiakone verloren geistlichen Einfluss und weltliche Einnahmen. Übriggeblieben war von der großen Diözese beziehungsweise vom Bistum nur das relativ kleine Fürstbistum Minden, in dem die Bischöfe oder Administratoren sowohl geistliche als auch weltliche Landesfürsten waren. Allerdings waren auch deren Untertanen im Fürstbistum Minden, das staatsrechtlich als katholisches Territorium galt, 1555 inzwischen evangelisch, genauer lutherisch, die Stadt Minden seit 1530, die Landkirchspiele etwa seit 1540.

Die lutherische Konfessionalisierung des katholischen Fürstbistums Minden begann also in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Was kam dabei heraus? *Ein* Bekenntnis, aber *drei* Kirchenorganisationen:

1. die selbständige Evangelisch-lutherische Kirche der Stadt Minden,
2. die selbständige Evangelisch-lutherische Kirche der Stadt Lübbecke und
3. die Evangelisch-lutherische Landeskirche Minden.

Die beiden Städte Minden und Lübbecke unterstanden also *nicht* dem Landeskonsistorium und *nicht* dem Landessuperintendenten. Sie konnten 1650 also *nicht* vom Letzteren visitiert werden.

Die Gegenreformation während des Dreißigjährigen Krieges – Stichworte: Kaiserliches Restitutionsedikt 1629, Bischof Franz-Wilhelm von Wartenberg, importierte Jesuiten, kaiserlich-katholische Garnison in der Festung Minden – konnte zwar vorübergehend die Bistumsorganisation wiederherstellen, aber den erneuten Konfessionswechsel der Bevölkerung nicht mehr durchsetzen.

1633 besetzten die protestantischen Schweden das Territorium, 1634 eroberten sie die Festung Minden.

Das bisher deutsche Fürstbistum Minden wurde *iure belli* ein schwedisches Territorium; dessen schwedische Regierung und dessen lutherisches Konsistorium unterstanden dem schwedischen Oberbefehlshaber in Deutschland und damit der Krone Schwedens, konkret: dem Reichskanzler Axel Oxenstierna und dem Reichsrat in Stockholm – bis 1648, die Stadt Minden bis September 1650.

Im Westfälischen Frieden von 1648 wurde das ehemalige katholische Fürstbistum Minden gemäß dem Konfessionsstand im Normaljahr (1. Januar) 1624 säkularisiert und als weltliches Fürstentum nicht etwa dem benachbarten lutherischen Haus Braunschweig-Lüneburg, sondern den reformierten Hohenzollern aus Berlin zugesprochen.

Ab 1649 gab es in Petershagen eine neue brandenburgische Regierung für das Fürstentum Minden; in der Stadt Minden saß noch immer schwedisches Militär.

Im Frühjahr 1650 ließ sich der Kurfürst von Brandenburg persönlich huldigen – von den Landständen, *nicht* in der schwedischen Festung

Minden, der Landeshauptstadt, sondern in der ehemaligen bischöflichen Residenz Petershagen.

Sämtliche Pfarrer der Landkirchspiele wurden durch Handschlag vom Kurfürsten auf ihr Amt und auf ihn als neuen „*summus episcopus*“ verpflichtet.

Einer von ihnen, Julius Schmidt, der ehemals deutsche Militärpfarrer eines schwedischen Regiments und jetzige Erste Pfarrer der Kirchengemeinde Petershagen, hielt in der evangelischen Kirche in Petershagen als Lutheraner vor dem reformierten Kurfürsten und seinem Gefolge die Huldigungspredigt. Kurz danach erhielt Julius Schmidt vom Kurfürsten persönlich die Ernennungsurkunde zum Superintendenten des Fürstentums Minden.

In der Landeshauptstadt Minden hätte das alles nicht stattfinden können: Der ehemals bischöfliche Hof war vermietet, die „*ecclesia major*“, der Dom, war eine katholische Kirche des Domkapitels, die drei lutherischen Pfarrkirchen der Stadt unterstanden dem *städtischen* Konsistorium Minden, und außerdem befanden sich in der Stadt noch immer eine starke schwedische Garnison und ein schwedischer Gouverneur (bis September 1650).

Der Kurfürst von Brandenburg hatte nicht nur den Anspruch auf die Souveränität als weltlicher Landesherr des Fürstentums Minden, sondern auch auf die landesherrliche Kirchenhoheit (*ius circa sacra*) sowie auf das Kirchenregiment (*ius in sacra*). Ein reformierter Landesherr fungierte also als oberste Kircheninstanz aller Lutheraner und weniger Katholiken. Dass der Kurfürst sehr bald auch eine evangelisch-reformierte Personalgemeinde im Fürstentum Minden gründete, war natürlich nicht überraschend. – Die sich daraus ergebenden Entwicklungen, Probleme und Differenzen kann ich hier nicht erörtern.

Konfessionell war das Ganze seit 1650 ein geordnetes Nebeneinander von Lutheranern, Reformierten und Katholiken, gekennzeichnet durch Abgrenzung und Distanzierung. Die Lutheraner hatten die große Mehrheit, die Reformierten hatten den Kurfürsten in Berlin – und die Katholiken hatten den Papst in Rom.

2. Das Anliegen der von Superintendent Julius Schmidt 1650 unternommenen Visitation in den Kirchengemeinden des Mindener Landes

Als der in Celle geborene Julius Schmidt, der an der Universität Rostock Theologie studiert hatte, 1650 Superintendent wurde, war er 32 Jahre alt. Von der Ausdehnung und Struktur seines künftigen Amtsbereiches und der realen Situation von 33 Kirchengemeinden, die mit seiner eigenen

Gemeinde Petershagen zu seinem Aufsichtsbereich gehörten, hatte er wohl keine genauen Kenntnisse.

Die Kirchenvisitation aller Mindener Landpfarrkirchen lag also zunächst einmal im eigenen Interesse. Er musste die ihm unterstellten Pfarrer und deren Kirchenpersonal kennenlernen und konnte sich zugleich als Visitator und als leitender Theologe der Landeskirche in den Kirchengemeinden vorstellen. Sie lernten einen aktiven Mann mit Selbstbewusstsein, Führungsanspruch, Durchsetzungsvermögen und Leistungsfähigkeit kennen. Diese Merkmale führten aber nicht bei *allen* altgedienten Gemeindepfarrern zur Steigerung der Sympathiewerte für ihren neuen Superintendenten!

Das vom Superintendenten Schmidt festgelegte Verfahren bei Visitationen und der von ihm entworfene Fragenkatalog sollten, wie aus seiner Vorbemerkung ersichtlich ist, nicht nur für die bevorstehende Visitation, sondern auch für künftige Visitationen verbindlich sein. Tatsächlich aber kam nach der Gesamtvisitation aller Kirchspiele 1650 keine weitere Gesamtvisitation bis zum Ende der Mindener Landeskirche 1815 mehr zustande.

Die Visitation 1650 begann im Frühsommer nach der Feldbestellung, sie erfolgte – mit Pausen – nacheinander in allen fünf landesherrlichen Amtsbezirken Rahden, Reineberg, Hausberge, Petershagen und Schlüsselburg und endete im Dezember 1650. Der jeweilige Amtmann (beziehungsweise einer seiner Bediensteten) war an den Visitationen der Kirchspiele seines Amtsbezirkes beteiligt beziehungsweise dabei zugegen. Die Amtsverwaltungen waren nicht nur die Lokalbehörden der Landesregierung, sondern auch die Unterbehörden der Landeskonsistorien. Das Amt hatte daher auch Kompetenzen in Kirchen- und Schulangelegenheiten innerhalb seines eigenen Amtsbezirks.

In jeder Kirchengemeinde, die visitiert wurde, prasselten insgesamt 167 Einzelfragen auf Pfarrer, Küster, Altarmänner, Lehrer und einzelne anwesende Gemeindeglieder nieder. Und deren weitgehend plattdeutsche Antworten musste der jeweilige Protokollant, in der Regel wohl ein Amtsschreiber, sofort in Hochdeutsch oder Latein, oft in abgekürzter Form, protokollieren.

3. Die Visitationsfragen

Die Fragen und die Antworten betrafen:

- die Biographie des Pfarrers und dessen Lebenswandel;
- die Erledigung von pfarramtlichen Aufgaben und die Seelsorge in der Gemeinde;

- die Form und Gestaltung der Gottesdienste, der Beichte und des Abendmahls sowie der Kasualien, der Predigt und die Benennung der Kirchenlieder;
- Größe und Sozialstruktur des Kirchspiels;
- Anzahl der adeligen und der bäuerlichen Besitzungen im Kirchspiel;
- die Namen der sogenannten Altarmänner, ihre Vereidigung und die Eidesformel, sowie die Dauer ihrer Tätigkeit;
- Art und Umfang der Armenversorgung in der Gemeinde;
- Lehrer, Schulen und Schüler im Kirchspiel, sowie die Unterrichtsinhalte;
- Namen der Küster und Küsterdienste, Namen der Organisten;
- vorhandene Kirchengüter, Kapellen, den Bauzustand der Kirchen und der Pfarrhäuser, verpachtete Liegenschaften, Pfarreinkünfte, und schließlich;
- die Art der Pfarrwitwenversorgung.

Nicht *alle* Fragen konnten in jedem Kirchspiel beantwortet werden. Manches wusste man nicht, traf nicht zu, war nicht mehr bekannt oder einfach lästig oder peinlich zu beantworten. Der Protokollant vermerkte dann: „Es entfällt“, „ist nicht üblich“, oder: „er weiß es nicht“. Die einen benannten Defizite, Ärgernisse oder Skandale, ohne Personen namhaft zu machen, die anderen nannten Übeltäter mit Namen.

Die Visitation eines Kirchspiels dauerte einen Tag, wobei aber unklar bleibt, wieviele Stunden dieser Tag für alle Beteiligten hatte!

4. Ergebnisse der Visitation

Auf seiner langen Visitationsreise sah Superintendent Schmidt persönlich, was 30 Jahre Krieg im Fürstentum Minden angerichtet hatten; und vieles, was er als Kriegsauswirkungen und -folgen nicht sehen konnte, erfuhr er durch die Antworten, die man ihm bei der Visitation der Kirchspiele auf seine Fragen 1650 gab.

Die protokollierten Antworten lassen erkennen, welche Kriegsschäden und -verluste es in jedem Kirchspiel und in jedem einzelnen Dorf gegeben hatte. Die Antworten bestätigen aber auch, was der weltlichen und kirchlichen Obrigkeit nur generell und im Allgemeinen bekannt war: Die gesamte Bevölkerung des Landes war verarmt, die Landwirtschaft und Viehhaltung war in weiten Bereichen ruiniert, zahlreiche Gebäude aller Art waren zerstört, beschädigt oder unbenutzbar, ihre Ausstattungen und Mobilien waren beschädigt, verbrannt oder gestohlen.

Von 33 Pfarrkirchen und Kirchtürmen waren viele in schlechtem Bauzustand, beschädigt oder stark zerstört oder gewaltsam aufgebrochen,

zum Beispiel Gehlenbeck, Jöllenbeck (= Gohfeld), Heimsen oder Windheim.

Zahlreiche Pfarrhäuser waren beschädigt, unbewohnbar oder vollständig zerstört, unter anderem Blasheim.

Mehrere Dorfkapellen waren beschädigt oder ganz ruiniert, zum Beispiel Häver und Nettelstedt.

Mehrere Schulgebäude und Küsterhäuser waren beschädigt oder nicht mehr vorhanden.

Zahlreiche bäuerliche Hofanlagen waren zerstört, ihre Besitzer abgewandert, die Ländereien von Rittergütern eingezogen, zum Beispiel in Gehlenbeck.

Die Bevölkerung war inzwischen nicht nur verarmt, sondern vielfach auch verroht: Streitigkeiten wurden zu Prügeleien, ein Ehemann verprügelte seine Schwiegereltern; Schläge mit dem Beil oder der Axt wurden Opponenten nicht nur angedroht, sondern auch ausgeführt.

In vier Kirchspielen wurden Totschläger benannt, die ihre Opfer – Verwandte oder Nachbarn – mit Beilhieben zum Tode befördert hatten.

Eheprobleme wurden konkretisiert: Mehrere Ehepaare lebten im Streit oder getrennt. Ausgemusterte Soldaten, die den Krieg überlebt hatten, kehrten zu ihren Ehefrauen zurück, brachten aber „Mätressen“ mit, auf die sie nicht verzichten wollten!

Das aber sind Einzelvorkommnisse, zweifellos keine Regelfälle.

Von allgemeiner Bedeutung sind dagegen die Protokollangaben zum Schulwesen in allen Landkirchspielen und damit in allen fünf Amtsbezirken des Fürstentums Minden.

Auf Grund der Aussagen über Schulen, Lehrer und Schüler sind die Visitationsprotokolle von 1650 mehrfach als Ergebnis einer Kirchen- und Schulvisitation bezeichnet worden, allerdings fälschlicherweise.

Kirche und Schule standen 1650 nicht gleichrangig nebeneinander. Die Schule auf dem Lande war auch 1650 noch ein Teil des Kirchenwesens, wenn auch speziell das Schulwesen zunehmend das Interesse der landesherrlichen Obrigkeit fand. Das Interesse beschränkte sich in Brandenburg-Preußen damals offensichtlich auf Aufsicht und Kontrolle, nicht auf Inhalte und Finanzierung des Schulwesens.

Wann die sogenannte „Deutsche Schule“ in den Landkirchspielen des Fürstentums Minden entstanden ist, ist bislang nicht erforscht. Auch dieser Schultyp dürfte *hier* eine Folge der Reformation gewesen sein. Lesefähigkeit und Elementarkenntnisse waren eine Voraussetzung für das Verständnis der evangelischen Lehre und für die eigene Lektüre der Bibel in deutscher Sprache und des Kleinen Katechismus Martin Luthers.

Ob man im Niederdeutsch sprechenden Territorium das Luther-Deutsch, also Hochdeutsch, lesen konnte und verstand oder ob man auf Bugenhagens Übersetzungen ins Niederdeutsche zurückgreifen musste, ist bisher ebenfalls nicht erforscht.

Aber 1650 gab es diese Landschulen als Einrichtungen der Kirchengemeinde hier überall, jedoch in unterschiedlicher Größe und Ausstattung, und mit zwei Ausnahmen. Manchmal fehlte der Schulmeister, manchmal das Schulhaus, manchmal das Schulgeld.

Nur in Stift Quernheim und in Kirchlengern fehlte 1650 alles. Die Forderung nach „Chancengleichheit“ hatte sich in der Ständegesellschaft des 17. Jahrhunderts noch nicht überall herumgesprochen. Die Äbtissin von Quernheim, die für die Kirchen in Stift Quernheim und Kirchlengern zuständig und verantwortlich war, hatte sich auf die Exklusiv-Ausbildung einiger junger Damen aus adeliger Familie im eigenen Kanonissenstift beschränkt.

Aber auch andernorts gab es noch nicht überall die große *Égalité*, dafür aber vereinzelt Begabtenförderung: Ein oder zwei Landschullehrer erteilten einzelnen leistungsstarken Schülern freiwillig und zusätzlich Lateinunterricht!

5. Überlegungen zur Einführung einer neuen Kirchenordnung im Fürstentum Minden

Wegen des sogenannten „Geistlichen Vorbehalts“, der seit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 eine fürstbischöflich-landesherrliche Reformation und die Einführung des evangelischen Bekenntnisses in katholischen Fürstbistümern reichsrechtlich verbot, konnte daher auch im Fürstbistum Minden durch die bischöflichen Landesherrn keine evangelische Kirchenordnung in den Kirchengemeinden dieses Territoriums eingeführt werden. Eine solche vom bischöflichen Landesherrn verordnete evangelische Kirchenordnung hätte ja nichts anderes bedeutet als eine landesherrlich durchgesetzte Reformation oder die landesherrlich bestätigte evangelische Konfession. Das war aber reichsrechtlich verboten – bis 1648.

Nun endlich, 1650, aber sollte das vom katholischen Fürstbistum zum evangelischen Fürstentum mutierte Territorium Minden eine eigene evangelische Mindener Kirchenordnung erhalten. Sie sollte vom neuen (evangelisch-lutherischen) Konsistorium des Fürstentums allen Kirchengemeinden des Fürstentums verordnet werden.

Superintendent Julius Schmidt hatte nachweislich geplant, eine solche Mindener Kirchenordnung zu entwerfen, als er die Visitation seiner 34 Landkirchspiele vorbereitete.

Aber dieser Plan konnte schließlich nicht verwirklicht werden. Die mutmaßlichen Gründe dafür, dass die Kirchenordnung nicht zustande kam, können hier nicht erörtert werden. Die örtlichen Pfarrer dürften diese Fehlplanung mit Gleichmut ertragen haben: In jeder Kirchengemeinde des Landes gab es längst eine verbindliche Kirchenordnung, be-

vor Superintendent Julius Schmidt sein Amt in Petershagen beziehungsweise im Fürstentum Minden antrat, in den meisten Fällen war es die Braunschweig-Lüneburgische Kirchenordnung!

6. Bei der Visitation vorgetragene Gravamina

Eine neue Kirchenordnung war jedoch 1650 nicht der alleinige Zweck der Visitationen. Diese brachten ja auch zutage, wo es kirchliche oder theologische Missstände gab, welche Fehler und Defizite beseitigt werden mussten, welche rechtlichen, kirchenrechtlichen oder administrativen Gegebenheiten zu akzeptieren waren: Patronate, Finanzen, Kapellen, Schulen, Kirchenpersonal und anderes mehr.

Wenn die Befragung des Visitators beendet war, bekam er vielfach aus der Gemeinde etwas zu hören, wonach er gar nicht gefragt hatte. Jetzt konnten die Gemeindeglieder Kritik üben, Beschwerden oder Bitten äußern. Die Defizite oder Missstände in der Kirchengemeinde wurden als sogenannte „Gravamina“ (Beschwerden) dem Visitationsprotokoll angefügt. Bei Nennung von Übeltätern oder peinlichen Skandalen muss man natürlich berücksichtigen, dass Protokolle und Gravamina damals nicht der Öffentlichkeit zugänglich waren. Es gab kein Recht auf „Akteneinsicht“.

Die Gravamina waren materieller und immaterieller, moralischer Art. Zu den materiellen gehörten zum Beispiel zahlreiche Klagen von Pfarrern, Lehrern und Küstern über unzureichenden Lebensunterhalt, über Nichtlieferung von Holz oder Torf zum Heizen im Winter, über Verweigerung von „Pröven“ als Teilen der Pfarreinkünfte. Es gab Elternklagen über unpassierbare Schulwege bei Regenwetter oder im Winter. In Hausberge gab es Beschwerden über Untätigkeit der Altarmänner, in Wehdem Beschwerden wegen Doppelbelastung der Altarmänner durch Kirche und Landesherrn, in Stift Quernheim Beschwerden darüber, dass es keine Altarmänner gab.

In mehreren Kirchspielen bat man, alte, unbenutzte Altäre aus vorreformatorischer Zeit und zu groß geratene Taufsteine beseitigen zu dürfen, um Platz für weiteres Kirchengestühl zu gewinnen.

Zahlreiche Beschwerden gab es über den schlechten Zustand der Kirchhöfe und deren fehlende Einfriedigung, so dass Vieh auf die Kirchhöfe gelangen und Gräber zerwühlen konnte.

In Bergkirchen trampelte nicht nur Vieh auf dem Kirchhof herum, sondern auch Publikum, das hier jährlich einmal zur Kirmes kam.

In Stift Quernheim war die Äbtissin zu geizig und daher der von ihr zu beschaffende Abendmahlswein zu sauer.

Einzelpersonen tranken privat „bessere Sorten“: Es gab mehrere Beschwerden, dass einzelne Männer ein „epikureisches Leben“ führten, das

heißt, die unmoralische Lebensweise „Wein, Weib und Gesang“ befolgen.

In Schnathorst wurde ein lautstarkes Vergnügen beanstandet: Junge Männer kamen bei Trauungen mit Gewehren in die Kirche und feuerten sie nach der Trauung auf dem Kirchhof ab.

Mehrfach wurden Hochzeiten gerügt, und zwar dann, wenn der kirchlichen Trauung die Schwängerung der Braut und die Geburt des Kindes vorausgegangen waren.

Gerügt wurde aber auch, wenn zum Beispiel der Verlobte seine Braut schließlich nicht mehr heiraten wollte, obwohl die schon ein oder mehrere Kinder von dem Verlobten hatte.

Als Übertretung des 2. Gebotes wurde immer wieder das Fluchen von Gemeindegliedern angeprangert. In der Erklärung des Kleinen Katechismus hatte Luther formuliert: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir bei seinem Namen nicht fluchen, schwören, zaubern, lügen oder betrügen.“ Fluchen galten also als Gotteslästerung. Und die Frommen und Fehlerfreien wünschten sich die Gotteslästerer an den sogenannten Fluchpfahl oder Pranger gestellt. Deswegen gab es im 17. Jahrhundert in jedem Kirchspiel einen Pranger. Über dessen jeweiligen Standort gibt die Einführung zu den Visitationen Auskunft.

Sogenannte „Hexen“ galten durch das angebliche Bündnis mit dem leibhaftigen Teufel und wegen ihres Schadenszaubers ebenfalls als Gotteslästerer. Gemeindeglieder waren besorgt, dass diese Frauen wegen Verzauberung der Jugend straflos bleiben könnten. Wer als Hexe galt, kam *nicht* mit dem Pranger davon.

So viel zu den Gravamina.

Insgesamt also erlangten der Superintendent und das Konsistorium durch die Visitation von 33 Kirchspielen recht genaue Kenntnisse darüber, wie es gegenwärtig, das heißt 1650, in den Kirchengemeinden und den Dörfern des Landes aussah.

7. Die bei der Visitation fehlenden historischen Perspektiven

Über die *Vergangenheit* dieser Kirchspiele erfuhr der Superintendent bei der Visitation *nichts*. Er hatte keine entsprechenden Fragen gestellt und daher auch keine Antworten erhalten. Als Theologe war Schmidt nur an der gegenwärtigen Situation der Kirchspiele interessiert, nicht aber an der Kirchengeschichte des Mittelalters und der Reformationszeit. Immerhin waren ja die Folgen und Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges noch überall deutlich erkennbar.

Daher habe ich als Bearbeiter der Visitationsprotokolle nachträglich Fragen zur Geschichte dieser mittelalterlichen Pfarreien und neuzeitlichen Kirchengemeinden gestellt und versucht, sie zu beantworten, und

ich habe die Untersuchungsergebnisse in der Einführung zu den Visitationsprotokollen dargestellt.

Es ging dabei vor allem um die Frage, ob – beziehungsweise wann – diese Kirchen aus grundherrschaftlichen Eigenkirchen des Adels entstanden sind und wann und warum aus diesen privaten Kirchen des Adels bischöfliche Pfarrkirchen geworden sind. Das Ergebnis blieb lückenhaft. Adelige Herren, deren Namen oder Geschlecht nur noch in Einzelfällen zu ermitteln waren, benötigten nämlich im 10./11. Jahrhundert keine Baugenehmigung, wenn sie auf eigenem Grund und Boden eine Kirche bauen wollten – für ihr Seelenheil und das ihrer Familie und Hintersassen.

Das 10./11. Jahrhundert gilt allgemein als urkundenarm. Archäologische Erkenntnisse aber basieren oft nur auf eingeschränkten Notgrabungen oder der Untersuchung von Baugruben in und an Kirchen, Stichwort: „Fußbodenheizung“.

Dennoch lässt diese historische Untersuchung der visitierten Dorfkirchen ein generelles Ergebnis zu, das durch die allgemeine Kirchengeschichtsforschung in Norddeutschland bestätigt wird:

Alle ländlichen Pfarrkirchen des 17. Jahrhunderts im Fürstentum Minden sind mit zwei bis drei Ausnahmen mittelalterlichen Ursprungs. Sie sind zwischen dem 9. Jahrhundert und spätestens dem 12. Jahrhundert als Eigenkirchen des weltlichen Adels gegründet worden. Diese adeligen Eigenkirchen wurden zum großen Teil erst im 13. Jahrhundert zu regulären bischöflichen Pfarrkirchen erhoben, mit allen Rechten und Pflichten einer Pfarrei.

Keine dieser schließlich bischöflichen Pfarrkirchen dürfte jedoch auch von einem Mindener Bischof gegründet worden sein – mit einer vermutlichen Ausnahme: die Kirche in Rahden.

Aus der Organisation des Bistums Minden und der Aufsicht des Bischofs von Minden wurden – mit Ausnahme des Mindener Doms, einer Mindener Klosterkirche und einer Mindener Kollegiatstiftskirche – alle Kirchen im Fürstbistum Minden durch die Reformation herausgelöst.

Die Einführung der Reformation im Territorium Minden und die kirchenpolitischen und staatskirchlichen Entwicklungen in Deutschland, die durch die Jahreszahlen 1530, 1555, 1624 und 1648 markiert sind, waren die Voraussetzungen, die 1650 zu einer Kirchenvisitation im Fürstentum Minden führten.

Mechthild Black-Veldtrup/Jürgen Kampmann

Letztes Geleit für Wilhelm Kohl

Am 2. Oktober 2014 verstarb das Ehrenmitglied des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte e.V., Professor Dr. Wilhelm Kohl, im Alter von 100 Jahren. In Angelmodde, seinem langjährigen Wohnort, wurde er am 9. Oktober 2014 von der dankenswerterweise vom Bistum Münster zur Verfügung gestellten Kirche St. Agatha aus auf dem Friedhof an der Homannstraße in einem evangelischen Gottesdienst zur letzten Ruhe gebettet. Der darin nach Lektion von 1. Korinther 15,12-20 zu Gehör gebrachte Rückblick auf seinen Lebensweg und die anschließende Predigt seien in dankbarer Erinnerung an ihn, Wilhelm Kohl, zum Abdruck gebracht.

1. Korinther 15,12-20

Wenn aber Christus gepredigt wird, dass er von den Toten auferstanden ist, wie sagen dann einige unter euch: Es gibt keine Auferstehung der Toten? Gibt es keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich. Wir würden dann auch als falsche Zeugen Gottes befunden, weil wir gegen Gott bezeugt hätten, er habe Christus auferweckt, den er nicht auferweckt hätte, wenn doch die Toten nicht auferstehen. Denn wenn die Toten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden. Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig, so seid ihr noch in euren Sünden; so sind auch die, die in Christus entschlafen sind, verloren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten als Erstling unter denen, die entschlafen sind.

Prof. Dr. Wilhelm Kohl – zu seinem Lebensweg

[Jürgen Kampmann:]

In dieser Stunde müssen wir Wilhelm Kohl das letzte Geleit geben. Wie aller Menschen Lebenslauf war auch der seinige einbeschrieben in einen nicht wiederholbaren Zusammenhang von Zeit und Geschichte, und er war mit einer unaustauschbaren Persönlichkeit begabt. Erinnern wir uns an das, was prägend war, mit Hilfe einiger weniger äußerer Daten aus seinem Lebensweg, die eine Kontur umreißen:

Wilhelm Kohl wurde am 9. Dezember 1913 in Magdeburg geboren. Als bald empfing er das Sakrament der Heiligen Taufe und war so berufen, ein Kind und Erbe des allen Glaubenden verheißenen himmlischen Reiches zu sein und zu werden. Als Sohn eines Kaufmanns wuchs er zusammen mit einem jüngeren Bruder auf, konnte er die höhere Schule besuchen und 1933 das Abitur ablegen. Besonders den Sprachen, aber auch der Historie galt sein Interesse in den Studienjahren; er immatrikulierte sich für Romanistik, Anglistik und Germanistik, aber auch für Geschichte zunächst in Halle an der Saale und dann in Göttingen – wo er sich dann auch den Historischen Hilfswissenschaften intensiv zuwandte. Schon 1937 konnte er promovieren und im April 1939 in den preußischen Archivdienst eintreten. Doch bereits 1940 wurde er zum Dienst in der Wehrmacht eingezogen. Die Kriegsjahre hinterließen prägende Spuren in seinem Lebensweg. So konnte er zwar im Februar 1942 in Dresden mit Anna-Luise Preußker die Ehe schließen, musste aber doch schon tags darauf an die Ostfront aufbrechen. Sein Leben blieb in höchster Gefährdung bewahrt, und wenn er auch 1944 in Kriegsgefangenschaft geriet, so konnte er doch 1949 zurückkehren und wieder den Dienst am Staatsarchiv Münster aufnehmen.

[Mechthild Black-Veldtrup:]

Wir alle stehen bewundernd vor dem Lebenswerk und dem Arbeitsethos von Wilhelm Kohl. Wir kannten ihn als einen Menschen, der ohne wissenschaftliche Betätigung nicht sein konnte, der die Arbeit bis zuletzt brauchte wie die Luft zum Atmen. Dabei wollte er während seiner Studienzeit eigentlich zunächst Lehrer oder auch Hochschuldozent für Französisch werden. Auf den Gedanken, Archivar zu werden, kam er, weil er hoffte, dass die Archive im Windschatten der nationalsozialistischen Politik lagen – so schreibt er in seinen Lebenserinnerungen. Tatsächlich gelang es ihm so, sich von diesen Entwicklungen fernzuhalten.

Als er aus der Gefangenschaft zurückkehrte, musste er sich erst wieder mühsam an das wissenschaftliche Arbeiten gewöhnen. Aber dann! Es blieben ihm 30 Jahre im Dienst und 35 Jahre im Unruhestand, in denen er über 300 Aufsätze, Lexikonartikel und vor allem Bücher schrieb, wissenschaftliche Grundlagenwerke zur westfälischen Landesgeschichte, Kirchengeschichte und Verfassungsgeschichte. Er war dabei eingebunden in ein wissenschaftliches Netzwerk: neben die Arbeit als Archivar und später als leitender Staatsarchivdirektor und als Leiter des Universitätsarchivs traten der Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule, die Arbeit im Vorstand des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens. Besonders wichtig war ihm seine Tätigkeit in der Historischen Kommission für Westfalen, deren Vorsitzender er 16 Jahre lang war: In seinen Lebenserinnerun-

gen schreibt er dazu, dass er zunächst Angst vor der Aufgabe gehabt habe, dass er sie dann aber besonders gern wahrgenommen habe.

Durch 50 Jahre seines Lebens zieht sich wie ein roter Faden die Arbeit an insgesamt 15 Bänden der *Germania Sacra*. Dieses Handbuch, das die Quellen der Kirche des Alten Reiches erschließt, hat er für das Fürstbistum Münster in einer Vollständigkeit gefüllt, die für kein anderes Bistum erreicht wurde. Zu seinem großen Bedauern bleiben trotzdem Lücken bei der Erforschung der Klöster und Stifte.

In den letzten Jahren wurde ihm der Alltag schwer, das Gehen und Stehen wurde zur Qual. Er hat es selbst vor einigen Monaten so formuliert: „Auch das hohe Alter ist ein Geschenk, allerdings ein sehr zweischneidiges. Das Einfache, ohne Leiden, ist, wie es scheint, nicht zu haben. Man muss sich damit abfinden. Ich versuche, das auch zu tun.“ Wie er es über Jahrzehnte eingeübt hatte, hat ihm auch im letzten Lebensjahr die Arbeit dabei geholfen. Jeden Tag hat er Urkunden für sein altes Staatsarchiv registriert.

Ich persönlich finde es schön, dass wir heute hier sind und den Gottesdienst für Wilhelm Kohl feiern, in der St. Agatha-Kirche in Angelmodde. Nicht nur, weil er in Angelmodde mit seiner Frau, mit Dir, Lieschen, seit den 1950er Jahren eine zweite Heimat gefunden hat, sondern auch, weil St. Agatha zu den ältesten erhaltenen Dorfkirchen des früheren Fürstbistums gehört: Wir befinden uns hier im Archidiakonat des Dompropstes und damit mittendrin im Kohlschen Forschungsgebiet. Als Protestant erhielt er für seine Forschungen die Paulus-Plakette des Bistums Münster. Dass dieser Gottesdienst in einer katholischen Kirche stattfindet, hätte ihm wohl nichts ausgemacht. Der gläubige Christ Wilhelm Kohl dachte und fühlte ökumenisch.

Und wer ihn näher kannte, kannte auch den begnadeten Witzeerzähler. Im Himmel ist die Stimmung schlecht, und Petrus schlägt vor, einen Betriebsausflug zu machen. Bethlehem wird vorgeschlagen. „Och nö,“ sagt Maria, „die haben da echt 'nen schlechten Service, da bekommst du noch nicht mal 'ne vernünftige Unterkunft.“ Da schlägt Gottvater vor: „Na dann Jerusalem vielleicht.“ „Um Gottes Willen,“ sagt Jesus, „da hab ich nur schlechte Erfahrungen gemacht, das geht gar nicht.“ Es wird der dritte Vorschlag gemacht: „Wie wäre es mit Rom?“ „Au ja, Rom ist gut,“ sagt der Heilige Geist, „da war ich noch nie.“

Es ist sein Humor, den wir vermissen werden, seine liebenswürdige und integrierende Art, sein profundes Wissen und seine klare Haltung, seine Schlagfertigkeit und die immer anregenden Gespräche mit ihm. „Man ist jetzt ärmer“, so hat es gestern ein Kollege und langjähriger Weggefährte formuliert.

[Jürgen Kampmann:]

Vergönnt gewesen ist es Wilhelm Kohl, noch seinen 100. Geburtstag im letzten Jahr wachen Sinnes zu begehen und die Gratulanten in seiner liebenswerten, zugewandten Art willkommen zu heißen. Am vergangenen Donnerstag, dem 2. Oktober 2014, ist er dann aus diesem zeitlichen Leben abgerufen worden, nach mehr als 100 Jahren geschenkter Zeit, nach mehr als 72 Jahren in Gemeinschaft mit seiner Frau.

Es sind nur Konturen dieses Lebensweges, die hier beschrieben werden konnten – sie zu füllen aus der Erinnerung an die je eigene Begegnung mit ihm, Wilhelm Kohl, ist die Aufgabe, die einem jeden von uns verbleibt.

Predigt (zu 1. Timotheus 2,10)

[Jürgen Kampmann]

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Liebe Gemeinde, und darin insbesondere:
Liebe Frau Kohl!

Auch wenn die Kirche eine um bald zwei Jahrtausende währende Geschichte hat, auch wenn man dann, wenn man ihr begegnet, sofort geschichtsträchtigen Boden betritt, so ist sie doch kein Geschichtsverein. Sie steht wohl mit allen Menschen, die leben und zu ihr gehören, im Strom der Geschichte, sie nimmt an der Geschichte teil und nimmt das Ergehen des einzelnen Menschen in der Geschichte wahr, so wie wir jetzt auf das Leben Wilhelm Kohls zurückgeblickt haben in Dankbarkeit für all das, was wir durch ihn empfangen haben, was uns Gott mit ihm und durch ihn gegeben hat.

Aber die Kirche bleibt ganz bewusst nicht dabei stehen. Schon baulich sorgt sie dafür, dass alle, die sich in sie hineinbegeben, gemeinsam ausgerichtet werden – nach Osten, zum aufgehenden Licht hin, zum anbrechenden neuen Tag. Die Christenheit versammelt sich in dieser Ausrichtung denn auch konsequenterweise nicht am Schlusstag des Schöpfungswerkes Gottes, an dessen Ruhetag, am Sabbat, sondern am ersten Tag des neuen Schöpfungswerkes Gottes, am achten Tag, zum Gottesdienst. In der Überzeugung, dass diese neue Schöpfung schon im Anbruch ist, dass sie schon aufscheint, schon aufstrahlt, schon sichtbar wird in dem aus Tod und Grab herausgerufenen Jesus Christus, lebt sie, glaubt sie, singt sie, betet sie, verkündigt sie, hofft sie, richtet sie sich wartend und erwartungsvoll aus auf die Vollendung dieser schon angebrochenen neuen

Schöpfung. Deshalb feiert sie Ostern, das Fest der Auferweckung Jesu Christi, auch als ihr höchstes Fest. Und deshalb erinnert sie im Lauf des Jahres auch zwischendurch immer wieder daran – gerade in dieser Woche, nach der in der evangelischen Kirche üblichen Ordnung des Kirchenjahres die Woche, die mit dem 16. Sonntag nach Trinitatis ihren Anfang genommen hat, wird das durch den biblischen Leitgedanken unterstrichen:

„Christus Jesus hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch das Evangelium.“

Diese Überzeugung verbindet und trägt alle Christen. So wie es im 2. Timotheusbrief im 1. Kapitel ausgedrückt ist – richtig ausgedrückt ist! –, klingt es sehr nüchtern, fast wie ein Lehrsatz. Dass es aber um viel mehr geht als um die Feststellung einer Richtigkeit, das spürt man doch sehr deutlich, wenn etwa der Apostel Paulus an die Christen in Korinth schreibt – wir haben das ja schon als Schriftlesung in diesem Gottesdienst gehört – habt Ihr es noch im Ohr? Paulus wird da richtig heftig: „Wenn aber Christus gepredigt wird, dass er von den Toten auferstanden ist – wie sagen dann einige unter euch: ‚Es gibt keine Auferstehung der Toten?‘ Gibt es keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich.“ Und Paulus scheut sich nicht, die Linie der Konsequenzen ganz auszuziehen: Ist Christus nicht auferstanden, „so sind auch die, die in Christus entschlafen sind, verloren.“ Wer in Jesus von Nazareth nur einen weisen Philosophen oder beachtlichen Menschenfreund sieht, dem ist das Entscheidende noch nicht in den Blick gekommen: „Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Menschen“ – so Paulus.

Wie oft in der Geschichte der Kirche ist die zentrale Erwartung der Christenheit als absurd verworfen worden, ja lächerlich zu machen versucht worden, schon in den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte: „Wie könnt ihr nur gegen den Tod, gegen die Vergänglichkeit, gegen das, was wir daran wahrnehmen, dass tatsächlich doch Erde wieder zur Erde, Asche zur Asche, Staub zum Staube kommt, hoffen!“

Die Antwort darauf findet sich nicht auf den Friedhöfen, sondern hier, in der Kirche: „Jesus Christus hat dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht durch das Evangelium.“ Die Auferweckung ist Gottes Wollen, ist Gottes Wirken, ist Gottes Tat und Verheißung – es ist nicht Gegenstand unserer Erforschung, sondern Gabe, Gottes Perspektive des Lebens, die er eröffnet. Und diese Perspektive wird gewonnen im Hören, im Annehmen, im Empfangen dessen, was er, Gott, sagt, was er zu verstehen gibt von sich und seinem Wollen zu unserem Heil. Und das ist nicht Trennung, nicht Abscheiden, nicht Vergehen und Vergessenwerden, sondern Herstellung und Bewah-

rung von Gemeinschaft, von Bund über die Grenzen, die wir Menschen haben und denen wir unterworfen sind, hinaus.

Die Zuversicht, dass Gott genau *das* will, dass sein Evangelium gilt und *mich* meint, dass ich in seinen Bund hineingehöre und ihm nicht entfalle, die gewinnt die Kirche, wenn sie auf Christus sieht, „auferstanden von den Toten als Erstling unter denen, die entschlafen sind,“ wie Paulus es ausdrückt. Diese Zuversicht erfüllt uns, wenn wir Wilhelm Kohl, der diese Zuversicht geteilt hat, gleich zur letzten Ruhe betten – zur letzten Ruhe vor der fortdauernden Lebendigkeit des Lebens, das Gott neu schafft. Diese Zuversicht erfüllt uns, wenn wir dankbar einstimmen in den Choral „Nun danket alle Gott“ und davon singen, dass er, Gott, uns erhält „fort und fort“ und uns aus aller Not, auch aus der Not des Todes, erlösen wird „hier und dort“.

Gottes Friede, der höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.

Auf den Weg von St. Agatha Angelmodde zum Friedhof begab man sich dann mit dem Choral:

1. Mein schönste Zier und Kleinod bist | auf Erden du, Herr Jesu Christ;
| dich will ich lassen walten | und allezeit | in Lieb und Leid | in meinem Herzen halten.
2. Dein Lieb und Treu vor allem geht, | kein Ding auf Erd so fest besteht;
| solchs muss man frei bekennen. | Drum soll nicht Tod, | nicht Angst, nicht Not | von deiner Lieb mich trennen.
3. Dein Wort ist wahr und trüget nicht | und hält gewiss, was es verspricht,
| im Tod und auch im Leben. | Du bist nun mein | und ich bin dein, | dir hab ich mich ergeben.

Buchbesprechungen

Rolf Schönlau/Katja Schoene/Michael Bischoff, *Gebaut in OWL. Ein architekturgeschichtlicher Streifzug durch Ostwestfalen-Lippe (mit Fotos von Stanislaus Kandula)*, Bonifatius Verlag, Paderborn 2014, geb., 235 S., ca. 175 farbige Abb.

Ostwestfalen-Lippe („OWL“), also das Gebiet zwischen Warburg im Süden, Rahden im Norden, Rheda-Wiedenbrück im Westen und Höxter im Osten, kann sich in architektonischer Hinsicht sehen lassen: Corvey als Weltkulturerbe gehört ebenso dazu wie Frank O’Gehrys 2005 fertiggestelltes Museum MARTa in Herford, der Paderborner Dom oder das Wasserstraßenkreuz in Minden. Kein Grund also, sich vor anderen Landesteilen in NRW zu verstecken. Und genau dies ist das Anliegen des Buches: Aufmerksam zu machen auf die hohe Qualität und die Vielfalt der Architektur in der östlichen Region unseres Bundeslandes, die manchmal allzu sehr im Schatten des Rheinlandes zu stehen scheint. „Ein Streifzug“ durch die Architekturgeschichte möchte der Band sein – der Untertitel ist zu Recht gewählt: Vollständigkeit ist nicht zu erwarten, exemplarisch sind die zahlreichen Beispiele, doch eine gewisse „Voreingenommenheit“ der Autoren und Autorinnen, die zum Teil im Weserrenaissancemuseum in Lemgo-Brake „beheimatet“ sind, ist in Auswahl und Beschreibungen deutlich zu spüren. Doch gerade daher macht es Spaß, diesen Band durchzublättern und gespannt zu sein, was da alles vorgestellt wird. Ein Erlebnis sind im Übrigen die hervorragenden Fotos von Stanislaus Kandula.

Der Überblick orientiert sich grundsätzlich an den üblichen Stilepochen, dann aber auch an übergeordneten Themen (Städtebau, Bauernhäuser, Wehr- und Militärarchitektur, technische Denkmäler), was eine zwanglose „Einordnung“ vieler für die Region typischer Objekte ermöglicht. Erfreulich, dass „Moderne“ und „Gegenwart“ mit prominenten Beispielen so präsent sind. Für den in Bielefeld ansässigen Rezensenten ist von besonderer Freude, dass gerade auch die Rudolf-Oetker-Halle (1930) ausführlich behandelt wird. Zu fragen wäre allerdings, ob es sich bei den Beispielen S. 177ff. wirklich um „Jugendstil“-Architektur handelt (ein problematischer Begriff) – und leider fehlt etwa der Bereich der Privathäuser völlig. Schulen, Kindergärten etc. kommen ebenfalls nicht vor, obwohl sich hier in der Gegenwart viel tut.

Und ist die Publikation überhaupt kirchengeschichtlich relevant? Ja, durchaus, in zweierlei Hinsicht: Zunächst einmal zeigt das Buch, wie kirchliche Architektur in einem allgemein-architekturhistorischen Umfeld wahrgenommen wird, nämlich vor allem mit ihren historischen Bauten. Zugegeben, Kirchenbauten sind oft die ältesten Bauten, und die historischen Kirchen sind gerade in „OWL“ von höchster Bedeutung: Corvey, der Paderborner und der Mindener Dom, die Münsterkirche in Herford, die Jesuitenkirche in Paderborn, die Jesuitenkirche in Büren, um nur einige wenige zu nennen, sind architektonische Landmarken. Hier hätten noch viele weitere ihren Platz finden können. Doch so sehr bis zum Spätbarock Kirchen diesen Band prägen, so wenig sind sie in den folgenden Epochen präsent, obwohl weit über

die Hälfte des heutigen Bestandes erst im 19. und 20. Jahrhundert entstanden ist. Insofern scheint die Kirchengeschichte doch wieder „nur“ auf die historischen Bauten (so bedeutend sie sind) reduziert zu werden. An einer Hand abzählen kann man Erwähnungen der „jüngeren“ Kirchenbaugeschichte. Andererseits sind gerade diese vereinzelt Beispiele wirklich treffend gewählt: Die unspektakuläre evangelische Kirche in Peckelsheim, ein typischer Bau der preußischen Zeit (1842), der erste evangelische Kirchenneubau im Bistum Paderborn, die neugotische katholische Pfarrkirche St. Peter und Paul in Bad Oeynhausen (1853) oder Langmaacks evangelische Thomaskirche in Espelkamp (1963) in ihrer extrovertierten „Sonderform“. Dazu gehört letztlich auch die aus einer Kirche der 1960er Jahre umgestaltete Synagoge in Bielefeld (2008), leider ohne Innenaufnahme. Kirchlicherseits ist das enttäuschend, zumal im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert und in den Jahrzehnten nach 1945 Kirchenbau zu den prominentesten Bauaufgaben gehörte. Vielleicht ein bisschen zu spät kam der Um- und Anbau der Johanniskirche in Bielefeld, der jüngst (2014) in architektonisch überzeugender Weise eine neuromanische Kirche und ein Gemeindehaus zusammenführte, hier aber nicht mehr berücksichtigt wird. Aber das sind einige Anmerkungen aus kirchengeschichtlicher Sicht, die letztlich nicht die Freude trüben sollten an der in diesem Band vorgestellten, ungemein vielfältigen Architektur in Ostwestfalen-Lippe.

Ulrich Althöfer

Friedhelm Theiling/Jens Murken (Hgg.), Pfarrer Martin Waltemath. Aus Morgen und Abend wird ein neuer Tag: 1943–1953 in russischer Gefangenschaft, Schriften des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen 20, Luther-Verlag, Bielefeld 2014, geb., 360 S.

Martin Waltemath, geboren 1907 in Obernkirchen, war Hilfsprediger in Paderborn. Im Januar 1939 ging er in die Wehrmachtseelsorge. Am deutschen Polen- und Russlandfeldzug nahm er mit seiner Division ebenso teil wie am Westfeldzug. 1942 brach er nach seinem letzten Heimaturlaub von Paderborn nach Stalingrad auf. Dort geriet er Ende 1942 in Kriegsgefangenschaft. Erst 1953 kehrte er wieder zurück und verfasste nach einem halben Jahr, 1954, seinen Bericht „Meine Gefangenschaft“. Waltemath teilte das Schicksal vieler Kriegsheimkehrer: Mit gesundheitlichen und psychischen Schäden belastet, fiel es ihm schwer, wieder im zivilen Leben Fuß zu fassen. Die Gemeindegarbeit überforderte ihn, seine Ehe wurde geschieden. Nur zwei Jahre nach seiner erneuten Heirat starb er nach schwerem Krankheitsleiden 1960 im Alter von 53 Jahren.

Pfarrer i. R. Friedhelm Theiling und Jens Murken haben diesen Bericht bearbeitet und unter dem Titel „Aus Morgen und Abend wird ein neuer Tag: 1943–1953 in russischer Kriegsgefangenschaft“ als Band 20 der Schriften des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen im Luther-Verlag herausgegeben. Der Band umfasst 360 Seiten.

Durch die Familien Waltemath und Theiling gelangte der Textbestand 2011 an das Archiv (S. 9 Anm. 7). Die handschriftliche Fassung wurde von der Bielefelder Historikerin Eva-Maria Hartmann transkribiert (S. 11). Das Transkript erfuhr eine „kritische Durchsicht und Beratung“ durch Studiendirektor i. R. Friedrich Korte, selbst Autor eines Gefangenschaftsberichts (ebd.).

Auch wenn das Buch rechtzeitig zur 70-jährigen Wiederkehr des Kriegsendes erscheint, so ist es doch ein unzeitgemäßes Buch. Der größte Teil des Textbestandes, eben die im Archiv aufbewahrten Hefte aus der Feder Martin Waltemaths, sind in Sprache, Duktus und Gedankenwelt eher der Nachkriegszeit und deren Kriegserinnerungsliteratur zuzuordnen als der gegenwärtigen Phase der kritischen Aufarbeitung politischer und kirchlicher Zeitgeschichte (Bibliographie S. 340-342).

Das Vorwort von Friedhelm und Dorothea-Elisabeth Theiling (S. 7-9) präsentiert den Band als Gedenkbuch, das in besonderer Weise das ertragene Leid, den Durchhaltewillen, das stupende Gedächtnis und die Glaubenstreue Waltemaths gewürdigt wissen will. (Die Anmutung des Gedenkbuchs wird insbesondere durch die eingestreuten farbigen Bilder von Cornelia Bischof aus den Jahren 2012 und 2014 verstärkt.) Sehr vorsichtig werden nationalistische Ressentiments und antisemitische Stereotype als „für unsere Ohren und für unseren heutigen Sprachgebrauch unverständlich, unreflektiert und diskriminierend“ (S. 9) kritisiert, zugleich aber als „aus der Geisteshaltung und Weltanschauung seiner Zeit“ (ebd.) stammend erklärt und relativiert.

Jens Murken ordnet den Bericht Waltemaths in seiner „Einführung“ (S. 10-13) behutsam und wohlwollend in den zeitgeschichtlichen Kontext von früher Nachkriegszeit und Gefangenenrückkehr ein. In einigen Textpassagen des Manuskripts sieht Murken bei Waltemath ein langsames Aufbrechen ideologischer Stereotype und ein Wahrnehmen von Individuen hinter dem ideologischen System und hält ihm zugute, dass Mitgefühl „für die Leiden der sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter in Deutschland“ von einem ehemaligen Gefangenen der Sowjetarmee noch nicht erwartet werden konnte (S. 12).

Die ausgesprochene persönliche und emotionale Nähe der Herausgeber und Bearbeiter zum Protagonisten des Buches erklärt, dass von einer historisch-kritischen Edition hier nicht gesprochen werden kann, wenn auch zahlreiche der Form nach wissenschaftliche Hilfsmittel die Lektüre erleichtern: Der Textbestand ist mit 560 erläuternden Fußnoten versehen. Zahlreiche Fotos aus der Biographie und Familiengeschichte sind dem Band beigegeben. Insbesondere die Abschnitte „Der Lebensweg von Martin Waltemath bis zur Kriegsgefangenschaft“ (S. 14-44) und „In der Freiheit“ (S. 288-307) sind reich illustriert. Eine „Auswahlbibliografie Deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion seit 1941“, ein Personen- und Ortsregister sowie ein Bildnachweis sind vorhanden, die „Lebensstationen und Lager von Martin Waltemath“ sind aufgelistet – und eine von Christina Ruppel erstellte Karte beschließt den Band.

Eine methodische Reflexion über die Editionsprinzipien liegt nicht vor. Das Inhaltsverzeichnis folgt den sprachlich heterogenen Überschriften der Erinnerungshefte ohne systematische Untergliederung. Einleitende, verbind-

dende und abschließende Passagen charakterisieren den Eingangs- und Schlussteil. Der fließende Text hat den Charakter einer Zusammenstellung von Erinnerungen und Briefen, verbunden durch Einschübe der Bearbeiter und Herausgeber. Der Gefangenschaftsbericht selbst (beginnend mit einem Faksimile der ersten Seite, S. 55) spricht (abgesehen von den Fußnoten und Illustrationen) für sich.

Was leistet diese Publikation?

Für jüngere Leserinnen und Leser dürfte das Eintauchen in die subjektive Wahrnehmung des Zweiten Weltkriegs, der Gefangenschaft und der unmittelbaren Nachkriegszeit durch einen Zeitzeugen dem Besuch einer fernen, versunkenen Welt gleichkommen. Das Buch bietet ihnen die Möglichkeit, sich mit einer ungeheuerlichen Erfahrung zu konfrontieren: Ein Militärpfarrer in der Wehrmacht der nationalsozialistischen Diktatur wird Gefangener der stalinistischen Sowjetarmee, ist dieser auf Gedeih und Verderb ausgeliefert und muss diese Erfahrung mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, verarbeiten. Das endlose Dahinfließen der Erinnerung provoziert beim Lesen die Frage: Hört das denn nie auf? Dem friedensethischen Diskurs des schulischen Religionsunterrichts der Oberstufe wird hier wertvolles Material zur Verfügung gestellt.

Gemeindegliedern der mittleren Generation oder der Generation der jungen Alten nötigt die Lektüre des Bandes einmal mehr die Auseinandersetzung mit den Lebensentwürfen und Lebensgeschichten ihrer Eltern und Großeltern ab. Wer würde mit dieser Generation tauschen und derartige Erfahrungen machen wollen? Aber auch: Wie ist die Verantwortung zu beschreiben und zu gewichten, die ihr für die Folgen ihres Verhaltens zuzumessen ist? Was ist zur Rolle des christlichen, speziell des evangelischen Glaubens in diesem Zusammenhang zu sagen? Für Gemeindegesprächskreise und Gemeindevorträge dürfte Martin Waltemath eine Figur sein, mit der auseinanderzusetzen sich lohnt.

Neue historische Erkenntnisse sind hier eher nicht zu gewinnen, aber als Medium und Quellenbuch für die gemeindliche Erwachsenenbildung und schulische Bildung sowie für das Studium der Religionspädagogik, Theologie, Diakonie, Seelsorge und Gemeindepädagogik dürfte das Buch sich eignen. Die starke Ambivalenz von hartem Schicksal und teils anrührender, teils befremdlicher Mentalität des hier erinnerten Gemeinde- und Wehrmachtspfarrers tritt in dieser Dokumentation plastisch zutage.

Verbliebene Angehörige, Freunde, auch ehemalige Gemeindeglieder dürften zudem im vorliegenden Band eine späte Würdigung Martin Waltemaths sehen und dafür dankbar sein.

Dieter Beese

Reimund Haas/Jürgen Bärsch (Hgg.), *Christen an der Ruhr 5*, Aschendorff Verlag, Münster 2014, 286 S., 17 Abb., geb.

Zum fünften Male legen die Herausgeber Haas und Bärsch eine Sammlung von Biographien vor, die eine Vielfalt christlichen Engagements im Ruhrgebiet belegen. In der bewährten ansprechenden Darstellung, die aus den letzten Bänden bekannt ist, werden die gut recherchierten und verständlich dargestellten Lebensbilder dem Leser präsentiert. 17 Persönlichkeiten aus dem 16. bis 21. Jahrhundert werden mit Text und Bild vor Augen geführt und zeigen eindrucklich, wie das Wirken von Einzelnen die Kirche leitet, prägt und gestaltet. Dabei werden sowohl Geistliche als auch Laien, neben 15 Männern mit Fürsorgerin Luise Dirks und Schwester Agnes Zepter auch zwei Frauen, in den Blick genommen.

Erst auf den zweiten Blick fällt jedoch auf, dass die Herausgeber mit diesem Band die ursprüngliche Zielsetzung der Reihe „Christen an der Ruhr“ an einem wesentlichen Punkt verlassen haben. Das Vorwort zu Band 2 der Reihe hatte betont, dass „die ökumenische und die Jahrhunderte durchschreitende Konzeption allgemein positive Zustimmung gefunden hat“. Die ökumenische Konzeption ist mit dem vorliegenden Band 5 jedoch leider weitestgehend verloren gegangen. Lediglich ein Beitrag von Ansgar Franz zu dem Theologen und Liederdichter Philipp Nicolai steht repräsentativ für das evangelische Leben an der Ruhr. Sowohl das Vorwort als auch das Geleitwort des Generalvikars des Bistums Essen, Klaus Pfeffer, lassen keinen Zweifel daran, dass es nunmehr um die Darstellung von „gläubig-engagierten Katholiken im Ruhrgebiet sowie auch einiger Ordensleute und Priester der ersten Generation unseres Bistums“ geht.

Es wäre sicherlich falsch, an dieser Stelle über die Gründe für diese neue Ausrichtung zu spekulieren. Vielmehr sollten wir uns fragen, ob mit den in den letzten Bänden bisher dargestellten evangelischen Biographien die Fülle des evangelischen Lebens im Ruhrgebiet schon erschöpfend dargestellt worden ist. Gibt es nicht noch viele evangelische Lebensbilder, die schon lange auf eine Aufarbeitung warten? Hat unsere evangelische Kirchengeschichtslandschaft nicht auch kompetente Autorinnen und Autoren zu bieten, die weitere Beiträge zu dieser ansprechenden Reihe beitragen könnten? Diese dürfen sich sicherlich aufgefordert fühlen, sich stärker an der Gestaltung der Bände zu beteiligen!

Es wäre bedauerlich, wenn in folgenden Bänden – von denen hoffentlich noch einige erscheinen – dieser in Band 5 eingeschlagene Weg fortgesetzt würde. Vielmehr ist zu hoffen, dass der nächste Band wieder die volle Vielfalt des christlichen Lebens an der Ruhr in den Blick nimmt. Vielleicht mit einem Schwerpunkt auf Menschen, die sich für die Ökumene im Ruhrgebiet engagiert haben?

Claudia Brack

Stefan Sudmann, *Geschichte der Alt-Katholischen Pfarrgemeinde St. Johannes Münster, Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum 1939–2014*, Katholisches Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland, Bonn 2014, brosch., 150 S.

Alt-Katholische Kirchengeschichte ist wesentlich Orts- und Personengeschichte. Am Anfang standen Vereine, zu denen sich Katholiken zusammenschlossen, die die Papstdogmen des I. Vatikanischen Konzils (Universalprimat und Unfehlbarkeit des Papstes) ablehnten. Aus diesen Vereinen bildeten sich dann rasch Gemeinden, denn die die Protestbewegung sollte mehr sein als nur eine politische Antwort auf die Dekrete des Konzils. Katholiken waren und wollten sie bleiben.

Mit dem raschen Aufbau der eigenen Kirchenstruktur wurden dann in vielen Städten aus diesen Vereinen Gemeinden, die die Seelsorge der inzwischen exkommunizierten Alt-Katholiken sicherstellten. Es ist dabei zu betonen, dass der Alt-Katholizismus immer eine stark von Laien geprägte Gemeinschaft war. Ohne deren Engagement hätten viele damals gegründete Gemeinden sicher nicht überlebt.

Um die Geschichte und das Anliegen des Alt-Katholizismus zu verstehen, ist es deshalb notwendig, auch die Geschichte der Gemeinden zu kennen. Hier nun hat Stefan Sudmann für die Gemeinde Münster und die von ihr betreute Seelsorgeregion mit dem jetzt vorgelegten Band „Geschichte der Alt-Katholischen Pfarrgemeinde St. Johannes Münster“ einen wesentlichen Beitrag geleistet und eine wichtige Lücke geschlossen. Entstanden ist ein äußerst informatives Buch, das den Leserinnen und Lesern die komplexe alt-katholische Geschichte dieser Region erschließt. Sudmann versteht es dabei hervorragend, die Geschichte der Gemeinde Münster und ihrer Seelsorgeregion mit der Gesamtgeschichte und Entwicklung des Alt-Katholizismus zu verknüpfen.

Der Akribie des Historikers ist es zudem zu verdanken, dass hier erstmals die historischen Fakten von den Quellen her wissenschaftlich nachvollziehbar aufgearbeitet werden. Sudmann bietet den Leserinnen und Lesern aber nicht nur eine wichtige historische Dokumentation. Dadurch, dass er auch eine Reihe von Gemeindegliedern und Zeitzeugen zu Wort kommen lässt, entsteht ein Buch, das die Geschichte über die rein historischen Fakten hinaus bunt und lebendig werden lässt. Ein Blick auf die Gemeinde Münster in der Gegenwart rundet das Bild ab.

Die Leserinnen und Leser erwarten drei große Abschnitte: Im ersten Kapitel erschließt der Verfasser die Geschichte des Alt-Katholizismus im nördlichen Westfalen von den Anfängen bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts. Wohltuend ehrlich werden dabei die Schwierigkeiten nicht verschwiegen, die sich negativ oder zumindest ausbremsend auf die Entwicklung der alt-katholischen Bewegung ausgewirkt haben. Im zweiten Kapitel werden „Erinnerungen von Mitgliedern und Freunden der Gemeinde“ lebendig; für viele, die dieses Buch zur Hand nehmen, dürfte das eine wertvolle Ergänzung der rein historischen Fakten sein. Im dritten Kapitel schließlich wird die jüngere Geschichte der Gemeinde (1999–2014) in der gebotenen Kürze abgehandelt. Damit ist die Brücke zur Gegenwart geschlagen.

Dieses Buch von Stefan Sudmann ist in jeder Hinsicht lesenswert. Es schließt eine Lücke in der alt-katholischen Gemeindeforschung und gibt sowohl den Gemeindegliedern als auch außenstehenden Interessenten die Möglichkeit, sich in kompakter, aber in jeder Hinsicht kompetenter Weise sowohl mit der geschichtlichen Entwicklung und der pastoralen Situation der Gemeinde Münster als auch mit dem Anliegen des Alt-Katholizismus in Deutschland zu befassen.

Der einzige Wermutstropfen, der abschließend erwähnt werden soll, ist die Qualität des Bildmaterials. Hier muss bei späteren Auflagen sicher nachgebessert werden. Denn so, wie die Bilder präsentiert werden, sind sie nur partiell hilfreich, das präsentierte historische Material zu ergänzen. Dies mindert aber den positiven Gesamteindruck des Buches keineswegs.

Günter Eßer

Antje Grüter/Diana Klöpfer/Anne-Kathrin Koppetsch/Antje Röckemann/Heidemarie Wünsch (Hgg.), „Mein Gott, was haben wir viel gemacht“ – Geschichte der westfälischen Theologinnen von 1974 bis 2014, Luther-Verlag, Bielefeld 2014, brosch., 264 S.

Das vorliegende Buch bildet eine mittelbare Fortsetzung des 2007 von Erika Kreutler veröffentlichten Buches „Die ersten Theologinnen in Westfalen“, auch wenn es sich hierbei um keine Monographie handelt. In vier Kapiteln bietet es sowohl historische Überblicke wie Dokumente, unter anderem Berichte von oder über Zeitzeuginnen, Zeitungsartikel und Interviews.

Der erste Aufsatz des ersten Kapitels „Angekommen im Pfarramt?“ von Heidemarie Wünsch behandelt die wechselvolle Geschichte des Verhältnisses von Theologinnen-Konvent und Theologinnen-Initiative (seit 1983), aus der 1990 der Westfälische Theologinnentag hervorging, und deren Fusion zum Westfälischen Theologinnenkonvent im Jahr 2000. Er thematisiert das spannungsvolle Verhältnis zwischen Konvent und Theologinnentag, das sich weithin als Generationenkonflikt darstellt – nämlich zwischen den ersten Pionierinnen im Pfarramt und einer neuen Generation von Frauen, die sich „im Zusammenhang mit der neuen Frauenbewegung und der Diskussion feministischer Fragen im Raum der Kirche“ (S. 50) für reale Gleichstellung einsetzten und neue Wege der Gestaltung des Pfarrberufs suchten. Biographische Berichte über die Theologinnen der ersten und zweiten Generation in der Westfälischen Landeskirche ergänzen den Überblick.

Das zweite Kapitel, betitelt mit „Neue Generation – Neue Fragen“, stellt in dem Beitrag von Anne-Kathrin Koppetsch die 1980er Jahre und die Theologinnen-Initiative sowie die Einrichtung des Frauenreferats dar. Die in die Öffentlichkeit gebrachten offensichtlichen Diskriminierungen von Theologinnen (informativ dazu der ebenfalls abgedruckte Zeitungsartikel vom 11. April 1984 „Als Pastorin arbeitslos. Theologen-Schwemme fordert ihr erstes Opfer“, S. 105-107) führen mittelbar zur Einrichtung eines Frauenreferats (ab 1987). Die Theologinnen befassen sich außerdem mit feministischen

Themen, frauengerechter Liturgie und den Themen des konziliaren Prozesses Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung. Wie wenig aufgeschlossen sich das westfälische Landeskirchenamt den Frauen und ihren Anliegen gegenüber zeigte, dokumentiert der folgende Bericht von Anne Muhr-Nelson über ein Gespräch mit dem LKA am 21. Dezember 1983, in dem es heißt: „Unsere Forderung nach Einrichtung eines Frauenreferats im LKA [...] wurde mit schallendem Gelächter quittiert“ (S. 110).

Im dritten Kapitel „Aufbruch und Verstetigung“ geht es um die 1990er Jahre. Ein Interview mit der vormaligen Vorsitzenden des Beirates zum landeskirchlichen Frauenreferat, Katharina von Bremen, zeigt neue Inhalte. Das Schwerpunktthema der Landessynode der Evangelischen Kirche von Westfalen 1993/1994 lautete „Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche“. Die Vorlage zur Synode war zwar in der Kirchenleitung nicht mehrheitsfähig, wurde aber dennoch veröffentlicht. Das Spektrum reichte von Themen wie „Kirche als Arbeitgeberin“ bis zu „Sexualität, Gewalt und Kirche“ (S. 114). Interessanterweise verlagert sich nun der Fokus weg von den Theologinnen zu den Frauen, die ebenfalls innerhalb der Kirche arbeiteten (Erzieherinnen, Küsterinnen, Gemeindegretärinnen). Basisthemen der Frauenbewegung wurden selbstverständlich aufgegriffen. Anne-Kathrin Koppetsch schildert danach die Neuaufbrüche durch den 1990 entstandenen Westfälischen Theologinnen-Tag (WTT): „Von Anfang an diente der WTT sowohl als Sprachrohr der Theologinnen als auch als Möglichkeit der Fortbildung für Feministische Theologie und als Ort der Vernetzung“ (S. 221). Mit dem Thema Lebensformen befasste man sich hier lange vor der Hauptvorlage „Familie heute“ von 2012/2013. Seit 1991 versteht sich der WTT als Vollversammlung der evangelischen Theologinnen, in der Themen wie „Macht“ oder eine „feministische Vision von Kirche“ behandelt werden. Im 21. Jahrhundert kommen beim WTT brennende theologische Themen wie „Auferstehungserfahrungen“, Abendmahl und der interreligiöse Dialog auf die Agenda. Der geschäftsführende Ausschuss des Westfälischen Theologinnen-Konvents setzte sich zudem bei der Kirchenleitung immer wieder für ein „Frauen entsprechendes Berufsbild im Pfarramt“ (S. 127) ein. Eine instruktive Übersicht über die Themen und Referentinnen findet sich auf den Seiten 130-133 (nicht zuletzt wichtig für zukünftige Forschung). Eine Stellungnahme zum Thema Feministische Theologie aus dem Jahr 1993 schließt sich an. Vorgestellt werden dann eine Initiative und die Werkstätten feministischer Theologinnen, von denen die eine (g.i.f.t.) 2001, die andere (Feministisch-Theologische Werkstätten) 2009 beendet wurde. Else Markmann berichtet über die Konferenz der Frauenreferentinnen und Gleichstellungsbeauftragten und ihre Arbeit, zu der seit 2011 auch der alle zwei Jahre stattfindende Westfälische Frauenkirchentag gehört. Zwei Beiträge befassen sich mit lesbischer Existenz im Pfarramt. Zum Abschluss des Kapitels wird durch Katharina von Bremen an Hanni Berthold, die das erste Frauenreferat in einer Landeskirche von 1988 bis 2001 leitete und im Jahr 2009 verstarb, erinnert.

Das anschließende Kapitel „Blick zurück nach vorn“ beginnt mit einem Interview mit Britta Jüngst, die von 2002 bis 2011 Pfarrerin im Frauenreferat war. Der nächste Artikel, der 2001 in der „schlangenbrut. zeitschrift für femi-

nistisch und religiös interessierte Frauen“ erschien, behandelt die schwierigen Prozesse der kirchlichen Strukturreformen, von denen die Frauenreferate selbstverständlich auch berührt waren und sind, und diskutiert die verschiedenen Leitbilder von Kirche, die in diesem Zusammenhang erörtert wurden („Kirche als Firma“). Das Grußwort, das zum 20-jährigen Jubiläum des Frauenreferats von Anne Heckel (geb. 1983) gesprochen wurde, macht einmal mehr deutlich, wie sehr die Fragen der Gleichberechtigung und -stellung von der jüngeren Generation als selbstverständlich angesehen werden und welche Probleme gleich geliebt sind (Kinderbetreuung, Rollensuche, Feministische Theologie). Angelika Weigt-Blätgens Rückblick auf 20 Jahre Theologinntag resümiert die schwierigen Anfänge der Theologinnen nach dem Zweiten Weltkrieg und die geradezu rasanten Weiterentwicklungen hin zum zumindest formal gleichberechtigten Pfarramt sowie die Vielfalt der Frauenarbeit und -initiativen in der Kirche. Eine Superintendentin sowie eine Theologiestudentin (Jahrgang 1980), die an einem Assessment-Center der Kirche teilgenommen hat, schildern ihre Erfahrungen. Es folgt eine Stellungnahme des Geschäftsführenden Ausschusses des Westfälischen Theologinnenkonvents zur Hauptvorlage „Familie heute“ aus dem Jahr 2013.

Im Anhang befindet sich eine hilfreiche Statistik zur Geschlechteraufteilung im Pfarrdienst, beginnend im Jahr 1937 – immerhin gab es damals schon sieben eingeseignete Vikarinnen (S. 233-235). Es folgen Daten zur Geschichte der Theologinnen in Westfalen (S. 236-245), die Mitglieder des Westfälischen Theologinnen-Tags/Theologinnen-Konvents sowie eine sehr kurze Literaturliste zur Geschichte der Theologinnen. Ein Personenregister (in dem ich allerdings Anke Hülsmeier auf S. 155f. nicht gefunden habe) beschließt den Band.

Den Band zeichnet aus, dass er zum einen sachlich distanziert berichtet, zum anderen aus dem damaligen Erleben und Handeln heraus und mit Engagement und Empathie beschreibt (gerade die Momentaufnahmen illustrieren Brüche und Bewegung in der Aneignung oder auch Ablehnung bisheriger Traditionen – wenn etwa Angelika Weigt-Blätgen berichtet, dass sie 1976 als erste Theologin mit lackierten Fußnägeln und Sandaletten an einem Konventstreifen teilnahm oder dass es 1994 beim Westfälischen Theologinntag eine Talarshow gab). Interviews und Reden, Zeitungsberichte und Stellungnahmen schaffen ein lebendiges Bild frauenbewegter Jahre und zeigen darüber hinaus, dass eine Weiterarbeit im 21. Jahrhundert nötig ist, um das bisher Erreichte nicht zu verlieren. Ja, die Theologinnen haben viel bewegt und im ungebrochenen Engagement für eine feministische Theologie einen Erfahrungsbezug lebendig erhalten, der in heutigen Genderdebatten verlorenzugehen droht.

Zeittafeln, Dokumente und Berichte machen das Buch darüber hinaus zu einem Instrument zukünftiger Forschung über den Weg der Theologinnen in der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Ute Gause

Jürgen Büschenfeld/Bärbel Sunderbrink (Hgg.), *Bielefeld und die Welt. Prägungen und Impulse*, 17. Sonderveröffentlichung des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg e.V., Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2014, geb., 655 S., zahlr. Abb.

Dieses opulente Werk ist der Beitrag des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg und der Historischen Fakultät der Universität Bielefeld zum 800-jährigen Jubiläum der Stadt Bielefeld. Sicher gibt es auch ältere Städte in der Region, aber das heutige Oberzentrum von Ostwestfalen hat sich mit einer besonderen Dynamik vor allem im 19. und 20. Jahrhundert entwickelt, die der Stadt ein eigenes Gepräge gibt und sie damit auch von den Nachbarstädten abhebt.

36 Autoren, vorwiegend Historiker, zeichnen ein farbiges Bild der Stadt und ihrer Geschichte. Gegliedert ist das Buch in sechs Abschnitte. Jeder dieser Abschnitte wird eingeleitet mit einer Beschreibung der Gegenwart, bevor die folgenden Aufsätze das Thema historisch beleuchten. Während der erste Abschnitt mit dem Titel „Eingesessene und Neuankömmlinge – die Stadt und ihre Menschen“ die Bevölkerung bzw. Bevölkerungssteile wie zum Beispiel die Gastarbeiter zum Gegenstand ihrer Betrachtungen hat, behandeln die folgenden Kapitel die Themen Stadtherrschaft, Industrialisierung und Wirtschaft, Städtebau, Kultur und den Blick der Bielefelder in die weite Welt, wobei hier die koloniale Vergangenheit im Vordergrund steht.

Wie findet sich nun die Kirchengeschichte in diesem Band wieder? Es fällt auf, dass das diakonische Element von Bethel in vielen Bereichen wie zum Beispiel Kolonialismus oder Siedlungsbau aufgegriffen wird. Dagegen finden sich für die Geschichte der verfassten Kirche nur ein Aufsatz von Christian Helbich, der auf 15 Seiten die Kirche und das Schulwesen im Zeichen der Reformation beschreibt, sowie ein Beitrag von Philip Knäble zum konfessionellen Zusammenleben im 17. und 18. Jahrhundert. Der Beitrag von Bärbel Thau stellt das Sennetreffen vor, das für 80 Jahre die zentrale Veranstaltung für die Bielefelder Protestanten war. Auch wenn sich die eigentliche Kirchengeschichte damit vom Umfang her eher bescheiden darstellt, sind die genannten Beiträge wiederum so lesenswert, dass dieses Manko nicht ins Gewicht fällt.

Christian Helbich zeichnet in seinem Aufsatz den Verlauf der Reformation in Bielefeld nach. Er konstatiert eine schleichende Entwicklung. Die Pfarrer in Bielefeld vermischten eher die Vorstellungen der beiden Glaubensrichtungen und vermieden lange Zeit eine Festlegung auf eine Religionspartei. Vor allem Josten Hanebom, der mit seinen Predigten und dem Singen deutscher Kirchenlieder an der Altstädter Nicolaikirche für kritische Nachfragen des Landesherrn Wilhelm V. gesorgt hatte, wird als Wegbereiter der Reformation in Bielefeld anzusehen sein. Christian Helbich relativiert in seinem Aufsatz die Bedeutung von Hermann Hamelmann als Reformator in Bielefeld. Hamelmann hat nur ein Jahr in Bielefeld gewirkt. Er war von den Bielefelder Stiftskanonikern 1554 eingestellt worden, brach aber mit dem Kapitulum nach seiner öffentlichen Kritik an der Fronleichnamsprozession am 13. Juni 1555. Dies führte zu seiner Entlassung durch den Lan-

desherrn. Hamelmann fand anschließend in Lemgo eine Predigerstelle. Damit hatte er einen wichtigen Impuls für die Reformation in Bielefeld gegeben, vollenden konnte er sie aber nicht. Sein Nachfolger, Johannes Kirchhoff, hielt sich dann wieder mehr an die katholische Tradition, näherte sich aber in den Folgejahren der lutherischen Lehre immer mehr an. Während sich die Altstädter Nicolaikirche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf die lutherische Konfession festlegte, entwickelte sich an der Marienkirche mit dem dazugehörigen Stift ein Miteinander. Das Stiftskapitel blieb bis zur Auflösung 1810 mehrkonfessionell.

Dieses konfessionelle Zusammenleben ist das Thema des Aufsatzes von Philip Knäble. Die Religionsrezesse zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Pfalz-Neuburg aus den Jahren 1666 und 1672 im Zusammenhang der Beendigung des Erbfolgekrieges um Jülich-Kleveberg regelten das Zusammenleben der verschiedenen Konfessionen in der Grafschaft Ravensberg. Damit waren die Grundlagen für das Zusammenleben von Lutheranern, Reformierten und Katholiken gegeben. Knäble beschreibt in einem ersten Schritt die formalen Regelungen für das Zusammenleben der Konfessionen und untersucht anschließend am Beispiel konfessionsgemischter Eheschließungen, ob die Wirklichkeit dem Toleranzgedanken, der hinter diesen Rezessen stand, gerecht wurde. Am Ende des 17. Jahrhunderts lebten in Bielefeld 3.000 Einwohner, davon 450 Katholiken und 250 Reformierte. Im Marienstift waren bis zur Auflösung sieben evangelische und fünf katholische Kanoniker, die die Marienkirche als Simultaneum nutzten. 1715 wurde eine katholische Kapelle an die Neustädter Marienkirche angebaut, die vor allem den katholischen Kanonikern für ihre Zwecke diente. Für die katholische Bevölkerung war die Kirche des Franziskanerklosters der Mittelpunkt. Das Franziskanerkloster war darüber hinaus auch für die Katholiken aus der weiteren Umgebung wie Herford und Vlotho das geistliche Zentrum. Während die Bielefelder Stadtordnung von 1685 das Prozedere bei konfessionsübergreifenden Trauungen geregelt hatte (nach dreimaliger Abkündigung der Trauungen in den jeweiligen Kirchen der Traupartner erfolgte der Vollzug der Trauung in der Kirche des Ehemannes), gab es aber keine Regelung über die religiöse Erziehung der Kinder. Das führte wiederholt zu Klagen und Auseinandersetzungen. Insgesamt konstatiert der Autor aber eine hohe Toleranz zwischen den Konfessionen, insbesondere dann, wenn es förderlich für die gesamte Stadtentwicklung erschien, und differenziert damit das Bild einer einheitlichen konfessionellen Stadtgesellschaft im 17. und 18. Jahrhundert.

Der dritte anzuzeigende Aufsatz von Bärbel Thau beschreibt eine kirchliche Veranstaltung, die nicht nur für Bielefeld, sondern für Minden-Ravensberg insgesamt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen Höhepunkt des gemeindlichen Lebens darstellte: das Sennetreffen. Dieses galt auch als „kleiner Kirchentag“ und setzte Akzente für das kirchliche Leben, indem es zu ökumenischen Begegnungen und zu Diskussionen zu gesellschaftlichen Entwicklungen einlud. Begonnen hatte das Sennetreffen 1922 als Treffen kirchlicher Jugendorganisationen, das neben sportlichen Wettkämpfen auch einen Abschlussgottesdienst in der Bielefelder Innenstadt vorsah. Während

des Nationalsozialismus wurde das Jugendtreffen verboten, auch eine Umwandlung der Veranstaltung zu einem Evangelischen Gemeindetag wurde drei Jahre später untersagt. Nach dem Krieg übernahm bald das Evangelische Johanneswerk die Durchführung des Sennetreffens, das nun traditionell am ersten Sonntag im September stattfand. Neben Sport und Spiel wurden prominente Gäste aus der Politik wie zum Beispiel Hermann Ehlers eingeladen. Bärbel Thau zeichnet nach, wie die Vorträge und Diskussionen die geschichtliche Entwicklung der Bundesrepublik widerspiegeln. In den 1950er und 1960er Jahren kamen bis zu 35.000 Menschen beim Sennetreffen zusammen. Ende der 1980er Jahre mangelte es dann immer mehr an Unterstützung für die Veranstaltung. Auch der Versuch, durch die Übernahme der Organisationsverantwortung durch die Bielefelder Kirchengemeinden eine Belebung des Treffens zu erreichen, brachte keine Veränderung. 1991 musste das Sennetreffen kurzfristig abgesagt werden, nicht nur weil Finanzen und personelle Ressourcen fehlten. Auch die Form der Veranstaltung war als nicht mehr zeitgemäß infrage gestellt worden. Die Besucherzahlen gingen immer weiter zurück. 2002 fand schließlich das letzte Sennetreffen statt.

Insgesamt ist mit dem hier angezeigten Werk ein umfangreiches Lesebuch zum 800-jährigen Jubiläum der Stadt Bielefeld entstanden. Es macht Spaß, in diesem Buch zu blättern und die vielen Akzente der Geschichte dieser Stadt auf sich wirken zu lassen. Die Herausgeber Jürgen Büschenfeld und Bärbel Sunderbrink haben eine interessante Mischung von Autoren und Themen für dieses Werk gefunden. Viele Abbildungen und Textkästchen, die besondere Informationen zusammenfassen, geben auch dem schnellen Leser genug Informationen. Zusammengefasst: Ein lesenswertes Buch – nicht nur für Bielefelder!

Wolfgang Günther

Detlef Scheiding, Menschen unterwegs in dunkler Zeit. Ein biografisches Zeitdokument der Jahre 1936–1946 in Obernbeck, hg. von der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Obernbeck, Eigenverlag, Obernbeck 2014, 419 S., geb.

Mit dieser Chronik legt der frühere Obernbecker Pfarrer Detlef Scheiding ein zweites opulent ausgestattetes Werk zur Geschichte der Kirchengemeinde Obernbeck vor. Kirchenkampf und Zweiter Weltkrieg aus der Sicht einer kleinen Landgemeinde sind der Inhalt dieses Buches. Dabei ist die im Titel genannte zeitliche Begrenzung nicht wörtlich zu nehmen. Denn gerade der Kirchenkampf beginnt ja schon deutlich vor 1936. Aber der Autor nimmt die ausführliche Chronik seines Amtsvorgängers Fritz Schwier, der im Februar 1937 seine Stelle in Obernbeck antritt, zur Grundlage seiner Darstellung. Detlef Scheiding ergänzt diese Chronik mit vielen Exkursen, Fotos und anderen Berichten aus der Gemeinde und entwirft damit ein facettenreiches Bild des Alltags einer ländlich geprägten Kirchengemeinde, die sich gleichwohl nicht aus den Zeitläuften der großen Politik heraushalten kann. Und so fin-

den sich hier Informationen zu Zwangsarbeit oder Euthanasie, aber auch über Kriegshelden und Gefallene.

Einen Schwerpunkt bilden natürlich der Kirchenkampf und die Beeinträchtigung des kirchlichen Lebens durch den Nationalsozialismus und später durch den Krieg. Ausführlich schildert Scheiding den allmählichen Wandel von der ursprünglichen Begeisterung für den „neuen“ Staat bis zum Widerstand, der zur Verhaftung Pfarrer Schwiars wegen Verstoßes gegen das Sammlungsgesetz führte. Wurden im Januar 1934 noch Dankgottesdienste für das einjährige Jubiläum der Machtergreifung gefeiert und kirchliche Räume bedenkenlos der NSDAP und ihren Gliederungen überlassen, so wandelte sich die Einstellung im Laufe des Jahres. Nun schwiegen bei Beerdigungen von DC-Mitgliedern die Glocken, und die kirchlichen Räume blieben kirchlichen Veranstaltungen vorbehalten. Die Gleichschaltung der Jugendverbände und die Einschränkung der sonstigen kirchlichen Arbeit veränderten das Leben in der Kirchengemeinde. Die Verhaftung des Pfarrers der Obernbecker Muttergemeinde Mennighüffen, Ernst Wilm, war ein weiterer Vorfall, der den Obernbeckern den Ernst der Lage überaus deutlich machte.

Detlef Scheiding hat viele Gemeindeglieder zu ihren historischen Erfahrungen und Erlebnissen befragt. Und von diesen individuellen Schilderungen lebt dieses Buch. Während die historische Analyse eher im Hintergrund steht, zeigen die verschiedenen Lebensschicksale, wie unterschiedlich der Alltag wahrgenommen wurde. Dabei wird das Schicksal der lokalen Akteure detailliert nachgezeichnet. Das Wirken des örtlichen NSDAP-Parteileiters wird ebenso geschildert wie das des örtlichen KPD-Vorsitzenden, der aktiv Widerstand betrieb. Die lokale Solidarität ließ dabei Fronten verwischen. Kommunisten wurden von Sozialdemokraten unterstützt, aber auch christlich geprägte Menschen versteckten Verfolgte und halfen ihnen. Doch die Gleichschaltung im Alltag, die nicht nur die Parteien, sondern auch die Gewerkschaften und Vereine traf, sorgte für einen immer stärker nationalsozialistisch geprägten Alltag.

Detlef Scheiding erzählt die Geschichte von Obernbeck nicht geradlinig. Eher assoziativ schildert er den Alltag, um dann wieder weiter zurückgehend die Geschichte der verschiedenen Gruppen in Obernbeck zu verfolgen oder markante Ereignisse der deutschen Geschichte zu kommentieren. Bemerkenswert sind dabei die vielen zeitgenössischen Fotos (443!), die der Autor zusammengetragen hat. Viele Fotos sind aus privater Provenienz. Hier zeigt sich der Vorteil des Autors, der durch seine langjährige Tätigkeit als Gemeindepfarrer vielfältige Kontakte zu den Gemeindegliedern herstellen konnte. So ist eine reiche Zusammenstellung entstanden. Mit diesem Buch ist ein „Geschichts-“Lesebuch entstanden, in dem es Spaß macht, zu blättern und an der einen oder anderen Stelle zu verharren. Das Buch kann kurz zur Hand genommen oder länger durchgelesen werden – immer finden sich kleine, zum Teil auch erschreckende Details eines Alltagslebens in einem ostwestfälischen Dorf, das sich so aber wohl auch überall in Deutschland hätte abspielen können.

Wolfgang Günther

Michael Fischer, *Religion, Nation, Krieg. Der Lutherchoral „Ein feste Burg ist unser Gott“ zwischen Befreiungskriegen und Erstem Weltkrieg*, Waxmann Verlag, Münster 2014, brosch., 350 S., 37 Abb.

In seiner Untersuchung zur Rezeptionsgeschichte des Chorals „Ein feste Burg ist unser Gott“ von Martin Luther, die als Dissertation an der Universität Bielefeld angenommen wurde, nimmt Michael Fischer eine bestimmte Interpretation des Liedes in den Blick, die von den Befreiungskriegen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts hegemonial war. Wie sich das Verständnis des Reformators Luther in dieser Zeit wandelte und von bestimmten Vorzeichen geprägt war, so verhielt es sich auch mit den Lesarten des Chorals in diesem Zeitabschnitt. Es ist das Lied des lutherisch geprägten Protestantismus in Deutschland gewesen. An verschiedenen Wegmarken wird die Entwicklung zu einer nationalprotestantischen und bellizistischen Rezeption veranschaulicht. Ausgangspunkt dafür bildet die von Achim von Armin und Clemens Brentano herausgegebene Liedsammlung „Des Knaben Wunderhorn“, in der dem Lied die Überschrift „Kriegslied des Glaubens“ beigegeben und der Cantus firmus für die folgende Interpretation präfiguriert wurde.

Im ersten Hauptteil des Buches arbeitet Fischer den Zusammenhang zwischen der Entwicklung eines Nationalprotestantismus und einer Lesart des Chorales heraus, die von den Begriffen Nation und Krieg bestimmt ist. Nach den Befreiungskriegen und dem Wartburgfest sieht der Verfasser in der Errichtung des Lutherdenkmals in Worms im Jahr 1868 einen wesentlichen Einschnitt in der Memorialkultur, die im Kontext der Reichseinigung zu sehen ist, welche schließlich 1871 vollendet wurde. Einen neuen Höhepunkt der Luthererinnerung bildete dann das Jubiläumsjahr 1883. Die Feierlichkeiten zur Wiedereinweihung der Schlosskirche in Wittenberg im Jahr 1892 spielen erstaunlicherweise bei Fischer aber keine größere Rolle. Als Gegenlesart wird die von Heine ausgehende Interpretation des Chorals als „Marseiller Hymne der Reformazion“, die von der Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie aufgegriffen wird, eingeführt.

Der zweite Hauptteil fokussiert die Bedeutung des Lutherliedes im Kontext des Ersten Weltkriegs. Die Kriegstheologie konnte sich schnell wieder des Chorals bemächtigen und diesen zum deutschen Kriegslied machen. Als Beispiel einer ausufernden nationalen Deutung und Überhöhung des Lutherchorals behandelt Fischer im dritten Teil eine Schrift des Berliner Hofpredigers Bruno Doehring, der die zeitgenössische Kritik an dieser Lesart von Hartmann Grisar SJ gegenübergestellt wird. Der katholische Lutherforscher Grisar, der in Münster studiert hatte, entlarvte die nationalistische Deutung als ein Missverständnis der Metaphorik des Liedes.

Im vierten Teil wird der „Sack des Forschungsinteresses“ zugebunden, indem das Material vermittels kulturwissenschaftlicher Fragestellungen ausgewertet wird. Fischer bietet in seiner Untersuchung eine Menge an Umdichtungen und Kontrafakturen des Textes von Luthers Lied, die für sich genommen schon eine spannende Lektüre sind und zu Entdeckungen einladen. Aus westfälischer Perspektive ist die Beschäftigung mit der Untersuchung Fischers gerade auch deshalb anregend, weil sie ein zentrierender Baustein

für das Verständnis nationalprotestantischer Einstellung und nationaler Überhöhung ist. Die Ausführungen sind etwa an das Leben und Wirken Friedrich von Bodelschwinghs direkt anschlussfähig, der von einer großen Vaterlandsliebe geprägt war und so zum Erfinder des Sedantages werden konnte. Viele Elemente, die für den Umgang mit Luthers Lied von Bedeutung sind, spiegeln sich auch in der Theologie und Einstellung Bodelschwinghs zu Judentum und Katholizismus wider. Gerade die westfälische Kirchenprovinz mit ihren weiten Diasporagebieten stand hier in vorderster Front der konfessionellen Auseinandersetzungen mit der katholischen Kirche und Bevölkerung. Das Singen des Lutherchorals war in dieser aufgeladenen Situation für die protestantischen Gemeinden identitätsstiftend – wie auch eine Provokation der katholischen Bevölkerungsmehrheit gegenüber (als ein Beispiel sei an die Situation in der Kirchengemeinde Rimbeck-Scherfede im Kirchenkreis Paderborn erinnert; bei der Einweihung des dortigen Kirchhauses 1880 durfte der Choral nicht fehlen). Auch an der westfälischen Pfarrerschaft gingen diese Tendenzen und die zunehmende Nationalisierung nicht vorbei. Beim Lutherjubiläum 1883 folgte in der Kilianikirche in Höxter den verlesenen Worten Kaiser Wilhelms I. eine Predigt des Superintendenten Konrad Beckhaus über den Lutherchoral. Aber auch für das Verständnis des Ruhrgebietsprotestantismus bietet sich das Lutherlied als ein Kristallisationspunkt einer vaterländischen Kirchlichkeit an: So würdigte der spätere Präses Karl Koch 1903 Luther in seiner Bedeutung für das Deutschtum. Auf der Versammlung des Evangelischen Arbeitervereins Gelsenkirchen, bei der Koch sprach, wurde auch das Lied „Ein feste Burg“ von einem Sängerkreis vorgetragen. Zudem gab es eine Gegenlesart des Chorals, die sich in der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie entwickelte, welche ihrerseits einen interessanten Blick auf die Mentalität des Ruhrgebietsprotestantismus werfen könnte.

Richard Janus

Die Beratungen des Fürstenrates in Osnabrück. Teilband 7: Juli–September 1648, bearb. von Maria-Elisabeth Brunert, Aschendorff, Münster 2013, geb., 482 S. [Acta Pacis Westphalicae, Serie III (Protokolle, Verhandlungsakten, Diarien, Varia), Abt. A: Protokolle, Bd. 3].

Mit dem 2013 erschienenen Teilband zum Zeitraum 28. Juli (nicht 29. wie S. VII) 1648 bis 24. September 1648 liegen die Beratungen des Fürstenrates in Osnabrück, die im Juli 1645 begannen und im September 1648 endeten, als die Osnabrücker zum Abschluss der Verhandlungen nach Münster wechselten, komplett vor, und eine Teiledition des gigantischen, 1962 begonnenen Editionsprojekts hat damit ihren Abschluss gefunden. Vielleicht kann gerade der Abschluss dieser dezidiert auf Osnabrück bezogenen Teiledition dazu beitragen, dass zumindest in der popularisierenden Geschichts- und Kirchengeschichtsschreibung die traditionelle, wegen des Bedeutungswandels von „Westfalen“ im allgemeinen Sprachgebrauch heute missverständliche Rede

vom „Westfälischen Frieden“ abgelöst wird durch die Bezeichnung „Friede von Münster und Osnabrück“. In der friedlichen Konkurrenz der beiden Friedensstädte heute um Image und Ressourcen sollte nicht unbedacht bleiben, dass die aus heutiger Sicht besonders relevanten und interessanten Aspekte des Friedensschlusses, nämlich die den Religionsfrieden und die Toleranz betreffenden Fragen, in Osnabrück ausgehandelt wurden.

Auf der Basis zweier Protokolle werden die Beratungen der fürstlichen Gesandten der protestantischen Reichsstände, die in Osnabrück lebten und tagten (zeitweise durchaus auch mit unterschiedlich starker Beteiligung katholischer Gesandter), dokumentiert und in Anmerkungen kommentiert. Inhaltlich ging es zunächst um den Friedensvertrag mit Schweden, der in Osnabrück ausgehandelt und auch abgeschlossen wurde, dann auch um den Friedensvertrag mit Frankreich, der seit November 1647 nicht mehr vorangekommen war, aber im August 1648 neu in Angriff genommen wurde.

Die Beratungen fanden überwiegend im Rathaus Osnabrücks statt. Die Themengebiete sind von keiner Relevanz für die Kirchengeschichte oder die westfälische Geschichte. Während mit den Schweden zuletzt nur noch Kleinigkeiten zu regeln waren wie die Höhe von Militärsatisfaktionen zum Beispiel für die Landgrafschaft Hessen-Kassel, ging es bei den Verhandlungen mit den Franzosen um gewichtige Probleme wie die Forderung Frankreichs, dass der habsburgische Kaiser das habsburgische Spanien weder in seiner Eigenschaft als Kaiser noch in seiner Eigenschaft als Landesherr unterstützen dürfe („Assistenzfrage“), ferner um die Einbeziehung oder den Ausschluss des Reichskreises Burgund sowie Lothringens aus dem Friedensvertrag.

Eine Besonderheit des Teilbandes ist die Beigabe eines originellen Bildes vom Geschehen (S. 127), einer Zeichnung, die die 42 Teilnehmer und die Sitzordnung der Zusammenkunft festhält, die am 6. August 1648 im Quartier des schwedischen Gesandten Johan Axelsson Oxenstierna stattfand, das sich in einem heute nicht mehr existierenden Gebäude an der Ecke Kleine Domfreiheit/Schwedenstraße befand. Hier wurde der Schlusspunkt unter den Friedensvertrag mit Schweden gesetzt, und hier wurden auch für das Hochstift Osnabrück selbst Weichen gestellt, denn hier drohte der Schwede dem Osnabrücker Fürstbischof Franz Wilhelm von Wartenberg, einem der wichtigsten und mächtigsten Männer des Friedenskongresses, damit, dass er Osnabrück dem Hause Braunschweig übergeben werde, sollte von Wartenberg den Friedensvertrag mit den Schweden nicht unterzeichnen (S. 126).

Der Band ist wie fast alle Bände der Edition (bislang 48) nur für (wenige) Fachleute interessant und überhaupt les- und verwertbar. Er steht nicht im Rahmen der Anfang 2014 gestarteten Internetpräsentation der ersten 40 Bände „APW digital“ zur Verfügung, soll aber später noch integriert werden. Wer sich in Kürze einen Überblick über die im Sommer 1648 in Osnabrück verhandelten Themen und den Verhandlungsablauf verschaffen will, sei auf die instruktive, aber ebenfalls – da reich an Namen und Fachbegriffen – nicht einfach zu lesende Einleitung verwiesen.

Jenseits des Politischen gibt die Einleitung noch einen Hinweis auf die Relevanz der Friedensverhandlungen für die deutsche Sprachgeschichte. Die

Bearbeiterin weist darauf hin, dass mehrere der Gesandten im Fürstenrat Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, einer 1617 gegründeten Sprachgesellschaft, waren, die „ein vielseitiges Deutsch durchsetzen wollte, das sämtlichen Lebensbereichen angemessen war“ (S. LXVII). Inwieweit sich diese Bemühungen auch in den Osnabrücker Protokollen spiegeln, ist eine Fragestellung der neuesten germanistischen Forschung (Sandra Waldenberger).

Kulturgeschichtlich interessant sind einzelne Hinweise auf den Umgangsstil der Gesandten, vor allem auf Protesthaltungen, die sich in demonstrativer Abwesenheit oder in mündlichen Interventionen äußerten, aber in einem Fall, dem des Bremer Gesandten Gerhard Koch, in einer spektakulären Gestik, indem er am 6. August bei den Verhandlungen entgegen den Gepflogenheiten schlicht seinen Hut nicht abnahm, um so gegen die Verabschiedung einer für Bremen ungünstigen Regelung, den Weserzoll betreffend, zu protestieren. Leider geben die durch und durch sachorientierten Protokolle selbst aber so gut wie keine Einblicke in interessante und amüsante Begleitumstände der Verhandlungen, geschweige denn in die Lebenswirklichkeit von Protestanten und Katholiken in der bikonfessionellen westfälischen Bischofsstadt Osnabrück.

Martin H. Jung

Protokollbuch des Presbyteriums der reformierten Gemeinde Hamm (1611–1664), bearb. von Ingrid Buchhorn, Schriften des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen 17, Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2014, geb., 389 S., 12 Abb. u. 1 hist. Karte

Diese Quellenedition war längst überfällig: Schon vor Jahren hatte die Historikerin Ingrid Buchhorn eine im Wesentlichen vollständige maschinenschriftliche Transkription des Hammer Protokollbuchs angefertigt und dessen Inhalt wissenschaftlich analysiert und kommentiert in einem umfangreichen Aufsatz für das vorliegende Jahrbuch [JWKG 106 (2010), S. 95-146], auf den sie bei der Edition jetzt zurückgreifen konnte. Nun endlich ist das Protokollbuch des im April 1611 konstituierten Presbyteriums der Hammer reformierten Gemeinde in einem außerordentlich sorgfältig redigierten Druck einer größeren Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Viele Freunde der westfälischen – speziell der märkischen – Kirchengeschichte werden sich darüber freuen und dieses Kleinod ihrer Fachbibliothek einverleiben wollen, und das gleich aus mehreren Gründen:

In der wechselvollen, an Kriegs- und Notzeiten reichen Geschichte der Grafschaft Mark hat die Stadt Hamm trotz einer zeitweise stark reduzierten Bevölkerung lange eine bedeutende Rolle gespielt. Das Gleiche gilt auch und vor allem für die dortige reformierte Gemeinde, die sich 1611 – ein Jahr nach der ersten Zusammenkunft der Reformierten Generalsynode von Duisburg – in Unna mit 14 anderen reformierten Gemeinden zur Märkischen Reformierten Provinzialsynode vereinigt und dem Synodalverband der Länder Jülich,

Kleve, Berg und Mark mit der Generalsynode an der Spitze angeschlossen hatte. Seitdem war die reformierte Gemeinde in Hamm ernsthaft bemüht, die presbyterial-synodale Kirchenverfassung, die bis heute das Fundament der westfälischen Landeskirche bildet, mit Leben zu erfüllen und im Verein mit der kommunalen Obrigkeit im Alltag durchzusetzen. Bei diesem Bemühen genoss die reformierte Gemeinde in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens eine gesellschaftliche Monopolstellung als die einzige Hammer Kirchengemeinde, bis Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1650 als Konsequenz des mit dem Hause Pfalz-Neuburg vertraglich vereinbarten Toleranzgebots auch den Lutheranern und Katholiken die öffentliche Ausübung ihrer Religion gestattete. Der Ausbau des reformierten Gemeinwesens geschah im Übrigen in der Anfangszeit ohne die Stütze einer vollständigen Kirchenordnung; die als Vorbilder infrage kommenden Ordnungen anderer Territorien (Kurpfalz, Nassau-Siegen, Wittgenstein und Lippe) beruhten auf einer Mischung der Konsistorial- mit der Synodalverfassung und konnten deshalb nicht unmittelbar Anwendung finden. Erst 1662 erließ Kurfürst Friedrich Wilhelm für die an Brandenburg gefallenen Länder Kleve und Mark eine eigene reformierte Kirchenordnung.

Das Hammer Protokollbuch umfasst einen Zeitraum von 53 Jahren (1611–1664) und ist auch insofern ein kostbarer Solitär, als aus dieser Zeit von keiner anderen märkischen Gemeinde ein solches Protokollbuch erhalten geblieben ist und auch die Protokolle der Hammer Gemeinde aus der Zeit nach 1664 – wie so viele andere Archivalien – den zahlreichen Kriegen und Bränden zum Opfer gefallen sind. Das Protokollbuch beginnt mit der früher (nicht ganz korrekt) sogenannten „Hammer Kirchenordnung“, einer zehn Artikel umfassenden Geschäftsordnung des Presbyteriums, die regelmäßig einmal im Jahr von der Kanzel verlesen werden sollte, um sie der Gemeinde in Erinnerung zu halten. Die dieser Geschäftsordnung folgenden Eintragungen, gelegentlich in zurückblickenden Zusammenfassungen formuliert, gewähren einen einzigartigen Einblick in das gesellschaftliche und kirchliche Leben der Stadt und das Zusammenspiel von kirchlicher und kommunaler Obrigkeit in dieser Zeit.

Einen breiten Raum sowohl in den Protokollen selbst als auch in der wissenschaftlichen Einführung der Herausgeberin Ingrid Buchhorn nimmt die sogenannte Kirchenzucht (*censura morum*) ein, die nach Calvins Grundsätzen und der damals herrschenden reformierten Lehre neben der schriftgemäßen Verkündigung des Evangeliums und der ordentlichen Verwaltung der Sakramente die dritte Säule einer „*ecclesia bene composita*“ darstellte. Ingrid Buchhorn bietet in ihrer Einführung eine zusammenfassende Darstellung der Verstöße gegen sittlich-moralische Gebote, gegen das gute gesellschaftliche Zusammenleben sowie gegen die kirchliche Lehre und die sakrale Ordnung und der unterschiedlichen Verfahrenswesen des Presbyteriums bei solchen Verstößen. Es empfiehlt sich aber, es nicht bei der Lektüre dieser Zusammenfassung zu belassen, sondern sich auch in die Eintragungen des Originals zu vertiefen, weil nur wenige andere zeitgenössische Quellen dieser Art zur Verfügung stehen.

Das Protokollbuch bietet im Übrigen einen guten Einblick in das Leben zahlreicher Familien der damaligen Hammer Bevölkerung. Eine alphabetisch geordnete Liste von fast 250 im Text vorkommenden Hammer Bürgern ist im Anhang abgedruckt (S. 327-371) und erleichtert insbesondere auch Familienforschern und Genealogen den Zugang zu dieser einzigartigen Quelle. Es mag dem Dokumentenhunger dieser Interessentengruppe geschuldet sein, dass das Protokollbuch eine Zeitlang außer Kontrolle geraten war und dass heute zwei Seiten des Originals fehlen. Dr. Ludwig Koechling hatte bereits bei seinen Archivordnungen in Hamm in den Jahren 1938 und erneut 1950 festgestellt, dass sich das Protokollbuch nicht im Archiv der Gemeinde, sondern in den Händen des Buchhändlers Dabelow befand. Wie es in dessen Besitz geraten war, ließ sich rückblickend nicht mehr feststellen. Außerdem sind noch nach dem Zweiten Weltkrieg zwei Seiten [S. 28 (1614) und 29 (1614)] aus unbekanntem Gründen aus dem Protokollbuch herausgeschnitten worden. Dass diese beiden Seiten bis etwa 1950 noch vorhanden waren, lässt sich durch entsprechende Zitate nachweisen: Sowohl Paul Börger [Die reformierte Kirchengemeinde zu Hamm i. W. vor und während des 30jährigen Krieges, in: JWVGK 36 (1935), S. 47-151] als auch der Hammer Stadtarchivar Adolf Schillupp (in seiner vor 1950 verfassten handschriftlichen Geschichte der reformierten Gemeinde Hamm) haben jeweils aus den beiden verschwundenen Seiten zitiert, so dass deren Inhalt in etwa erschlossen werden kann. Inzwischen ist das Protokollbuch in kirchlichen Gewahrsam zurückgekehrt und befindet sich zusammen mit anderen Hammer Archivalien wohlverwahrt im Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen in Bielefeld-Bethel. Für die Drucklegung ist vor allem diesem Archiv und der Bearbeiterin Ingrid Buchhorn zu danken.

Dietrich Kluge

Günter Brakelmann, Die Bochumer Synoden 1919–1933, Schriften der Hans-Ehrenberg-Gesellschaft Bd. 22, hg. von Norbert Friedrich und Traugott Jähnichen, Verlag Hartmut Spinner, Kamen 2013, brosch., 396 S.

Das Buch „Die Bochumer Synoden 1919–1933“ bildet zusammen mit den Erscheinungen „Eine Reise durch die Bochumer Kirchengeschichte: der evangelische Kirchenkreis Bochum 1913–1919“ (2011) und „Evangelische Kirche in Bochum 1933. Zustimmung und Kritik“ (2013) den mittleren Teil einer Trilogie Günter Brakelmans, welche die Bochumer Kirchengeschichte vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zum nationalsozialistischen Umsturz im Kontext nationaler Geschichte erschließt. Günter Brakelmann versteht es hierbei in besonderer Weise, Synodalberichte, Zeitungsberichte und weitere zeitgenössische Quellen so aufzubereiten, dass ein differenziertes Bild der Entwicklung des Bochumer Gemeindelebens und der Kreissynoden entsteht. Ein Schwerpunkt der Untersuchung liegt in der Analyse des anhaltend schwierigen Verhältnisses der Synoden zur Weimarer Republik, der zaghafte Entwicklung ihrer Organisationsstrukturen auf dem Weg zu einer Kör-

perschaft öffentlichen Rechts sowie ihrer mangelnden Resistenz gegen den aufkommenden völkischen Nationalismus. Auf der anderen Seite zeichnet Brakelmann in seiner Analyse das Bild eines sich in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre entwickelnden engagierten Verbandsprotestantismus, zu dem eine rege Tätigkeit von einzelnen Pfarrern hinzutrat, die sich um einen konstruktiven Umgang mit den neuen Verhältnissen und um eine differenzierte Sicht auf Strukturen und Ursachen für die gegenwärtigen Notlagen bemühten. Im Zusammenhang mit Zeitungsberichten, Vorträgen und Briefwechseln liefert die Untersuchung der jährlichen Synodalberichte Informationen nicht nur über die Themen, welche die Gemeinden bzw. deren Leitung bewegten, sondern auch über solche, die seitens der Synoden entweder nicht wahrgenommen oder wegen ihrer Brisanz nicht angesprochen wurden. Bewusst werden auch längere Zitate aus den Synodalberichten und Zeitungsartikeln geboten, welche dem Lesenden ein Einfühlen in den zeitgenössischen sprachlichen Stil und die Argumentationsstrukturen ermöglichen. Zur Einordnung in den weiteren historischen Zusammenhang wird zu Beginn eines jeden Kapitels eine prägnante Zusammenfassung der wichtigsten politischen Ereignisse geboten.

In den Nachkriegsjahren bis zur Mitte der 1920er Jahre stehen besonders Themen wie die Trennung von Staat und Kirche, die Kriegsschuldfrage, das Reichsschulgesetz, der konfessionelle Religionsunterricht, die Beteiligung der Frauen in der Gemeinde im Zuge der Erteilung des Allgemeinen Wahlrechtes, die Abstimmung über eine neue Kirchenverfassung sowie Moralfragen im Zentrum des Interesses. Schockiert von den politischen Umwälzungen 1918/1919 fallen die Kirchenoberen in eine rückwärtsgewandte Starre, indem sie alles Neue, insbesondere Sozialdemokratie und Liberalismus, vehement ablehnen und als Verursacher gegenwärtiger Not brandmarken. In den Synodalprotokollen wird dieses bereits in den einleitenden Worten des Synodalassessors und späteren Superintendenten Alfred Niederstein (1866–1963) augenfällig. Im Sittenverfall des Einzelnen, in der Sozialdemokratie und den mit ihr verbundenen liberalen Gedanken sieht er vornehmlich die Grundübel der Gegenwart – eine Haltung, die sich bis zum Ende der Republik kaum verändern wird. Mit seiner kritiklosen Verehrung vergangener Tage und der Scheu, nach wirklichen Ursachen zu suchen, ist er ein prototypischer Vertreter einer protestantischen Obrigkeitskirche des 19. Jahrhunderts, welche mit Freude den politischen Wechsel 1933 begrüßen wird. Eine Ursachenforschung in den überkommenen wirtschaftlichen Strukturen und Machtgefügen in Kirche und Staat liegt ihm fern. Kritische Analysen, wie sie von Wilhelm Bousset 1919 in „Revolution und Kirche“ veröffentlicht wurden (zitiert S. 30f.), sowie Einflüsse eines geschichtsoffenen und reformwilligen Protestantismus, wie er jenseits der Kirchenleitungen formuliert wurde, sind in den Bochumer Gemeinden in der ersten Hälfte der 1920er Jahre nicht zu finden. Vielmehr wird Kirche als Institution verstanden, der die „sittliche Reinigung des gesamten öffentlichen Lebens aufgetragen ist“ (S. 96). Das ist ein Anspruch, welcher der Wirklichkeit in keiner Weise gerecht werden konnte und anstelle von „Ermutigungen zu einem Leben in selbst verantworteter Freiheit [...] Einweisungen in eine enge kleinbürgerliche Moral mit Dominanz der

Untertanenethik von Einordnung und Unterordnung, von Askese und Leidenbereitschaft“ setzte (ebd.). In diesem Milieu des ausbleibenden Mentalitätswandels auf Ebene der Kirchenleitung verwundert es nicht, dass die diskussionslose Zustimmung zur Kirchenverfassung der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union 1922 kein „neuer kreativer Entwurf im Sinne der Stärkung einer Volkskirche“, sondern nur „eine Neuauflage der alten hierarchisch verfassten Pfarrer- und Obrigkeitskirche“ gewesen ist (S. 117). Im Mischsystem aus konsistorialen und synodalen Elementen spielte das presbyterial-synodale Element mit aufsteigender Höhe in der kirchlichen Hierarchie eine immer geringere Rolle. Immer häufiger zeigte sich, dass die Kreisynode zwar eine wichtige Institution für das kirchenpraktische Handeln gewesen ist, aber als Plattform für geistige und geistliche Grundfragen nicht dienen konnte.

Politisch ist der Protestantismus fest im konservativ-reaktionären Lager verankert. Zugeständnisse seitens der SPD und der Zentrumspartei ändern nichts an der seit Beginn der Weimarer Republik festgezurrten scharfen Frontstellung zwischen Protestanten, Sozialdemokraten und Katholiken. Der „evangelische Christ [... hatte] national, konservativ und preußisch-uniert zu sein“ (S. 90). Es gehörte mehrheitlich zum kirchlichen Selbstverständnis, sich von demokratischen, liberalen und sozialistischen Strömungen abzugrenzen und diese für die gegenwärtigen Fehlentwicklungen zu brandmarken. Rückblickend dürfte es vielmehr der „Mangel an kritischer und verstehender Empirie, verbunden mit Zusammenbruchs- und Untergangsszenarien über den Verfall aller Werte“ gewesen sein, der „mehr Menschen der Kirche entfremdet [... hat] als die Angriffe von Freidenkern auf sie“ (S. 47).

Problematisch ist auch das Verhältnis zur jüdischen Gemeinde und deren Rolle im neuen Staat. Der Antijudaismus wird exemplarisch deutlich in einem 1919 geführten öffentlichen Briefwechsel zwischen dem Bochumer Rabbiner Dr. Moritz David (1875–1956) und den Pfarrern Johannes Zauleck (1877–1942) und Philipp Klose (1869–1962), welcher die politischen und religiösen Angriffe evangelischer Christen auf Juden und ihr Judentum bündelt (vgl. S. 47–64). In den Synodalberichten dieses Jahres findet er trotz seiner Brisanz keine Resonanz. Es verwundert kaum, dass sich in diesem Klima aus Reaktionismus, Antijudaismus und politischem Antisemitismus ab 1926 die NS-Ideologie nur unschwer an die in den Kirchen(leitungen) vorherrschenden Einstellungen anknüpfen ließ.

Doch nahezu zeitgleich mit dem schrittweisen Abrutschen in den völkisch-nationalen Sumpf ist seit 1926 in den Bochumer Gemeinden ein Aufbrechen der in Bochum diskutierten Menge an Themen spürbar. Die Pfarrer Johannes Zauleck, Hans-Rudolf Müller-Schwefe (1910–1986), Horst Schirmacher (1892–1956), Albert Schmidt (1893–1945), Rudolf Hardt (1900–1959) und Hans Ehrenberg (1883–1958) tragen mit ihrer übergemeindlichen Bildungsarbeit und Gründungen von Vereinen und Ortsgruppen zu einer lebendigen Volkskirche bei, die sich jenseits des offiziellen synodalen Betriebes entfaltet. Besonders hervorzuheben ist das Engagement des Pfarrers Hans Ehrenberg. In seiner Broschüre „Kirche und Sozialdemokratie“ (1926) wirbt er für offene Begegnung mit der Sozialdemokratie, welche als größte Heraus-

forderung und schwerste Probe zugleich „die entscheidende Frage an die Kirche [stellt]: die Frage nach dem Kirchesein der Kirche“ (S. 146). Als Vorsitzender des von Müller-Schwefe gegründeten Evangelischen Kampfbundes und der Apologetischen Arbeitsgemeinschaft widmet er sich in zahlreichen Vorträgen aktuellen Themen – wie „Kirche und Politik“, „Soziologische Fragen des Christentums“, „Maschine und Mensch“, „Recht und Unrecht im Marxismus“, „Der Arbeiter und die Gesellschaft“ – und entwickelt in Besinnung auf das Doppelamt der Kirche ein neues Verständnis von Kirche, welches die dualistische Diskrepanz von Kirche und öffentlicher Verantwortung zu überwinden sucht (vgl. S. 154-169). Doch solche Versuche, mit einem sich öffnenden Protestantismus rückwärtsgewandte Haltungen aufzubrechen, bleiben auf der Ebene der Kirchenleitungen weitestgehend ungehört.

Günter Brakelmann versteht es, in seiner differenzierten und sehr plastischen Darstellung der Bochumer Synoden von 1919 bis 1933 sowohl das Bild einer Kreissynode zu zeichnen, welche als zentrale kirchliche Institution mit ihrer Demokratie- und Republikfeindlichkeit mitverantwortlich für Aufstieg und Konsolidierung der NSDAP gewesen ist, als auch das Bild einer „anderen Kirche“ derselben gegenüberzustellen, welche in Vereinen und Verbänden ein lebhaftes und aufgeschlossenes Gemeindeleben verwirklicht hat. Ergänzt wird die Darstellung durch ein ausführliches Kalendarium der politik- und kirchengeschichtlichen Daten und Fakten aus der Weimarer Republik. Insgesamt erweist sich „Die Bochumer Synoden 1919–1933“ als wertvolles Lese- und Arbeitsbuch für die Erschließung der Bochumer Kirchengeschichte in der Zeit der Weimarer Republik.

Rafael Kuhnert

Norbert Aleweld, *Der Beginn der Neugotik im Sakralbau Westfalens. Der Beitrag Westfalens zur Wiedererweckung der mittelalterlichen Sakralbaukunst im 19. Jahrhundert*, Bonifatius Verlag, Paderborn 2014, 371 S. (Text) und 168 S. (319 s/w Abb.), geb.

Wenn die von Menschen erfahrene politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Wirklichkeit in Widerspruch zu vermeintlich ewigen und universalen Gewissheiten gerät, wie dies etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts als Folge wissenschaftlicher Umwälzungen und der Industriellen Revolution in zunehmender Beschleunigung wahrgenommen wurde, werden Sehnsüchte nach althergebrachten Ordnungen wach, und der „Traum vom Glück“ (Titel des von Hermann Fillitz herausgegebenen Ausstellungskatalogs zum Historismus in Europa, Wien 1996) beschwört Bilder einer Vergangenheit herauf, in denen man verloren geglaubte Werte wieder zu erwecken und zuverlässige (neue) Identitäten zu schaffen hofft.

Es ist nicht weiter verwunderlich, dass Darstellungen zum 19. Jahrhundert – seien sie allgemein historischer oder auch kultur- und kunstgeschichtlicher Art – den Blick zunächst auf jenes europäische Land richten, das die obengenannten Umwälzungen als erstes und am brutalsten erfuhr – Großbri-

tannien. Es geschah auch dort, dass dem entzauberten klassizistischen Age of Reason schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine in die Romantik weisende Kultur der Empfindsamkeit entgegengestellt wurde. Horace Walpole, dessen Schauerroman „Castle of Otranto“ 1764 einem ganzen Reigen von „Gothic novels“ anderer Autoren voranging, schuf mit seinem „gotischen“ Fantasieschloss „Strawberry Hill“ das erste steingewordene Dokument des britischen Gothic Revival, und auf ihrer Englandreise wurden der Fürst von Anhalt-Dessau und sein mitreisender Architekt Erdmannsdorff Zeugen der Eröffnung von Walpoles exzentrischem Beispiel der englischen „Rokokogotik“. Hier dürfte der anglophile Fürst die später im Park von Schloss Wörlitz („Gotisches Haus“) umgesetzten Impulse erhalten haben. Noch bevor Walpole mit seinem Roman und seinem „gotischen“ Landhaus Aufsehen erregte, hatte Edmund Burke mit seiner „Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful“ (1757; deutsche Übersetzung 1775) eine Ästhetik des „Erhabenen“ und „Schönen“ publiziert, in der er Empfindungen beschreibt, die in varianter Formulierung von Chateaubriand, Wackenroder, Goethe und einer Vielzahl von deutschen Romantikern in der Begegnung mit gotischer Architektur und Kunst geäußert werden. Für A. W. N. Pugin (1812–1852) war indessen die Rückkehr zur gotischen Formensprache weit mehr als ein ästhetischer Gestus. Mit dem Furor eines Konvertiten versuchte er in seinen Traktaten (zum Beispiel „Contrasts“, 1836, und „An Apology for the Revival of Christian Architecture in England“, 1843), der „seelenlosen“ Industriekultur und dem Verlust an tief empfundener Frömmigkeit entgegenzuwirken, und stellte dem als „heidnische“ Architektur gegeißelten Palladianismus die himmelwärts strebenden Sakralbauten der Gotik gegenüber. Für August Reichensperger, den rührigen Förderer des Kölner Dombaus, wurden Pugins Ideen, aber gleichermaßen auch dessen „Musterkirche“ St. Giles, Cheadle, deren Konsekration er 1846 auf seiner Englandreise beiwohnte, zu einer reich sprudelnden Quelle der Inspiration.

In Norbert Alewelds „Der Beginn der Neugotik im Sakralbau Westfalens“ werden solche europäischen Bezugspunkte – zu denen Schinkels Englandreise von 1826 und seine dort in zahllosen Zeichnungen und Skizzen festgehaltenen Anregungen zu ergänzen wären – in kaum mehr als 50 Zeilen zweier Kapitel eher beiläufig abgehandelt. Dabei handelt es sich um Überblickskapitel, die aus nicht nachvollziehbaren Gründen um beinahe 300 Seiten auseinandergerissen sind (Kapitel 8: „Strömungen in der Baukunst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts“; Kapitel 16: „Beginn und Gedankengut neugotischer Strömungen in Europa und Deutschland“). Der Blick auf die von Aleweld zunächst angekündigten „Zeiterscheinungen“ und „Prozesse“ (S. 12), hinter denen man Antworten auf Fragen hinsichtlich der geistes- und religionsgeschichtlichen Genese der im 18. Jahrhundert beginnenden und im 19. Jahrhundert zunehmenden Verklärung des Mittelalters und der „Gotik“ vermuten möchte, bleibt eigenartig unscharf, wenn es darum geht, schlüssige Erklärungsansätze für Wandlungen im ästhetischen Stilempfinden zu entwickeln. Wenngleich festgestellt werden kann, dass die obengenannten Überblickskapitel vor allem für den deutschsprachigen Raum das Aufkommen einer zu-

nehmend kritischen Distanz zum Klassizismus der Aufklärung und die Hinwendung zu historistischen Stilen – unter anderem als Idiom der Romantik – in durchaus angemessener Differenziertheit nachzeichnen, so sei auch angemerkt, dass ein breiterer europäischer Blickwinkel sicherlich auch und gerade für den „Beginn der Neugotik“ geboten gewesen wäre, zumal der Autor selbst feststellt, dass der „Plan zu einem Sakralbau [...] niemals losgelöst von den zeitgleichen geistigen Strömungen und Begleiterscheinungen“ (S. 32) zu betrachten sei. Wer auf einen erweiterten Blickwinkel nicht verzichten möchte, sei auf die beiden bei Reclam erschienenen Bändchen „Kunst-Epochen: 19. Jahrhundert“ (Stuttgart 2002) und „Kunst-Epochen: Klassizismus und Romantik“ (Stuttgart 2002) von Norbert Wolf oder aber auf Chris Brooks, „The Gothic Revival“ (London 1999) verwiesen, die wie auch Christian Baur „Neugotik“ (München 1981) die Wurzeln der Neugotik im England des 18. Jahrhunderts ausmachen und diesen Sachverhalt im Kontext der wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbrüche der Zeit darstellen.

Die besondere Bedeutung von Alewelds Ausführungen zum Beginn der Neugotik liegt in seiner Konzentration auf jene Dekaden des 19. Jahrhunderts, in denen er auf der Grundlage von historischen Dokumenten und Bauplänen lokaler und regionaler Archive erste Anzeichen dafür sieht, dass bewusst auf die Formensprache und konstruktive Merkmale der mittelalterlichen Gotik zurückgegriffen wurde. Es handelt sich um den relativ engen Zeitraum zwischen dem ersten ausgeführten neugotischen Sakralbau Westfalens (1833: St. Johannes-Baptist-Kirche, Borgentrich) und dem Entwurf für die katholische Pfarrkirche in Garbeck (1854), der nach der Ansicht Alewelds den schließlichen Durchbruch der Neugotik in Westfalen markiert. Nach einer Zusammenschau der nicht oder nur teilweise durchgeführten neugotischen Planungen (Kapitel 7) bildet Kapitel 10 mit einer äußerst umfänglichen baugeschichtlichen Untersuchung (174 Seiten) von 39 Kirchen und Kapellenbauten im genannten Betrachtungszeitraum den eigentlichen Kern der Publikation, an den sich in Kapitel 11 noch einmal eine nach bestimmten Merkmalen (stilistische Besonderheiten, Raumtypen etc.) zusammengefasste Betrachtung der untersuchten Bauten anschließt. Kapitel 12 rundet mit alphabetisch geordneten Biographien und Werkübersichten der in Westfalen tätig gewordenen Architekten diesen Kern des Bandes ab.

Lesern, die sich durch Alewelds äußerst detailreiche Darstellung der jeweiligen Baugeschichten und durch seine anschaulichen Baubeschreibungen ermuntert fühlen, die von ihm untersuchten Kirchenbauten in eigener Anschauung zu erleben, sei eine recht aufmerksame Lektüre seiner Ausführungen empfohlen, da Hinweise auf den heutigen Zustand oder gar den Fortbestand einzelner Bauwerke eher beiläufig gegeben werden. Zumindest im Fall der St. Bartholomäus-Kirche in Polsum suggeriert das beschreibende Präsens, die Kirche stehe noch, obwohl sie tatsächlich bereits vor Jahrzehnten niedergelegt wurde.

Will man die von Aleweld sehr lebendig nacherzählten Baugeschichten auch visuell nachvollziehen, verweisen Marginalziffern auf 319 Bilddokumente (s/w-Fotos, Bauzeichnungen etc.) im Anhang des Bandes. Für eine

solche Darstellungsform der Publikation mögen verlagsinterne bzw. drucktechnische Gründe vorliegen, die der Autor nicht zu verantworten hat, die jedoch den Lesefluss durch oftmaliges Nachschlagen nicht unerheblich beeinträchtigen. Das außergewöhnlich große Lexikon-Oktav-Format des Bandes und der zwispaltige Satz hätten gewiss eine anschaulichere bzw. direktere Inbezugsetzung von Text und Abbildungen ermöglicht.

Es ist kaum zu übersehen, dass Norbert Aleweld mit diesem *Opus magnum* eine umfassende Bilanz seiner kaum zu hinterfragenden Expertise vorzulegen beabsichtigte, die er in überaus zahlreichen bauhistorischen Untersuchungen zum westfälischen Sakralbau über mehrere Jahrzehnte bereits unter Beweis gestellt hat. Mit 19 Titeln ist Aleweld selbst der in seiner Bibliographie meistzitierte Autor, auf den auch Peter Vormweg in dem 2013 erschienenen und thematisch eng verwandten Band „Die Neugotik im westfälischen Kirchenbau“ [vgl. Rezension in: *JWKG* 110 (2014), S. 342-344] als architekturhistorische Autorität mehrfach zurückgegriffen hat. Tatsächlich konkurrieren beide Veröffentlichungen nicht unerheblich miteinander, da sie neben thematischen Übereinstimmungen auch weite Bereiche der betrachteten Zeiträume und eine ansehnliche Zahl der untersuchten Sakralbauten gemeinsam abdecken. Auch in struktureller Hinsicht führt die thematische Nähe zu Ähnlichkeiten in der Darstellung – beide Publikationen stellen nicht nur „Kataloge“ neugotischer Sakralbauten zusammen, sondern sind auch bestrebt, einen Abriss der mit diesen Bauten verknüpften Biographien der Architekten und Baumeister zu geben. Wenn auch solche Affinitäten einen wertenden Vergleich der beiden Untersuchungen zur Neugotik in Westfalen nahelegen könnten, so sei hier abschließend festgestellt, dass weder ihre individuellen Vorzüge noch ihre jeweiligen Grenzen eine Empfehlung für die eine oder andere Publikation gerechtfertigt erscheinen lassen. So kommt beiden Autoren gleichermaßen das Verdienst zu, mit ihren stilgeschichtlichen Untersuchungen für die Region Westfalen die bislang verstreuten Zeugnisse und Quellen einer kohärenten und differenzierten Sichtung und Darstellung zugeführt zu haben.

Helmut Schütz

Fritz Achelpöhler, Mädchen. Schule. Zeitgeschichte. Eine Zeitreise mit Bielefelder Schülerinnen in die Jahre 1828 bis 1996, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2014, geb. 270 S., zahlr. Abb.

Erscheint ein Buch, das weit mehr als eine reine Schulgeschichte ist, innerhalb kurzer Zeit in einer zweiten Auflage, so erfreut das sicherlich den Verlag. Viel mehr aber erleichtert es die Aufgabe des Rezensenten, der sich nun nicht um die ohnehin wenigen Korrigenda kümmern muss, sondern sich den Ergebnissen des Werkes widmen kann.

Das Bielefelder „Gymnasium am Waldhof“ blickt mit seinen Vorgängereinrichtungen auf eine Geschichte seit 1828 zurück und zeugt als erste private höhere Mädchenschule vom Bildungswillen und Selbstbewusstsein des

aufstrebenden Bürgertums der Leinenstadt. Viermal wechselte diese Schule (bislang) ihren Namen: Aus der Vereins-Töcherschule wurde durch eine obrigkeitlich forcierte Kommunalisierung 1858 die „Städtische Höhere Mädchenschule“. Seit 1904 als „Kaiserin-Auguste-Viktoria-Schule“ bezeichnet, blieb der Name unter Verlust des Attributs „Kaiserin“ auch nach 1923 bestehen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie zu Ehren ihres früheren Lehrers und Naturwissenschaftlers Prof. Dr. Bernhard Bavink auf Initiative des sozialdemokratischen Landrates und großen Europäers Artur Ladebeck umbenannt. Lokalpolitische und zeitgeschichtliche Auseinandersetzungen um Bavinks Positionen in der Eugenikdebatte der 1930er und 1940er Jahre führten 1996 zur vorläufig letzten Umbenennung.

Fritz Achelpöhler war von 1988 bis 2001 Rektor der Schule und in dieser Funktion wie auch als Kommunalpolitiker aktiv in der damaligen Debatte, die sich über fünf Jahre hinzog. Vereinzelt leuchtet noch die Heftigkeit der Auseinandersetzung durch: „Ein Hochschullehrer versuchte sich in der Rolle als Angehöriger der politischen Polizei“ (S. 114) – so charakterisiert der Autor einen damaligen Parteifreund. Achelpöhler vermag es aber, die zeitgeschichtlichen Diskussionen *sine ira et studio* nachzuzeichnen und zu werten. Wie gelingt ihm das? Durch sorgfältiges Quellenstudium (vom Stadt- und Landeskirchenarchiv Bielefeld über die Staatsarchive in Münster und Detmold bis hin nach Berlin) und durch stringente Argumentation. Die Schulgeschichte ist als „Zeitreise“ konzipiert, jedoch ist es keine lineare Reise, sondern die einzelnen Kapitel sind je für sich kleine und interessante „Ausflüge“. Sie behandeln unter anderem das Schicksal der jüdischen Schülerinnen, die Stellung der Einrichtung in der Bielefelder Schullandschaft, Schule und Berufsalltag. Durch alle Einzelschilderungen hindurch zieht sich aber Achelpöhlers aufklärerischer Ansatz, zeithistorische Erkenntnis mit politischer Bildung zu verbinden. Er weiß sich dabei Bernd Hey verpflichtet, und der Bezug zu anderen Bielefelder Historikern wie Hans-Ulrich Wehler, Peter Lundgreen und Hans Walter Schmuhl sorgt dafür, dass die Darstellungen kompetent mit der deutschen Gesellschaftsgeschichte, der allgemeinen Schulgeschichte sowie der Eugenikdebatte verbunden sind.

Von besonderem Interesse sind Achelpöhlers Forschungen zu Konfessionalität und Konfessionalismus. Was er in früheren Bänden dieses Jahrbuches [JWKG 101 (2005), S. 227-284, und JWKG 105 (2009), S. 225-288] begonnen hat, findet nun eine Fortführung: Die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Aufklärung und Pietismus, zwischen Konstitutionalismus und Konservativismus im Minden-Ravensbergischen wurden gerade auch auf dem Feld der Schulpolitik ausgefochten: Ob eine Lehrkraft nicht nur fachlich und pädagogisch geeignet, sondern auch persönlich fromm genug sei? Wie man einen in den Schulvorstand gewählten jüdischen Arzt herausintrigieren konnte? Wenn Mitte des 19. Jahrhunderts in Bielefeld um die geistig-moralische Vorherrschaft gerungen wurde, schreckten Vertreter des lutherischen Konfessionalismus und Christlich-Konservative auch nicht vor der Skandalisierung eines harmlosen französischen Theaterstücks zurück, das die Schülerinnen aufführten. Wer der analytischen Schilderung dieser Ereignisse folgt, lernt einiges über die Techniken der Skandalisierung, wie sie auch noch heu-

te funktionieren. Der Autor bündelt die zahlreichen Konflikte in seiner These: „Staatliche und kirchliche Verwaltung verschärften den Gegensatz zwischen lutherischen und pietistisch-lutherischen Protestanten, um sich politischen Einfluss durch die konservative, später neukonservative Partei zu sichern.“ (S. 217). Gäbe es dazu vom Autor in Zukunft noch weitere lokal- und regionalgeschichtliche Studien, der Rezensent würde sie noch heute subscribieren.

Ingo Stucke

Michael Häusler/Jürgen Kampmann (Hgg.), Protestantismus in Preußen, Lebensbilder aus seiner Geschichte, Bd. 3: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Hansisches Druck- und Verlagshaus, Frankfurt (Main) 2013, brosch., 366 S.

Vorliegender Band vereinigt – abgesehen vom Vorwort des erstgenannten Herausgebers – dreizehn Kurzbiographien aus der Feder unterschiedlicher Autoren. Er ist Teil eines fünfbandigen Werkes, welches vom Arbeitskreis für kirchengeschichtliche Forschung der EKU-Stiftung in Auftrag gegeben und ediert wurde. Die Mitarbeiter dieses Gremiums, zu denen auch die beiden Herausgeber gehören, sind im Vorwort genannt.

Über die bereits erschienenen Bände erfährt der Leser nichts; sie seien also an dieser Stelle kurz erwähnt. Im Jahr 2009 erschienen: Vom 17. Jahrhundert bis zum Unionsaufruf 1817 (Bd. I); Vom Unionsaufruf 1817 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Bd. II); Vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart (Bd. V). Im folgenden Jahr wurde vom Verlag (edition chrismon) der vierte Band mit dem Titel „Vom 1. Weltkrieg bis zur deutschen Teilung“ vorgelegt.

Häuslers Einleitung zu Bd. III skizziert die theologischen und politischen Zeitumstände der Epoche unter den Stichworten I. Kirchenverfassung, II. Theologie und Kirchenparteien, III. Religion und Kultur, IV. Frömmigkeit und Gemeinschaftsbewegung, V. Verbandsprotestantismus und VI. Entkirchlichung. Gewissermaßen beiläufig werden in den jeweiligen Zusammenhängen die dreizehn im Folgenden dargestellten Persönlichkeiten erwähnt.

Im Einzelnen handelt es sich um: Moritz August von Bethmann Hollweg (1795–1877), dargestellt von Jochen-Christoph Kaiser; Friedrich Wilhelm Krummacher (1796–1868), von Christian Peters; Karl Büchsel (1803–1889), von Michael Häusler; Emil Herrmann (1812–1885), von Bernd-Christian Schneider †; Theodor Fontane (1819–1898), von Wilhelm Hüffmeier; Friedrich von Bodelschwingh der Ältere (1831–1910), von Matthias Benad; Adolf Stoecker (1835–1909), von Traugott Jähnichen; Martin Kähler (1835–1912), von Michael Korthaus; Ernst Hermann von Dryander (1843–1922), von Bernd Andresen; Adolf von Harnack (1851–1930), von Wolf Krötke; Kaiserin Auguste Victoria (1858–1921), von Erik Lommatzsch; Friedrich Naumann (1860–1919), von Ursula Krey; Eva von Tiele-Winckler (1866–1930), von Ute Gause.

Über die Kriterien, nach denen sie als Repräsentanten des preußischen Protestantismus ausgewählt wurden, erfährt der Leser nichts. Geistige Inno-

vationskraft und ideengeschichtliche Bedeutung lassen sich hierfür nur bei den wenigsten Protagonisten in Anschlag bringen; zumeist dominieren frommer Strukturkonservatismus und Ablehnung der Moderne. Damit geht eine durchgehend konstatierte kollektivistische Organisation des Christentums in Vereinen, Gesellschaften, Organisationen und Parteien einher; „Entkirchlichung“ wird indessen nicht mit dem gegenläufigen Wunsch nach geistiger Selbstbestimmung oder der Attraktivität anderer Geisteshaltungen in Verbindung gebracht. Die in Preußen grassierende Angst vor dem „Gespenst der Freiheit“ kommt in allen Beiträgen entschieden zu kurz: Dass Erweckung, Innere Mission und andere Formen organisierter Kirchlichkeit bzw. geistiger Domestizierung in unmittelbarem Zusammenhang mit der gescheiterten Revolution von 1848 stehen und gewissermaßen als verlängerter Arm einer reaktionär-antidemokratischen, antiliberalen, antisozialistischen und zuletzt auch antisemitischen Innenpolitik Preußens durchgesetzt werden, bleibt ein blinder Fleck. Analoges gilt für die Entstehung der Diakonie. Volksaufklärung und Philanthropismus hatten längst diejenigen „Blaupausen“ erstellt und verwirklicht, welche im Verlauf des 19. Jahrhunderts von ihren Kontrahenten unter völlig anderen Vorzeichen adaptiert und umgesetzt wurden. Adalbert von der Recke-Volmerstein (1791–1878), der Großneffe von Rochows, wäre hierfür sicherlich ebenso ein Kronzeuge wie der aus Preußen in die Schweiz emigrierte Heinrich Zschokke (1771–1848).

Über Friedrich von Bodelschwingh als einen „weißen Revolutionär“ zu sprechen (S. 194), ist nicht nur aus dem Blickwinkel säkularer Modernisierungstheorie gerechtfertigt, sondern vor allem im Blick auf die antimodernistische Zielsetzung der Bethelschen Anstalten. Matthias Benad stellt in seinem Beitrag überzeugend und sachlich dokumentierend dar, dass Freisinnigkeit nicht gerade zu den positiven Eigenschaften dieses großen Ökonoms und Anstaltsvaters mit autokratischem Führungsstil zählte. Gleiches gilt für viele seiner Gesinnungsgenossen; seine Freundschaft zu Adolf Stoecker findet leider keinerlei Erwähnung, selbst nicht in seinem zitierten Urteil über diesen (S. 197, Anm. 5).

Auch ein anderes Denkmal der Erweckung wird nachhaltig angekratzt: Friedrich Wilhelm Krummacher, Sprössling einer ganzen Pfarrdynastie aus Tecklenburg. Christian Peters garniert seine Biographie mit süffisanten Zitaten aus Briefen von Friedrich Engels, welche allein schon die Lektüre lohnen. Sie sind geistreich im besten Sinne des Wortes und bezeichnender für das Charakterbild Krummachers als jedwede Eloge aus dessen Entourage.

Ausgespart wurde das Verhältnis Krummachers zu dem bedeutenden von Rochow-Schüler Johann Friedrich Andreas Wilberg (1766–1846), welcher seit 1802 als Pädagoge, Schulreformer und von 1814 bis 1829 als Schulpfleger zu Elberfeld wirkte. Angesichts des großen Erfolges seines „Bürgerinstituts“ und des „Elberfelder Systems“ der Armen- und Industrieschulen auch in anderen Städten ist es durchaus wahrscheinlich, dass Krummacher nach Wuppertal geholt wurde, um ein Gegengewicht zu dem großen philanthropinischen Lehrmeister Diesterwegs zu bilden. Konflikte um Wilberg, zumal um dessen Religionsunterricht, hat es jedenfalls reichlich gegeben, wie dessen Schüler 1829 in den „Rheinischen Blättern für Erziehung und Unterricht“

(S. 237f.) ausführt. Sie sind im Gegensatz zwischen liberaler Großbourgeoisie und kleinbürgerlicher Erweckung begründet.

Dass Krummacher Mendelssohn Bartholdys Oratorium „Elias“ inspiriert habe, wie Peters (S. 69) mit Verweis auf eine andere Publikation konstatiert, bedürfte einer näheren Überprüfung. Folgende Passage aus Mendelssohns Brief an den mit ihm befreundeten Pfarrer Julius Schubring vom 15. Juli 1834 spricht wohl eher dagegen: „Hoffentlich hast Du Dir Deine Heiterkeit und Lebenslust erhalten und spielst Clavier, und liebst Seb. Bach und bist der Alte. Mir sollte solche Sorge gar nicht einfallen, aber man ist hier von fatalen Exemplaren umgeben, Predigern, die jede Freude sich und andren versalzen, trockenem, prosaischen Hofmeistern, die ein Concert für Sünde, einen Spaziergang für zerstreuet und verderblich, ein Theater etwa für den Schwefelfeuer und den ganzen Frühling mit Baumbüthen und schönem Wetter für ein Moderloch ausgeben. Du wirst ja von der Elberfelder Art gehört haben. Aber es nimmt sich in der Nähe noch schlimmer aus und kann einen ordentlich peinlich machen. Das böseste ist der Hochmuth, mit dem solche Leute die andern ansehen, und der schon gar nichts anderes Gutes aufkommen lässt.“ [Felix Mendelssohn Bartholdy, Briefe, hg. v. Rudolf Elvers, Frankfurt (Main) 1984, S. 171].

Peters stellt den reformierten Erweckungsprediger völlig angemessen, sachlich und kritisch als „schillernde Gestalt“ (S. 95) dar. Aus heutiger Sicht können die frommen Legendenbildungen einer längst überholten Zeit nur als solche entzaubert und ihre Denkmale nach der umgekehrten Methode ihrer Errichtung behandelt werden: „Macht niedrig, was hoch stehet, was krumm ist, gleich und schlicht“. Entsprechend ist auch die Lektüre der anderen Beiträge vor allem dort lohnend, wo gängige Klischees hinterfragt oder durch neue Dokumente widerlegt werden. Doch die Legendenbildungen des reaktionären preußischen Obrigkeitsstaates erweisen sich fast ein Jahrhundert nach dessen Ende noch als viel zählebiger als dieser selbst.

Weitere gebürtige Westfalen oder in der preußischen Provinz Westfalen wirkende Protestanten als die beiden oben genannten stellt der Sammelband nicht vor, wiewohl die Wirksamkeit von Adolf Schlatter, von Kaiserin Auguste Victoria oder auch von Eva von Tiele-Winckler natürlich nicht spurlos an dieser Provinz zwischen Rhein und Weser vorbeigegangen ist. Indessen handelte es sich um eine reichsweite und weniger spezifisch westfälische Rezeption.

Frank Stückemann

Ursula Krey/Hans-Walter Schmuhl (Hgg.), Von der inneren Mission in die Sozialindustrie? Gesellschaftliche Erfahrungsräume und diakonische Erwartungshorizonte im 19. und 20. Jahrhundert, Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 42, Luther-Verlag, Bielefeld 2014, Paperback, 320 S.

Wenn ein Sammelband 14 kluge Aufsätze, sechs konzentrierte Kommentare, zwei Grußworte und ein Vorwort enthält, fällt es schwer, Rezensionsgerech-

tigkeit herzustellen. Allein schon die einigermaßen stimmige Inhaltsangabe aller Aufsätze und Kommentare würde den Rahmen sprengen und womöglich den Kauf des Buches verhindern. Die Anschaffung lohnt nämlich, denn der Band vermittelt einen guten Überblick über wichtige Erkenntnisse der neueren Diakoniegeschichtsforschung. Ursula Krey und Hans-Walter Schmuhl sind die Herausgeber des diakoniehistorischen Tagungsbandes „Von der inneren Mission in die Sozialindustrie?“. Der Terminus „Sozialindustrie“ leuchtet nicht recht ein, präziser wäre wohl „Sozialwirtschaft“, aber die Beiträge zu diakoniehistorischen Fragestellungen des 19. und 20. Jahrhunderts sind insgesamt lesenswert. Die Aufsatzpublikation beruht auf einer Tagung, die die Kommission für kirchliche Zeitgeschichte der Evangelischen Kirche von Westfalen gemeinsam mit dem Institut für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel 2012 im Landeskirchlichen Archiv Bielefeld durchgeführt hat.

In ihrem Grußwort schreibt die westfälische Präses Annette Kurschus: „Während die Fragen hin und her gehen, spielt die Diakonie ihre anerkannte Rolle in der Gesellschaft – als Aushängeschild von Kirche, als unregelmäßiges Verb im Zusammenspiel mit anderen Dienstleistern, als professioneller und finanzstarker Partner auf dem Wettbewerbsmarkt.“ Genau hierzu werden in dem Tagungsband intensive historische Tiefenbohrungen vorgenommen. Nach dem Überblicksaufsatz von Ursula Krey über „Zivilgesellschaftliche Perspektiven für die Diakonie“ drehen sich diese Bohrungen um „Ordnung – Staat, Kirche und Diakonie“ mit Beiträgen von Uwe Kaminsky und Traugott Jähnichen und einem Kommentar von Michael Häusler. Sodann geht es um das Themenfeld „Arbeit – die Klienten in der Diakonie“ mit Aufsätzen von Hans-Walter Schmuhl und Bettina Lindmeier sowie einem Kommentar von Ulrike Winkler. „Arbeit“ ist dann auch die Überschrift der folgenden Sektion, diesmal liegt der Akzent allerdings beim „Personal in der Diakonie“. Katharina Kleine-Vennekate und Katharina Kunter steuern hier Aufsätze bei, Ulrike Winkler kommentiert. Zwei Themenblöcke widmen sich dem Themenfeld „Wirtschaftliches Handeln“. Einmal steht „Geld annehmen“ im Vordergrund, dann folgt „Mit Geld umgehen“. Verfasser der Aufsätze sind Matthias Benad, David Schmidt, Jochen-Christoph Kaiser, Werner M. Ruschke und Dierk Starnitzke. Susanne Vaudt liefert die Kommentare. Zuletzt wird noch einmal das Ordnungsthema aufgegriffen, hier mit dem Fokus auf dem „Platz der Diakonie in der Zivilgesellschaft“. Stephan Sturm und Ute Gause beleuchten das Thema mit ihren Aufsätzen, die dann von Ursula Krey kommentiert werden.

Einige Beiträge sind nicht ganz frei davon, aktuelle Stimmungen und Befindlichkeiten von Diakoniemitarbeitenden ohne echte Belege in die Argumentation einzubeziehen. Wer die Szenerie der Diakoniegeschichtsschreibung etwas intensiver kennt, wird manch Bekanntes wiederentdecken. Gelegentlich wird auch zu sehr suggeriert, die Diakonie habe ihre Entwicklungen oder Fehlentwicklungen primär aus sich heraus voranbringen können; eine noch stärkere Verortung mancher Aufsätze in der Wirtschafts- und Sozialgeschichte wäre an einigen Stellen angezeigt gewesen.

Diese kritischen Anmerkungen sollen aber die Qualität des Bandes nicht grundsätzlich infrage stellen. Es vermag vor allem zu überzeugen, wie aktuelle Konfliktthemen und Konfliktfelder einer unter Wettbewerbs- und Legitimationsdruck geratenen Diakonie historisch informiert beleuchtet werden. Wer etwa die gegenwärtigen Aufregungen und Auseinandersetzungen zum kirchlichen Arbeitsrecht in einer Langzeitperspektive nachvollziehen will, der kann hier grundständige Informationen finden.

Reinhard van Spankeren

„Aus Gottes Wort und eigener Erfahrung gezeiget“. Erfahrung – Glaube, Erkennen und Handeln im Pietismus. Beiträge zum III. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2009, hg. von Christian Soboth und Udo Sträter in Verbindung mit Hartmut Lehmann, Thomas Müller Bahlke und Johannes Wallmann, Hallesche Forschungen 33/1 und 33/2, Harrassowitz, Halle 2012, brosch., 933 S., zahlr. Abb.

Nachdem 2001 der I. Internationale Kongress für Pietismusforschung bewusst in offener Thematik die Darstellung einer differenzierenden Gesamtleistung der gegenwärtigen Pietismusforschung darzustellen unternommen hatte, konzentrierte sich 2005 der II. Kongress thematisch auf das Verhältnis von „Pietismus und Anthropologie“, das in einem weiten Horizont von Internationalität und Interdisziplinarität gesehen und behandelt werden sollte. Das gilt auch für den III. Kongress von 2009, der in unserem Doppelband dokumentiert ist unter dem Thema des Buchtitels, wobei der Schwerpunkt auf „Erfahrung im Pietismus“ liegt. Der III. Kongress fand wie die anderen in Halle statt und wurde auch vom Interdisziplinären Zentrum für Pietismusforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (IZP) in Zusammenarbeit mit den Franckeschen Stiftungen in Halle und der Historischen Kommission zur Erforschung des Pietismus ausgerichtet.

Die Beiträge der Bände befassen sich im Wesentlichen mit dem 18. Jahrhundert als dem „Jahrhundert der Erfahrung“. In der Bemühung um den Begriff und die Sache der Erfahrung im Pietismus spricht sich eine besondere Zuspitzung des Anthropologiethemas von 2005 und seiner den Pietismus berührenden und prägenden Weiterentwicklungen aus. Dies geschieht unter den verschiedensten Aspekten in den unterschiedlichen Disziplinen der Theologie, der Naturwissenschaften, der Medizin, der Pharmazie, der Pädagogik, der Kunst, Kultur, Musik, Literatur und Architektur und in Hinsicht auf die Frömmigkeitspraxis. Ein enggeführter, sozusagen orthodoxer Pietismusbegriff verbietet sich und wird vermieden. Die geistigen und kulturellen Strömungen der Zeit werden in den Pietismusbegriff gleichsam eingespielt. Dabei wird die Zeit des 18. Jahrhunderts mit seinen vorbereitenden und nachfolgenden Jahrzehnten zum „langen“ 18. Jahrhundert, zu einem Großraum pietistischen Denkens und Handelns von 1670 bis 1830. Darüber hinaus reichen die Linien von den vorlaufenden Traditionen der reformatorischen Theologie des 16. Jahrhunderts und ihrer prägenden Kraft über Pietismus,

Orthodoxie, Aufklärung und Erweckungszeit bis ins 19. und 20. Jahrhundert: Sie bilden in der Tat den Rahmen, in dem es um Gotteserkenntnis und Unmittelbarkeitserfahrung als Gotteserfahrung in Berührung zur pietistischen Frömmigkeit geht. Dass der Pietismus zwischen Luther und Heisenberg seine eigentümliche Gestalt gewonnen hat, das könnten die Beiträge der beiden Berichtsbände die Leser lehren.

In den beiden Bänden sind zusammen 63 Beiträge von den 83 im Programmheft des Kongresses angekündigten Vorträgen aufgenommen und abgedruckt, davon sechs in englischer Sprache. 30 Autorinnen und 35 Autoren unterschiedlichen Alters stellen ihre Arbeit vor; neben den Erfahrenen der älteren Generation finden sich viele Jüngere, die auf den Kongressen in Halle stets gute Gelegenheiten haben, ihre Entdeckungen und Überlegungen vorzutragen und in den wissenschaftlichen Diskurs einzubringen. Das für die Herausgeber verfasste Vorwort von Christian Soboth bietet angesichts der so unterschiedlichen Beiträge eine gute Orientierungshilfe für den Einstieg in die große Fülle der Texte, die in sieben Sektionen gegliedert ist.

Offen bleibt wohl die Frage, warum der Titel auf dem Innenblatt im 2. Teil eine Abänderung erfahren hat: Statt „Erfahrung – Glaube, Erkennen und Handeln“ heißt es da „Erfahrung – Glaube, Erkennen und Gestalten“. Nur ein Versehen?

Die Fülle der Gedanken in den 63 Beiträgen sind sieben Bereichen bzw. Kapiteln zugeordnet. Sie werden eröffnet durch Berichte zu (I.) „Theologische und philosophische Erfahrungskonzepte und ihre Kritik“. Die Spannweite der Überlegungen reicht von Luthers Gedanken zu Glaube und Anfechtung über Gottfried Arnolds „*Theologia experimentalis*“ zur Herzentheologie der Häupter des Pietismus wie Spener, Francke, Bengel und Zinzendorf und mündet in den Erfahrungsbegriff radikal-pietistischer und aufklärerischer Kritik wie der von Dippel und Semler bis hin zu derjenigen Kants, in dessen Philosophie Ähnlichkeiten zur Theologie Speners hinsichtlich der Vernunft als Grundlage und Bedingung von Moral wahrgenommen werden. „Phänomene religiöser Erfahrung“ (Kap. II) stellt sodann besonders geprägte Formen pietistischer Frömmigkeit dar: August Hermann Franckes Bekehrungsbericht und seine Bedeutung für Bekehrung im Pietismus überhaupt. Es geht um Kindergebete in ihrer Bedeutung für die Erweckung in Schlesien, um charismatische und enthusiastische Erfahrungen, um Ekstase und Prophetie sowie um die Frage, ob religiöse und soziale Erfahrungen Grund des Glaubens sein können. Das schwerwiegende Problem der „Sünde wider den Hl. Geist“ wird im literarischen Reflex der Büchner-Novelle „Lenz“ untersucht und in einen größeren literargeschichtlich relevanten Zusammenhang gestellt.

Unter dem Thema (III.) „Angewandte Erfahrung in Homiletik, Pädagogik und Medizin“ sind einige Beiträge der homiletischen Arbeit und der zeitgenössischen literarischen Hilfen zur Predigtarbeit gewidmet. Andere befassen sich mit der Verkündigung an Gehörlose im 18. Jahrhundert. Sodann geht es um den Einfluss der französischen, englischen und niederländischen Pädagogik auf den Pietismus unter dem Aspekt der Erfahrung und um die Frage, welche Verbindungen in dieser Sache zur Aufklärung bestehen. Am Ende

stehen Berichte über Fallgeschichten zum Einsatz bestimmter Medikamente wie der „*Essentia dulcis*“, um genauere Kenntnis von der Wirkung der Medizin zu gewinnen und mithin der Erfahrung im Umgang mit der Medizin zuzuarbeiten.

Ein hervorragendes Thema des Pietismus ist (IV.) „Schreiben und Geschriebenes aus und mit Erfahrung“: Lebensläufe, Tagebücher, Gutachten, Trostbriefe, Trostschriften und Erbauungsbücher, in denen lebensgeschichtliche Erfahrungen mitgeteilt werden. Unter ihnen ist hervorzuheben das „Geistliche Weiber-Aquavit [...]“ von Aemilia Juliane Gräfin zu Schwarzbürg-Rudolstadt, ein Andachtsbuch für Frauen mit deren speziellen Erfahrungen im Zusammenhang der Kindsgeburt. Wo das Schreiben eine so sehr beachtete Position einnimmt, stellt sich folgerichtig das Thema der (V.) „Ästhetische[n] und künstlerische[n] Formulierungen von Erfahrung“. Es wird zunächst im Zusammenhang von Erfahrung und Sprache im Sinne der pietistischen Sprachästhetik betrachtet, die ihren Kontrapunkt in der philosophischen und aufklärerischen Sprachästhetik bekommt. Diese Überlegungen finden ihre Ergänzung in bedeutenden literarischen Beispielen pietistisch und aufklärerisch geprägter Dichtung. – Dass es sich bei der Gestaltung von Kirchenräumen und Kirchengesang auch um den ästhetischen Reflex pietistisch geprägter Erfahrung handelt, wird aus weiteren Beiträgen deutlich.

Zu den besonderen (VI.) „Erfahrungen in und mit Gemeinschaften und Institutionen“ gehört das – letztlich hohle – Verhältnis der Halleschen Pietisten zum preußischen Hof und König Friedrich Wilhelm I. und umgekehrt, hier im spannenden Bericht mit vielen Quellentexten belegt und dargestellt. Orte der Bewahrung solcher Erfahrungen sind Bibliotheken und Archive wie in Halle und Herrnhut. Diese beiden Institutionen von Gemeinschaften werden unter theologischen und geistlichen, pädagogischen und wirtschaftlichen Aspekten in ihrer unterschiedlichen Bedeutung dargestellt. In einem letzten Teil (VII.) „Erfahrene Räume und Zeiten“ schließen sich weitere Berichte sehr unterschiedlichen Inhalts an über bedeutende Bücher, Persönlichkeiten, Regionen (fast) in aller Welt und über die Mission in Nordamerika und Indien als ganz neuen Erfahrungsräumen. Die abschließenden Beiträge schlagen die Brücke ins 19. und 20. Jahrhundert.

Die Fülle und Unterschiedlichkeit der Facetten im pietistischen Erfahrungsbegriff des langen 18. Jahrhunderts sind je für sich dargestellt geworden. Eine Bündelung konnte es am Ende im Rahmen des Kongresses angesichts der Vielfalt der untersuchten Erfahrungsbereiche nicht geben. Die Unterschiedlichkeit der Färbungen und Gewichtungen von Erfahrung im Pietismus sind den verschiedenen Personen und Situationen, Handlungsnotwendigkeiten und den sie umgebenden geschichtlich bedingten Lebensverhältnissen geschuldet. Am Ende, nach getaner Lektüre, lohnt es sich, noch einmal das Vorwort von Christian Soboth zu bedenken und sich seinem ordnenden Sinn anzuvertrauen. Im Übrigen kann das, was an Themen und Fragen offen geblieben ist, vielleicht bei einem der nächsten Internationalen Forschungskongresse zur weiteren Bearbeitung, Diskussion und Klärung vorgebracht werden.

Die Vielstimmigkeit, die diese Dokumentation wiedergibt, ist sehr zu begrüßen. Sie wird für zukünftige Arbeit an den verschiedenen Protagonisten und Themen, Bereichen und Inhalten des Pietismus und seines gesamten geschichtlichen Umfeldes hilfreiche Dienste und Anregungen leisten können. Die hier dargebotene Vielfalt ist durch das Namens- und Ortsregister leicht zu erschließen. Die einzelnen Artikel sind in den Fußnoten mit den neuesten Literaturangaben versehen und bieten auch insofern reiches Material für weitere Arbeit. Dankenswert ist die Aufnahme von Bildmaterial, die Einbringung von Statistiken und die schon erwähnten Text- und Quellenzitate in einer großen Anzahl der Beiträge. – Den Herausgebern ist zu danken für die sorgfältige Redaktionsarbeit.

Christof Windhorst

Walter Gödden/Peter Hefselmann/Frank Stückemann (Hgg.), „Er war ein Licht in Westphalen“. Johann Moritz Schwager (1738–1804). Ein westfälischer Aufklärer, Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 55, hg. von der Literaturkommission für Westfalen, Aisthesis Verlag, Bielefeld 2013, brosch., 470 S., zahlr. Abb. u. Karten

Walter Gödden/Peter Hefselmann/Frank Stückemann (Hgg.), Johann Moritz Schwager. Sämtliche Romane und eine Reisebeschreibung, Bd. 1: Leben und Schicksale des Martin Dickius (1775); Die Leiden des jungen Franken, eines Genies (1777); Stillbachs Leben. Ein Zauberroman (1781); Bd. 2: Friedrich Bickerkuhl. Ein Roman aus dem Leben und für dasselbe (1802); Leben, Thaten und Schicksale eines lüderlichen Landpredigers (1805); Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen (1804), Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen Bd. 54/1.2, Reihe Texte Bd. 24, hg. von der Literaturkommission für Westfalen, Aisthesis Verlag, brosch., Bielefeld 2013, 1259 S.

Vom 15. September 2013 bis zum 19. Januar 2014 fand im Museum für Westfälische Literatur in Oelde-Stromberg eine kleine Ausstellung statt mit dem Titel „Verkan(n)t und Verschwägert – Zum 275. Geburtstag des Aufklärers, Schriftstellers und Theologen Johann Moritz Schwager (1738–1804)“. Rechtzeitig dazu erschien der hier zunächst in Teil I vorzustellende interdisziplinäre Aufsatzband als „Begleitbuch zur Ausstellung“, der – wie die Ausstellung – im Gedenken an den Geburtstag des aufklärerischen Jöllenbecker Pfarrers Johann Moritz Schwager (1738–1804) am 24. September 1738 einen längst fälligen Beitrag zu seiner Wiederentdeckung als „Licht in Westfalen“ lieferte. Die Herausgeber des Bandes stellen ihn im Vorwort als „westfälischen Volksaufklärer, Theologen, Publizisten, Roman- und Reiseschriftsteller“ vor, dessen „Credo“ verbunden war „mit dem Anspruch, Unwissenheit, Unvernunft, Aberglaube, Bigotterie und Heuchelei entgegenzuwirken und Vorurteile abzubauen“ {Gödden [u.a.] (Hgg.), „Licht in Westfalen“, S. 9}. So gelesen bekommt der Titel dieser Aufsatzsammlung wie zuweilen auch sein Inhalt geradezu etwas Konfessorisches: In der Dunkelheit der religiösen Engfüh-

zung und Abwegigkeit leuchtet in der „einzigartigen Persönlichkeit Schwagers als Prediger, Publizist und Aufklärer auf dem Lande“ das Licht der Befreiung auf [Frank Stückemann, Johann Moritz Schwager (1738–1804). Ein westfälischer Landpfarrer und Aufklärer ohne Misere, Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 36, Bielefeld 2009, S. 82].

Zur Ausstellung in Oelde-Stromberg erschienen auch die beiden Bände mit den fünf Romanen und der Reisebeschreibung von Schwager (siehe Teil II dieser Rezension). Nach langer Latenzphase im 19. und 20. Jahrhundert ist er nun wiederentdeckt worden. Seine Romane sowie die „Reise durch Westphalen“ sind neu herausgegeben worden; andere literarische Arbeiten und Predigten werden wieder publiziert. Den Anstoß dazu gab die oben zitierte Münsteraner kirchengeschichtliche Dissertation von Frank Stückemann.

Teil I: Der Aufsatzband – „Er war ein Licht in Westphalen“

Der Aufsatzband enthält 20 Beiträge, die von Gudrun Gersmann mit einem kurzen Überblick über die Geschichte Westfalens 1648–1770 eröffnet werden. Von den verbleibenden 19 Beiträgen stammen sieben aus der Feder von Frank Stückemann. Diese haben zum Teil biographischen Charakter, informieren über neue Aspekte zu Schwagers Werk und Wirkung, über die Quellenlage zu seinen pfarramtlichen Tätigkeiten und Querelen. Dazu gehört auch die wertvolle umfangreiche Zeittafel mit hervorragendem Bildmaterial am Ende des Bandes. Immer wieder werden Schwagers Ablehnung des Pietismus und seine Bemühungen um Volksaufklärung und Bildung sowie sein soziales Engagement deutlich.

In dem Aufsatz über „Missliebige Quellen [...]“ kritisiert Stückemann die gegenwärtige westfälische Pietismusforschung, sie bearbeite nur ein „selbstreferentielles Quellensegment“ und nehme die Quellen aus der aufgeklärten Szene nicht zur Kenntnis. Die Pietismusforschung Westfalens sei „monopolisiert“ und werde „ausschließlich durch Pietisten und nur für Pietisten“ betrieben. Aus welchen Gründen und inwieweit dies angeblich noch in jüngster Zeit geschehen sein soll, wäre zu prüfen. Stückemann gibt jedenfalls mehrere Beispiele, wie solche Arbeit seiner Vorstellung nach geschehen ist, und kommt zu dem Ergebnis, dass hier manche Korrektur vonnöten wäre.

Holger Böning zeichnet „Johann Moritz Schwager als Volkskundler und Volksaufklärer“ und damit ein neu sich bildendes pastorales Selbstverständnis des Predigers von Jöllenbeck, das geradezu freundschaftlich-familiären Charakter annimmt. Der Pfarrer als Freund und Vater, Ratgeber und Volkslehrer hilft mit seinem Wissen und seiner Tätigkeit in den verschiedenen Lebensbereichen seiner Gemeindeglieder im Schulwesen, in der Landwirtschaft – und in medizinischen Fragen sogar an Stelle des Arztes. Hervorzuheben ist hier Schwagers hohes Engagement für die Pockenimpfung. Dies alles entspricht dem philanthropischen Charakter seiner Pädagogik (Antje Lindemann), eben auch seiner Gemeindepädagogik. In den Bereich seiner Philanthropie und seiner theologischen Wahrnehmung Israels gehören auch Schwagers „Gedanken über das Schicksal der Juden“. Seine innere inhaltliche Richtung zeigt die provokante – rhetorische! – Frage „Kommt euch nicht das Heil, alle geistliche, ja, selbst der größte Theil eurer bürgerlichen Glückseligkeit von ihnen?“ Es geht um die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden.

Die Schrift „Zum Schicksal der Juden“ ist dem Aufsatz von Stückemann angefügt und wartet auf weitere inhaltliche Erläuterung!

Volksaufklärung im umfassenden Sinne ist ein Schwerpunkt der Tätigkeit Schwagers als Pfarrer. Dazu gehört im „Teufelsstreit“ sein Kampf gegen Aberglauben, Teufels- und Dämonenglauben. Schwager wird als einer der „profilerteste[n] Gegner“ des Teufelsglaubens im 18. Jahrhundert vorgestellt. Ähnliches gilt für sein Engagement gegen die Hexenprozesse: Es sei ein „Leitmotiv seines gesamten Schaffens“; denn der Aberglaube schände die Religion (S. 233)! So liest man es in Hartmut Hegelers Beitrag, der für die Geschichte der Hexenverfolgung in Westfalen kompendienhaften Charakter hat.

Peter Heßelmann hat unter dem Titel „Kleine satyrische Freuden über die Torheiten der Menschen“ für die Romane von Johann Moritz Schwager“ einen sehr wertvollen, in die Romane einführenden und die Lektüre begleitenden Kommentar geschaffen. Er nennt die Titel der Romane und stellt fest, Schwager wolle mit ihnen der „Wahrheit dienen“, die er „im Sinne der Volksaufklärung nachhaltig verbreiten“ wolle „mit dem Anspruch, Unwissenheit, Unvernunft und Aberglaube entgegenzuwirken“ (S. 298). Dazu bevorzugt Schwager „die satirische Darstellungweise“, die den Leser über die Torheiten der Menschen lachen lässt. „So wird die Literatur zur Arznei“ (S. 299). Alle fünf Romane werden in ihren literarischen Qualitäten einzeln vorgestellt.

Eine Ergänzung zum Verständnis von Schwagers Biographie und seiner Persönlichkeit bilden die Beiträge von Martin Siemsen, Karl H. L. Welker, Walter Gödden und Renate Wilberg-Bretnütz über Schwager in seiner je besonderen Beziehung zu Justus Möser, Mathias Sprickmann und Johann Friedrich Andreas Wilberg, ein Beitrag, der über die Lebenszeit Schwagers hinausführt.

Zwei weitere Beiträge sollen auf die literarische und zugleich aufklärerische Wirkung Schwagers im 19. Jahrhundert hinweisen. Im ersten stellt Frank Stückemann das satirische Porträt Johann Heinrich Volkenings in der Figur des „Magister Dünkelböck“ vor, verfasst von Heinrich August Theodor Gieseler (1805–1888), dem aufklärerischen Pfarrer in Hüllhorst (1832–1884), eine höchst kritische, karikatureske Satire über den späteren Nachfolger Schwagers in der Jöllenbecker Pfarrstelle. Sie lässt kein gutes Haar an Dünkelböck ... In diesem Porträt geht es offensichtlich um eine klare Distanzierung von Volkening und von der Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg. – Es erhebt sich hier Bedarf, die Unterscheidung von Pietismus, Erweckung(spietismus) und lutherischer Orthodoxie in Hinsicht auf Volkenings Theologie und Persönlichkeit zu bedenken. – Der zweite ins 19. Jahrhundert weisende Beitrag behandelt die volksaufklärerischen Bemühungen zur liberalen Publizistik von Johann Moritz Konrad Schauenburg (1827–1895), einem Urenkel Schwagers, dessen Leben und Wirken ähnliche Züge aufweist wie dasjenige Schwagers. Damit soll auf die tiefgreifenden familiären Prägungen durch Johann Moritz Schwager hingewiesen werden.

Der Aufsatzband repräsentiert nach der Biographie von Frank Stückemann (2009, siehe oben) zum ersten Mal umfangreich den gegenwärtigen

Stand der Schwagerforschung. Der Leser wird in den vielen Anmerkungen reichlich mit Quellen- und Literaturverweisen bedient. Man vermisst vielleicht ein zusammenfassendes Literaturverzeichnis. Am Ende des Buches findet sich ein „Verzeichnis der Autorinnen und Autoren“ – aber leider kein Register.

Teil II: Die Romane und die Reisebeschreibung Schwagers

In zwei Bänden liegen die neu edierten und auf 138 Seiten kommentierten sowie mit einem dem Verständnis der Schriften Schwagers sehr dienlichen Nachwort der Herausgeber versehenen fünf – erstmals zwischen 1775 und 1805/1808 anonym – erschienenen Romane sowie die Beschreibung „einer Reise durch Westphalen“ von Johann Moritz Schwager vor.

Der dreiteilige Schlüsselroman „Leben und Schicksale des Martin Dickius“ (1. Aufl. 1775) kann mit vier Auflagen (4. Aufl. 1784) durchaus ein Bestseller seiner Zeit genannt werden (Bd. I, S. 13-365). Als literarische Vorbilder gelten zum Beispiel Samuel Butlers komisch-satirisches Epos über den Puritanismus „Hudibras“ (1763) und Laurence Sternes „Tristram Shandy“ (9 Bde., 1759–1767). – Schwager schreibt mit spitzer Feder und hoher satirischer Kunst einen hintergründigen biographischen Roman über Martin Dickius, einen verwöhnten, stupiden, phlegmatischen, akademisch und intellektuell unfähigen Menschen, dessen Mutter Ilsabein ihn zum Pastor machen und damit in eine gehobene gesellschaftliche Stellung bringen will. Er scheitert ständig und landet am Ende als Lehrer in „Rumpelsdahl“, wo er, dem Branntwein verfallen, stirbt. In diese Lebensbeschreibung sind zuweilen heftige Kritik und bitterböse Satiren eingeflochten: gegen Bildungsrenitenz, Korruption und Pfarrstellenschacher, „Andächtelei“ und „Frömmelei“ und allgemein gegen die Anhänger des Pietismus und der Erweckungsbewegung und deren heuchlerische und unfähige Prediger, wobei zum Beispiel Friedrich August Weihe in Gohfeld und Gottreich Ehrenhold Hartog in Herford unter sprechenden Pseudonymen besonders heftig attackiert werden. Inwieweit die satirisch-karikaturesken Zusammenhänge und skizzierten Personen im Sinne historisch zuverlässiger Nachrichten verwertbar sind, bleibt freilich im Einzelnen zu prüfen. Dieser Roman zeugt ebenso wie die folgenden von hoher Sprachkunst und Bildung Schwagers, der sich im Konzert der literarischen Arbeiten seiner Zeit nicht verstecken muss.

Drei Jahre nach Johann Wolfgang von Goethes „Die Leiden des jungen Werther“ erschien 1777 Schwagers Persiflage „Die Leiden des jungen Franken, eines Genies“ (Bd. I, S. 367-414), verfasst nach Art einer autobiographischen Skizze mit satirischen Zügen. Ein junger Mann, verweichlicht, „von verzärteltem Leibesbau“, mädchenhaft, larmoyant und ein Mächtegenie, ein poetischer Geck mit Namen „Wilhelm Franke“, repräsentiert wahrscheinlich den pietistischen Theologen und Pädagogen Gotthilf August Francke in Halle. Mit ihm steht der Pietismus im Fadenkreuz der heftigen Kritik. Hohn und Spott gelten dem zeitgenössischen Geniekult des Sturm und Drang, aller falschen Schwärmerei, der Gefühlsschwelgerei, der unvernünftigen Leidenskultur des Welterschmerzes und des Sich-Hineinsenkens in tränenreiches Selbstmitleid. All den irrationalen weltanschaulichen Verirrungen, die in diesem „Anti-Werther“ reichlich dargeboten werden, hält der

Ich-Erzähler in Sorge um die guten Sitten und den Zusammenhalt der Gesellschaft die klare Vernunft entgegen – nicht zuletzt, um junge Leute davor zu bewahren, sich durch die Lektüre von Goethes „Werther“ zum Suizid treiben zu lassen.

„Stillbachs Leben. Ein Zauberroman“, „ein spashaftiges Büchlein“ (Bd. I, S. 419), erschien 1781 (Bd. I, S. 415-593). Es behandelt ein zentrales Thema der Arbeit des Pastors und Aufklärers Johann Moritz Schwager, und zwar dessen Abwehr des Teufels- und Dämonenglaubens sowie jede Form eines Gespenster- und Hexenglaubens in allen seinen finsternen Schattierungen. Diesen Kampf verbindet er – in der Form der Satire und in grotesken Szenen – mit der Lebensgeschichte des lutherischen Pfarrers Johann Caspar Stillbach, der fest an seinen abergläubischen, völlig verstockten, konservativen Lehren der Satanologie und Dämonologie festhält. Er ist für keinerlei rationale Erklärungen zugänglich. So richtet sich sein Roman gegen kirchlich verbreitete Lehren, die auch im pietistischen Bereich virulent waren. Hefelmann vermutet, dass hinter der Figur des Pastor Stillbach der erweckte Pfarrer Hilmar Ernst Rauschenbusch in Bünde gesehen werden könne, der gegen Schwager als „Teufelsspötter, Schriftverdreher und Atheist“ polemisiert hatte [in: Gödden (u.a.) (Hgg.), „Licht in Westfalen“, S. 319].

„Friedrich Bickerkuhl. Ein Roman aus dem Leben und für dasselbe“ (1802; Bd. II, S. 673-877): In der Figur des Theologen Bickerkuhl begegnet dem Leser ein lutherischer Pastor von hoher moralischer Integrität und Bildung. Er hat sich den Ideen der Aufklärung verschrieben, zählt also zu den Neologen, die der Vernunft Raum geben und sich um die sozialen Notwendigkeiten im Sinne des Gemeinwohls sorgen. Außerdem ist er ein guter und gemeindenaher Prediger. Aber er kann keine Pfarrstelle bekommen; denn er verweigert sich dem Geschacher um die Pfarrstellen, ohne das keine Pfründe erworben werden kann – und das im ganz wörtlichen Sinne; denn immer wieder geht es dabei um Bestechung und die Zahlung von Geld, etwa an den Patron. Bickerkuhl entschließt sich, eine Druckerei und eine Verlagsbuchhandlung aufzumachen, die er mit Erfolg betreiben kann. So entkommt er dem unwürdigen „Pfarrschacher“, der das besondere Thema dieses Romans ist. Schwager beschreibt die Missstände, die sich um die Pfarrwahlen und die Einsetzung von Pfarrern in gekaufte Stellen gebildet haben, in ironisch-satirischem Grundton. Eine Besserung, glaubt er, könnte sich ergeben, wenn das Besetzungsrecht nur bei den Konsistorien läge und gar nicht mehr bei den Patronen.

„Leben, Thaten und Schicksale eines lüderlichen Landpredigers vom Verfasser des Friedrich Bickerkuhl“ (1805); die zweite Auflage erschien 1808 (beide Auflagen also posthum!) unter dem Titel „Lothar von Lothersburg, ein Gemälde der Verirrungen des menschlichen Herzens, nach der Natur gezeichnet“ (Bd. II, S. 879-1037): Der Hinweis auf den Verfasser des „Bickerkuhl“ macht deutlich, dass Schwager beide Romane als zusammengehörig gesehen hat. Dem positiven Entwurf eines guten Pfarrers in der Figur des Friedrich Bickerkuhl wird dem Leser mit dem „lüderlichen Landprediger“ der völlige Gegensatz eines lüderlichen, verlotterten, lasterhaften und unfähigen Pfarrers in drastischen Farben präsentiert, der sich zu allem Überflus-

„Martin Luther“ oder „D. Johann Michael Lothar“ nennt, so dass deutlich wird: Es geht Schwager um die Kritik am „erzlutherisch“ (S. 894) orthodox verfestigten ebenso wie am heruntergekommenen und bildungsresistenten Pfarrerstand, aber auch an der Ausbildung der Theologen und an ihrer Bildung und Kompetenz insgesamt, dem Amt des Pfarrers gerecht zu werden. Der Kontrast zu Lothar, diesem völlig verkommenen Mann, wird noch dadurch verstärkt, dass Schwager mit Bickerkuhl einen Neologen auftreten lässt, einen erfolgreichen, geradezu vorbildlichen, aufgeklärten Pfarrer im Nachbardorf – und nicht etwa einen Pietisten. Das ist eine klare Richtungsanzeige für das geeignete Pfarrersein! Der Weg Lothars schließlich nimmt über allerhand Verirrungen eine starke Wendung. Er findet Aufnahme und Freundschaft in seiner früheren Gemeinde und wird Bibliothekar! Schwager setzt offensichtlich auf die heilende und erzieherische Wirkung der Bücher, der aufgeklärten Bildung und der philanthropischen Umgebung. Der posthum veröffentlichte Roman hat zwar geringere literarische und satirische Kraft, ist weniger geistvoll und weniger spritzig als seine Vorgänger, wirkt aber zusammen mit „Bickerkuhl“ wie ein Vermächtnis des alternden Pastors und Neologen Johann Moritz Schwager in Sorge um die Entwicklung des Pfarrerstandes und damit der Gemeinden, der Kirche, des Christentums.

Der Reisebericht „Johann Moritz Schwager's Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen bis an und über den Rhein“ (1804) ist der Neuedition der Romane zugefügt (Bd. II, S. 1039-1178). 1802 geht der Jöllenbecker Pfarrer für mehrere Wochen mit der Kutsche und zu Pferd auf die Reise. Er nimmt mit manchen Zwischenstationen den Weg von Bielefeld über Oelde, Hamm und Dortmund in seine Heimat, das Bergische Land, und weiter nach Düsseldorf und Köln – und zurück über Elberfeld, Wetter, Unna, Lippstadt, Rietberg, Bielefeld und Schildesche wieder nach Jöllenbeck. Sein Besuch galt Freunden, Bekannten und Pfarrern, sein besonderes Interesse den Schulen und Kirchengemeinden und ihren personellen und wirtschaftlichen Gegebenheiten, der Finanzierung und Besetzung von Pfarrstellen. Er berichtet über Land und Leute, die Landwirtschaft und industrielle Entwicklungen, über die „berühmte Dampfmaschine“, auf deren Anblick er sich „schon so lange gefreuet“ (S. 1061), über Flößerei auf dem Rhein, über Kriminalität, das napoleonische Recht und Methoden der Sanktionierung, über die besuchten Städte und Dörfer, ihre Menschen und Probleme und nicht zuletzt über die Freimaurerei, – ein riesiges Kaleidoskop des Landes und des Lebens und Wirkens der Menschen, eine hervorragende Quelle für den heutigen Betrachter.

Die Romane, im Modus der Satire mit Ironie und Spott, lassen Menschen auf der bunten Bühne des Lebens ihre Verhältnisse darstellen, um Aberglauben, Obskurantismus, Heuchelei, Dummheit, Bigotterie, falsche Frömmigkeit und Schwärmerei zu benennen und eklatante Missstände im Schul- und Bildungswesen sowie in der Kirche, um Bildungsignoranz, Korruption und Pfarrschacher zu bekämpfen. Darin haben die fünf Romane eine gemeinsame Front mit jeweils unterschiedlichen Gewichtungen. Schwager ging es positiv um die Befreiung der menschlichen Vernunft von falschen Vorstellungen und Bindungen, um Aufklärung und Bildung des Volkes und ihrer Lehrer

und Prediger, um eine philanthropische Gesinnung, das Leben in Nächstenliebe zum Nutzen des Gemeinwohls zu führen.

Die Historizität der Hintergründe der Romanstoffe grundsätzlich in Zweifel zu ziehen, wäre töricht, aber zugleich wäre es klug, die dargestellten Sachverhalte und pseudonymen Personen zu prüfen: Wie nah und insoweit glaubhaft waren Satire und Karikatur an den geschilderten Geschehnissen und Protagonisten? Oder wie weit hatten sie auch eine die Wirklichkeit verzerrende oder entstellende Wirkung? Im Übrigen ist festzuhalten, dass die Romane Ähnliches leisten wie der Reisebericht: Immer wieder finden sich Exkurse oder Bemerkungen zu sprachlichen oder sachlichen Inhalten, die dem Leser das Glauben und Denken, Leben und Handeln des ausgehenden 18. Jahrhunderts nahebringen. Wer sich über diese Zeit humorvoll und gebildet, mit Wissen und Witz aus der Sicht eines spätaufklärerischen, mit reichen Kenntnissen in vielen Fachgebieten seiner Zeit ausgestatteten Pfarrers orientieren will, findet hier reichlich Stoff direkt aus den Quellen jener Zeit.

Christof Windhorst

